

Herzogin Maria zu Württemberg



Ende und Anfang



Ein Lebensbuch

33
00

6-

S

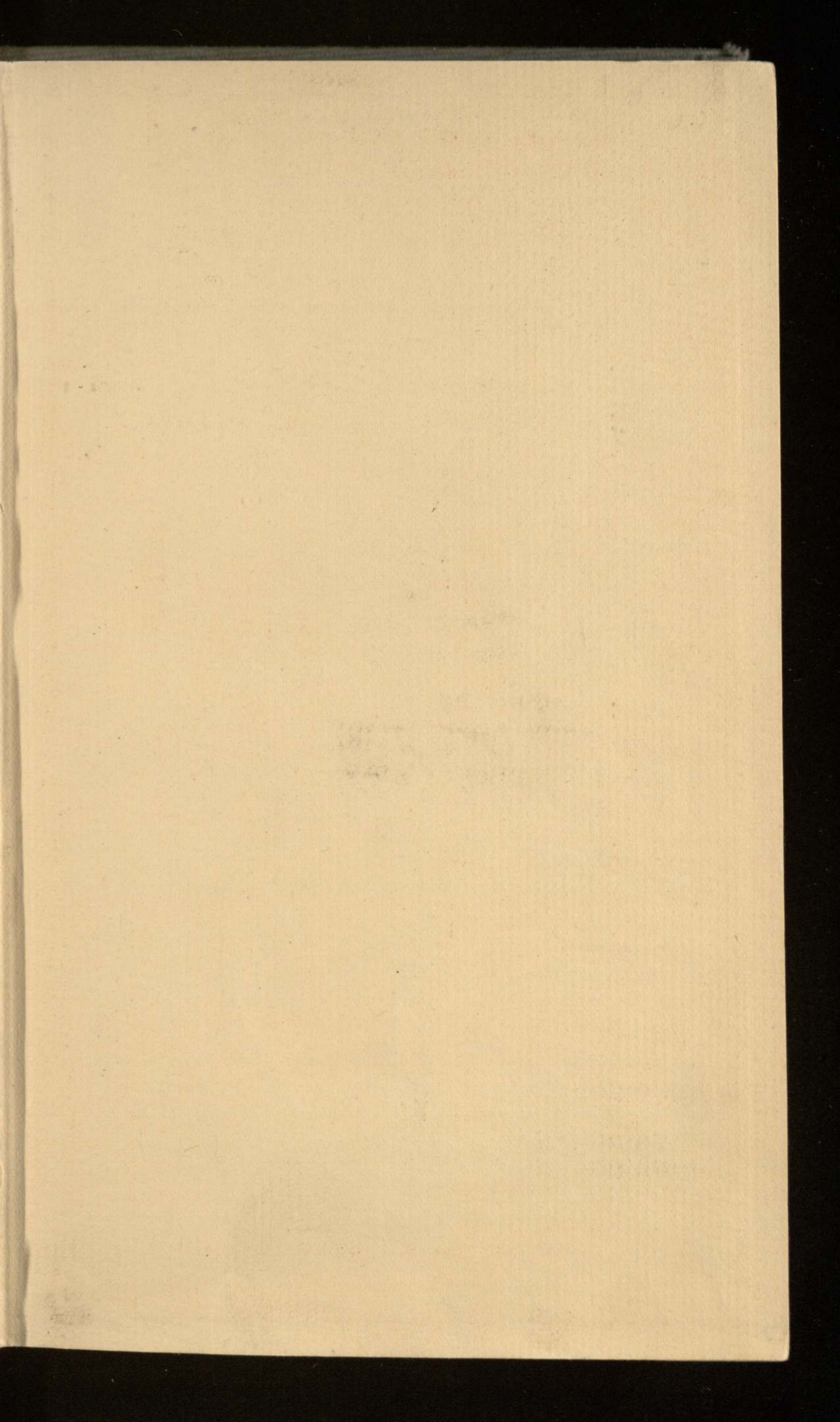
G23
Z100



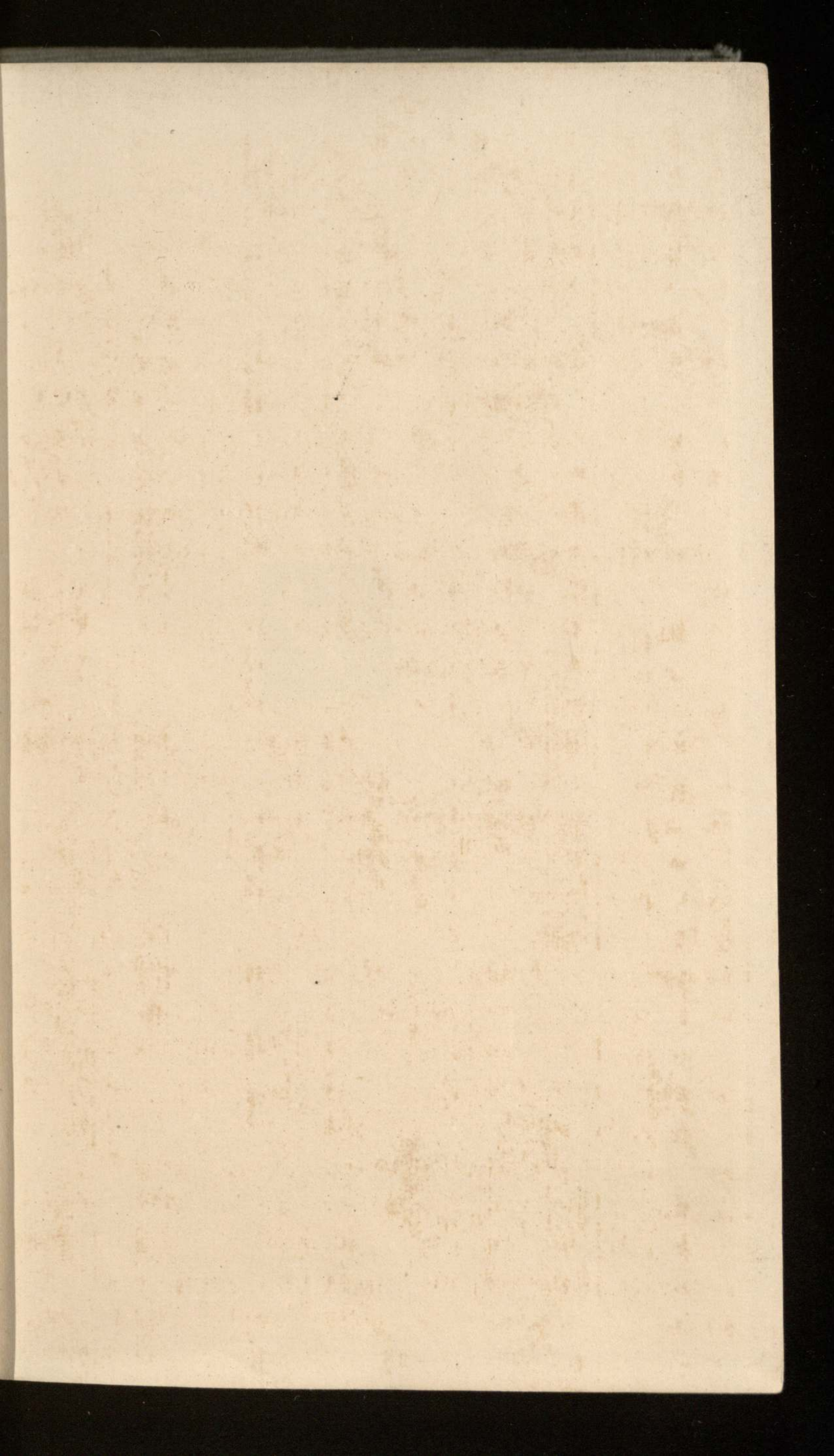
G23Z100

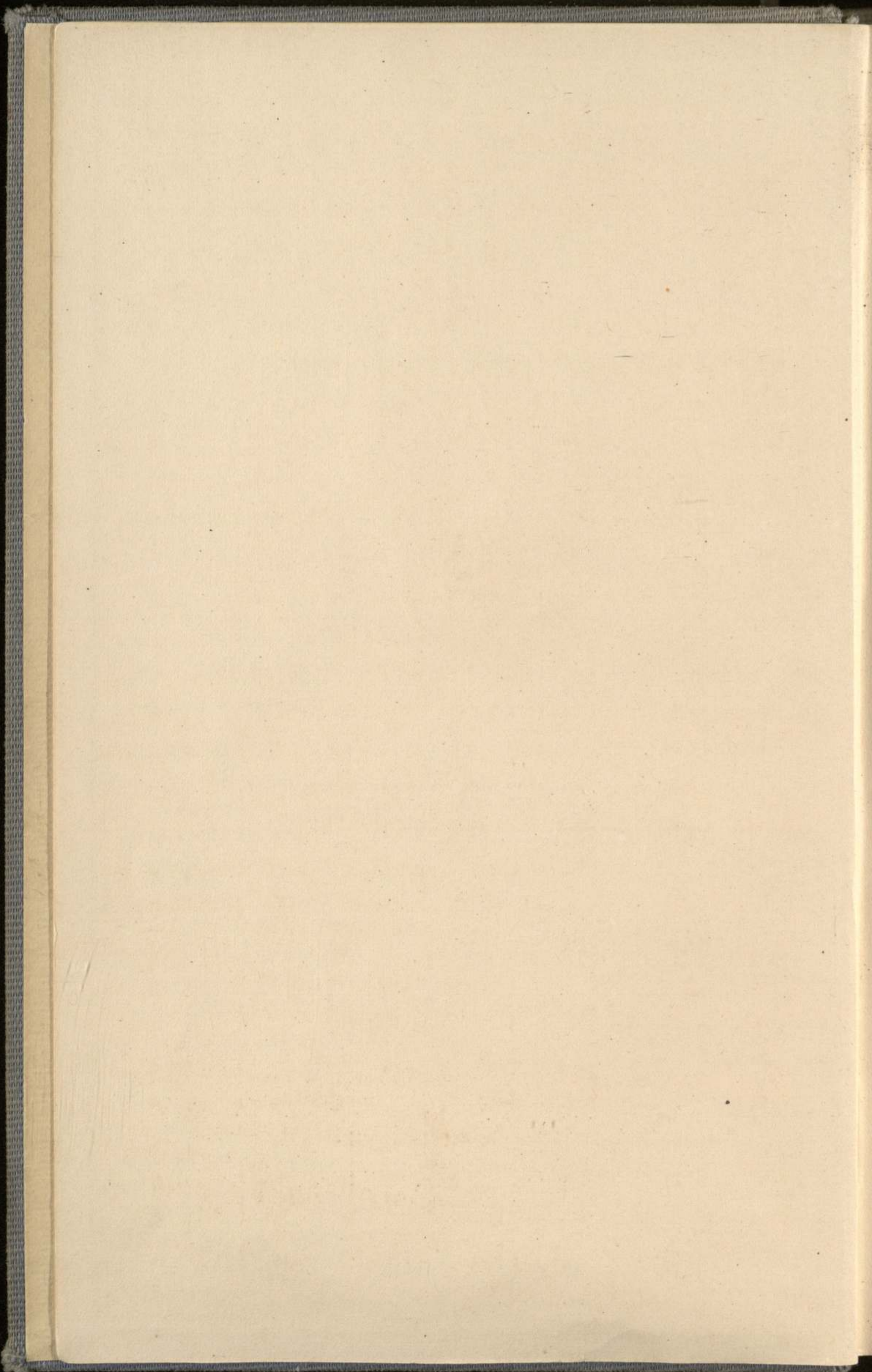


G23Z100

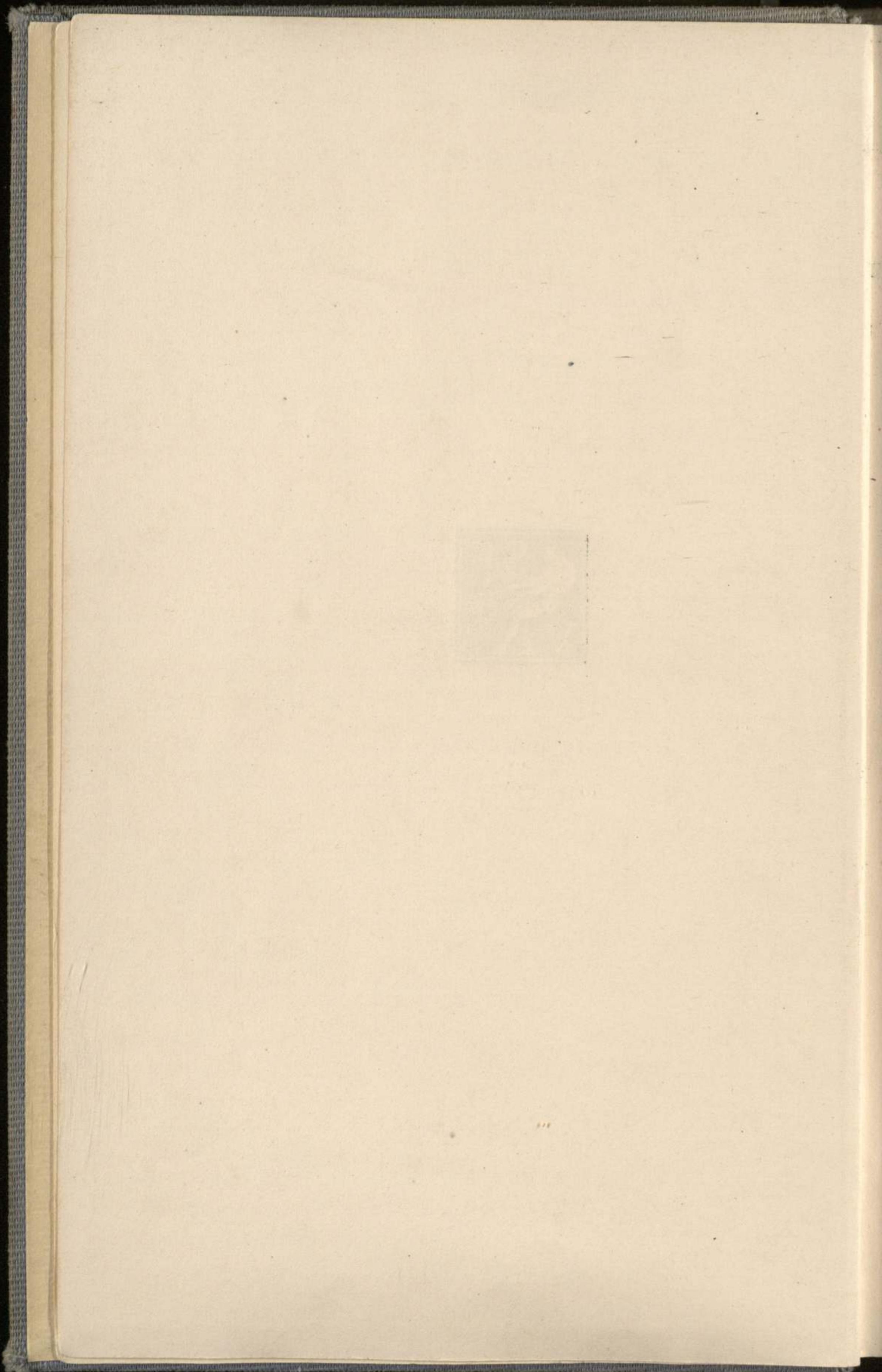


4









ENDE
UND ANFANG

EIN LEBENSBUCH

VON

HERMYNIA ZUR MÜHLEN



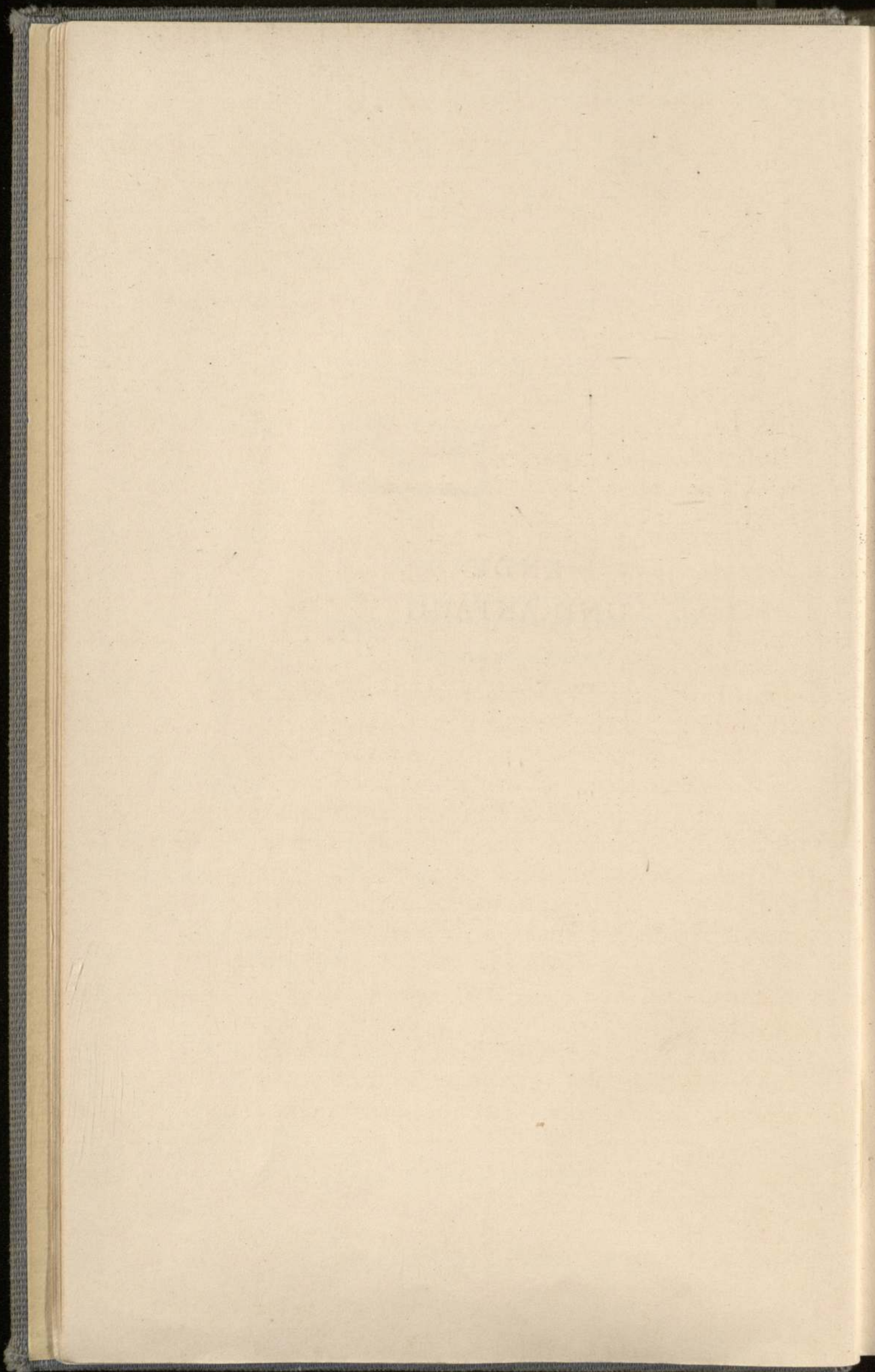
30/1768
1929

S. FISCHER VERLAG / BERLIN

Univ. u. Stadtbibl.
Köln

Erste bis vierte Auflage
Alle Rechte vorbehalten. Copyright
1929 by S. Fischer Verlag A.-G., Berlin
Printed in Germany

ENDE
UND ANFANG



IM WOHLTEMPERIERTEN GLASHAUS

Als ich ein kleines Kind war, hing auf dem Korridor, gegenüber meinem Schlafzimmer, eine Kuckucksuhr. Ich liebte sie sehr und konnte mich am Ruf des sich hurtig verbeugenden Kuckucks nicht satt hören. Eines Nachts jedoch spielte mir die geliebte Uhr einen bösen Streich. Von einem dumpfen Ton geweckt, schreckte ich aus dem Schlaf und hörte in der nächtlichen Stille elf schauerliche Rufe. Käuzchen, dachte ich, Käuzchenrufe bedeuten Tod. Erschrocken begann ich zu rufen und zu schreien, aber niemand hörte mich. Da überkam mich eine furchtbare Verzweiflung: alle Menschen im Haus, in der kleinen Stadt, ja auf der ganzen Welt sind tot, und ich bin ganz allein in einer toten Welt zurückgeblieben. Wenn ich mich heute an diese Zeiten meiner Kindheit erinnere, so fällt mir häufig die unheimliche Nacht ein, da mein Freund, der Kuckuck, den Tod einer Welt prophezeit hatte. Die Welt, in der ich aufwuchs, ist tot; wenn auch noch viele ihrer einstigen Bewohner leben, der alte heitere kultivierte Leichtsinn ist tot, die Verachtung des Geldes, der selbstverständliche

Hochmut dem Bürger gegenüber, mochte er auch ein Millionär sein.

Zu den vergangenen Herrlichkeiten dieser alten Welt gehört auch die „aristokratische“ Diplomatie, die damals, zumindest war das die Überzeugung der Diplomaten, eine Art Glorienschein trug. Wir gehörten zur „Karriere“, die Karriere war einzig und allein die Diplomatie, eine andere Laufbahn gab es für uns nicht. Freilich hinderte diese Ehrfucht vor der Karriere die österreichischen Diplomaten keineswegs daran, sich über ihre Chefs lustig zu machen. So hieß zum Beispiel der österreichische Botschafter in London nur „das Superlativ“, nämlich: „dumm, dümmer, Dehm.“ Die Diplomaten nahmen überhaupt nichts besonders ernst, nicht einmal sich selbst. Ein Onkel zum Beispiel, der ebenfalls Diplomat war, brachte mir bei, auf die Frage: „Was ist dein Vater?“ folgende schöne Antwort zu geben: „Mein Vater ist ein armer Teufel, der einen grünen Affenfrack trägt, dumme Berichte schreibt und dem Staat viel Geld kostet.“ Und mein Vater erklärte häufig: „Österreich hat ein einziges wahres Interesse: die Frömmigkeit der Mohammedaner. Solange die Fesse tragen, ist für uns alles in Ordnung.“ Die meisten Fesse wurden damals in Böhmen fabriziert.

*

Wir hätten eigentlich die anderen Berufe nicht so sehr verachten dürfen, denn mein Großvater väterlicherseits hatte es als Militär zum Feldzeug-

meister, ersten Generaladjutanten des Kaisers Franz Joseph und zum Ritter des goldenen Vlieses gebracht. Und ein Großonkel war General der Kavallerie und Gouverneur von Mainz gewesen. Seine Frau war eine typische Vertreterin ihrer Kaste, eine liebe, äußerst fromme, hübsche, alte Dame, die die Lehren des Evangeliums befolgte, indem sie tatsächlich die Hälfte ihres nicht allzu großen Einkommens den Armen gab, was sie aber nicht daran hinderte, mir eines Tages zu sagen: „Weißt du, die Bürgerlichen sind ja ganz brave Leute, und ich weiß, daß wir vor Gott alle gleich sind, aber ich kann halt doch nicht finden, daß sie Menschen sind wie wir.“ Sie erzählte auch von Wohltätigkeitsbällen, bei denen durch die Mitte des Saales ein Strick gespannt war: auf der einen Seite tanzten die Bürgerlichen, auf der anderen die Aristokraten. Allerdings war die alte Dame äußerst konsequent; als ihre Nichte, Sophie Chotek, den Thronfolger Franz Ferdinand heiratete, erklärte sie: „Die Person kommt mir nicht mehr ins Haus. Sie ist ein schlechtes Frauenzimmer, hat unserem Kaiser das Unrecht angetan, daß er keine erbberechtigten Nachfolger haben kann.“

Ich fand derartige Aussprüche äußerst komisch, denn ich war bereits in zartem Alter durch die Lektüre der „Neuen Freien Presse“ und anderer liberaler Zeitungen „verdorben“ worden. Eigentlich durfte man damals in unseren Kreisen nur das „Fremdenblatt“ lesen, aber meine Großmutter war eine Engländerin mit der liberalen

Einstellung der damaligen Engländer, und so kam es, daß ich mit acht und neun Jahren die Leitartikel des Herrn Benedikt für eine Offenbarung und ein neues Evangelium hielt und sich in mir eine unerschütterliche Überzeugung herauskristallisierte: die Regierung hat immer unrecht. Einer meiner Großonkel war Ackerbauminister und gehörte der klerikalen Partei an; er drückte ein Gesetz durch, das nach ihm die Lex Falkenhayn hieß, und die „Freie Presse“ griff ihn heftig an. Als wir in Wien einmal den obligaten Besuch bei seiner Frau machten, kam auch der Onkel ins Zimmer, und ich achtjähriger Fratz staunte darüber, daß ein so „verruchter Bösewicht“ dermaßen harmlos und freundlich aussehen konnte.

*

Auch meine republikanischen Gefühle erwachten früh, wenngleich ich nicht behaupten kann, daß sie das Ergebnis logischen Denkens waren. Sie entsprangen einem rein persönlichen Rachedurst. Etwa dreißig Minuten von dem kleinen Kurort G. im Salzkammergut entfernt ragte, die schöne Landschaft verderbend, ein abscheuliches Schloß auf, das dem Herzog von Württemberg gehörte. Der alte Herzog hatte eine besondere Abneigung gegen Hunde, und jeder Hund, der irgendwie in seinen Park kroch, wurde erschossen. Ich fand dieses Vorgehen verwerflich, verurteilte es, wie man ein Unrecht verurteilt, das einen nicht selbst betrifft, kühl und ohne besonderen Zorn — bis zu dem Tag, da mein kleiner

Foxterrier Grip am Abend von seinen gewohnten Streifzügen nicht heimkehrte. Er kam auch am folgenden Tag nicht, und als eine Woche verstrichen war, mußten wir annehmen, daß der arme Grip im Park des Herzogs von Württemberg seinen Tod gefunden hatte. Nun verwandelte sich meine prinzipielle Verurteilung in wilde Empörung. Der alte Herzog verkörperte für mich alle Tyrannen der Geschichte, alle Mörder und Verbrecher. Tag für Tag schleppte ich beim Spaziergehen meine unglückselige Erzieherin nach dem roten Schloß, sammelte unterwegs alle Steinchen, die ich finden konnte, und warf sie dann unter den ärgsten Verwünschungen in den Park. Von diesem Augenblick an hatten Monarchen, Fürsten und Herzöge bei mir ausgespielt. Und als nach vielen Jahren die deutsche Revolution auch dem Hause Württemberg den Thron nahm, dachte ich an den armen Grip und fühlte eine leise persönliche Befriedigung, weil auch mein kleiner ermordeter Hund gerächt war.

*

Ganz langsam und allmählich drang die „neue Zeit“ in unser kleines Städtchen am See. Die erste Postbeamtin, die eine Postfiliale leitete, war eine Sensation. Die meisten hatten das Gefühl, daß die Briefe, die man bei diesem Postamt aufgab, nie ankommen würden, und wichtige eingeschriebene Briefe wurden dem freundlichen rundlichen Fräulein überhaupt nicht anvertraut. Ich glaube, einige der alten Damen, die in den

Villen wohnten und den ganzen Tag auch im Hause Handschuhe trugen, um ihre Hände zu schonen, hielten es für unanständig, daß eine Frau hinter einem Schalter saß, und sahen in der ehrbaren Postbeamtin eine Verlorene.

Aber kaum hatte sich die „Gesellschaft“ von dieser ersten Sensation erholt, da wurde sie auch schon durch eine weit ärgere erschüttert. Auf den schönen glatten Straßen tauchten schamlose Wesen auf: Radfahrerinnen, Frauen, die sich nicht entblödeten, ihre Beine bis zur halben Kniehöhe zu zeigen. Bei uns zu Hause wurde die Sache nicht so tragisch genommen, denn die Großmutter fand, die Frauen hätten das Recht, all das zu tun, was sie gut machen konnten, und meine Mutter fuhr selbst Rad. Aber die anderen waren weniger nachsichtig; eine alte Gräfin Szapáry ließ von ihrem Gärtner Kieselsteine sammeln und auf den Gartentisch legen. Da saß sie dann hinter der Hecke ihres Gartens und lauerte auf Radfahrerinnen. Kam so ein schamloses Geschöpf vorbei, so prasselte ihm ein Steinregen nach, und die alte Gräfin brüllte aus Leibeskräften hinter dem Rad her: „Schlampen! Schlampen!“

Doch soll zu unserer Ehrenrettung gesagt werden, daß es sogar in unseren Kreisen eine Frau mit einem Bubikopf gab. Damals nannte man es „Tituskopf“. Die Besitzerin des „Tituskopfes“ war aber auch sonst in meinen Augen eine romantische Erscheinung, war sie doch, vor ihrer Heirat mit dem Grafen Prokesch-Osten, Schauspielerin gewesen

und hatte als Friederike Goßmann große Erfolge errungen. Herr Wiesinger, der Papierhändler, verkaufte noch damals ihr Bild in ihrer Glanzrolle: „Die Grille“. Ich erinnere mich noch an die großen Augen und das lebhaftes Wesen der „Grille“, die sich bestimmt in der etwas zeremoniellen Luft der Gesellschaft heftig langweilte. Einmal, zur Zeit des Dreyfusprozesses, ließ sie sich von ihren Gefühlen fortreißen und sandte in ihrer Eigenschaft als Vorsitzende des Roten Kreuzes von G. ein Telegramm an Frau Dreyfus, in dem sie ihr die Teilnahme des Roten Kreuzes ansprach. Eine wilde Aufregung erfaßte das Städtchen, einige waren Anti-Dreyfusards, aber auch die anderen schüttelten den Kopf, denn schließlich war Dreyfus, wenngleich unschuldig, ja dennoch ein Jude, man dürfte doch nicht so impulsiv sein, und wenn man eine Bürgerliche gewesen war, erst recht nicht. Ich war selbstverständlich eine wilde Dreyfusanhängerin und mußte oft von der Großmutter, die übrigens auch eine war, daran erinnert werden, daß man als Kind auch gegen jene Erwachsenen höflich zu sein habe, die anderer Ansicht sind. Als Zola sein „J'accuse“ veröffentlichte, erschloß sich mir eine neue Welt, und Zola trat für mich an die Stelle aller anderen Helden.

*

Aber die „Grille“ war nicht unsere einzige Berühmtheit. An den großen Garten unserer Villa stieß ein zweiter Garten, der Pauline Lucca gehörte. Die bekannte Sängerin hatte sich damals

bereits zurückgezogen; sie war mit einem Baron Walhofen verheiratet und gab Gesangunterricht. Ihr Gesicht ist meiner Erinnerung entfallen, ich weiß nur noch, daß sie schöne lustige blaue Augen hatte und schrecklich wienerisch sprach. Sie gab jedes Jahr gegen Ende der Saison auf der kleinen, in ihrer Villa eingebauten Bühne Vorstellungen, und bei einer dieser Vorstellungen trat auch einmal ein junges Geschöpf auf, das frischeste, bezauberndste, reizendste Wesen, das man sich vorstellen kann. Sogar die alten Damen waren von ihm und seiner Stimme entzückt. „Wie heißt die Kleine eigentlich?“ fragten sie nach der Vorstellung. Und die Antwort lautete: „Fritzi Massary.“

Ein kleiner, alter, weißhaariger Mann wohnte an der Promenade, und ich wußte, das ist der Komponist Goldmark, also ebenfalls eine verehrungswürdige Persönlichkeit. Auch Peter Altenberg konnte man auf der Promenade sehen und den Maler Angeli, der seine Berühmtheit in England dem Umstand verdankte, daß er der beste Walzertänzer von London war — zumindest behaupteten das seine Freunde.

Wir hatten aber auch lokale Berühmtheiten. Da war ein junger Lehrer, der von allen Pfarrern verfolgt wurde, weil er den Kindern von der Darwinschen Deszendenztheorie sprach. Unser Bezirkshauptmann, Baron A., ein kluger und vernünftiger Mensch, hielt zu ihm und erzählte uns häufig voller Zorn von der Hetze gegen Herrn Lebeda. Der junge Mann mit dem blassen

Gesicht und den schwarzen Haaren erschien mir natürlich als Held und Märtyrer. Da ich ihn nicht kannte, begann ich seinen beiden ältlichen Schwestern nachzulaufen, zu Fuß und per Rad, denn damals hatte die Großmutter bereits meinen Bitten nachgegeben und mir ein Rad geschenkt. Kaum sah ich die Schwestern Lebeda, sie gingen immer zusammen aus, in der Ferne, so raste ich ihnen nach, betrachtete sie voller Bewunderung und hoffte, sie würden sich herablassen, einmal ein Wort mit mir zu sprechen. Aber sie taten es nie, und vielleicht steigerte dieser Umstand noch meine Verehrung für die Familie, denn trotz aller liberalen Gesinnung war man ja als die „kleine Komtesse“ doch daran gewöhnt, daß die Bürgerlichen sich geehrt fühlten, wenn man mit ihnen sprach.

Selbstverständlich war man mit allen Leuten lebenswürdig, aber nicht wegen der Leute, sondern aus Selbstachtung. „Vergiß nicht, daß du eine kleine Dame bist“, wie oft habe ich das in meinen Kindertagen gehört. Aber damals bedeutete Dame nicht die gutgekleidete, müßige, reiche Frau, sondern einen Menschen, der voll Takt auf die Gefühle der anderen Rücksicht nahm, in allen Lebenslagen lebenswürdig und höflich war, seine eigenen Gefühle verbarg und, mochte er sich noch so schlecht fühlen, die anderen nichts merken ließ. Daß die Aristokraten sich für den umbilicus mundi hielten, war nicht einzig und allein ihre Schuld; die in Ehrfurcht ersterbenden Bürger trugen ihr Teil dazu bei. Ich erinnere

mich ganz genau, daß ein Arzt, sonst ein netter kluger Mensch, der zu mir gerufen wurde, anläßlich des großen Brandes beim Wohltätigkeitsbasar in Paris sagte: „Es ist schrecklich, wenn man bedenkt, wieviel Aristokraten dabei verbrannt sind!“ Und ich erinnere mich auch an die sanfte Frage meiner Großmutter: „Glauben Sie, daß es für die anderen nicht ebenso schrecklich war, Herr Doktor?“

Und auch die Erklärung meines Religionslehrers habe ich nicht vergessen, als ich mit ungefähr zehn Jahren zum Entsetzen der ganzen Klasse erklärte: „Ich glaube nicht, daß der liebe Gott gerecht ist, sonst würde er nicht zugeben, daß es Arme und Reiche gibt.“ Der hochwürdige Herr sah mich einen Augenblick grimmig an — ich glaube, er erschrak jedesmal, wenn ich den Mund aufmachte —, doch fand er dann rasch eine Antwort: „Es gibt Arme und Reiche, damit die Reichen den Armen Almosen geben und so in den Himmel kommen können.“

Übrigens war es bei uns gleichsam ein ungeschriebenes Gesetz, daß man mit den Bürgerlichen liebenswürdig, mit den „armen Leuten“, dem Volk, aber noch viel liebenswürdiger sein mußte, und zwar auf eine viel selbstverständlichere Art, weit mehr, als ob man es mit seinesgleichen zu tun hätte. Ein kleiner Vorfall scheint mir bezeichnend für diese Einstellung. Es gab im Städtchen häufig große Überschwemmungen, und fast immer drohte dabei die alte Holzbrücke, die über die Traun führte, einzustürzen. Eines

Tages geschah das Gefürchtete. Mit einem ungeheuren Krach brach die Brücke mitten auseinander. Drei Arbeiter fielen in den Fluß und ertranken. Der Bezirkshauptmann, nicht Baron A., der die Rettungsarbeiten beaufsichtigt hatte, wandte sich zu seinem Diener und sagte: „Gehen Sie nach Hause, Johann, und sagen Sie der Gräfin, es sind nur Arbeiter ertrunken.“ Ich glaube, daß nicht einmal die Arbeiter über diese Worte empörter waren als die Aristokraten. Graf S. wäre höchstwahrscheinlich von der Gesellschaft boykottiert worden, hätte nicht jemand eine Entschuldigung für ihn gefunden: „Was willst du, die Mutter seiner Frau ist eine Bürgerliche.“

*

Die Geringschätzung der Bürgerlichen saß selbst in den Vorurteilslosesten unserer Kaste dermaßen fest, daß sie nicht auszutreiben war. Mein Vater war viel zu klug, um irgendwelchen aristokratischen Dünkel zu kennen, er verlangte von den Menschen Intelligenz und Geist, und diese Eigenschaften suchte er meist vergebens bei seinen Standesgenossen. Aber sogar er pflegte von Bekannten aus der Großindustrie immer mit dem Präfix „der arme“ zu sprechen. Als ich vor einigen Jahren ein Buch übersetzte, in dem der ungeheure Besitz eines rheinischen Großindustriellen genau geschildert war, mußte ich mitten in der mühseligen Arbeit lachen; mir war eingefallen, daß mein Vater von dem Begründer dieses riesigen Vermögens, der ein guter Bekannter von ihm

war und der uns hundertmal hätte auskaufen können, stets als „der arme H., der ja doch ganz nett ist“, gesprochen hatte.

Damals galt in unseren Kreisen das Geld herzlich wenig, wenngleich ich als Kind das S. M. Rothschild auf dem Siegel der Rothschild'schen Geschäftsbriefe lange Zeit als Seine Majestät Rothschild las — vielleicht nicht ganz mit Unrecht.

*

Auf die Kleidung wurde ebenfalls verhältnismäßig wenig Wert gelegt. „Man“ trug Schneiderkleider von Jungmann in Wien und die unvermeidlichen Diamantboutons. Allzu elegant gekleidet zu sein war nicht vornehm, das überließ man den reichen Bürgerfrauen. Die alten Damen liefen manchmal so schäbig herum, daß ein Uneingeweihter ihnen am liebsten zehn Kreuzer geschenkt hätte — wie die Kirchenweiberln, sagte man in Österreich. Die Kirchenweiberln waren arme Frauen, deren Hauptvergnügen darin bestand, stundenlang in der Kirche zu sitzen und Rosenkranz zu beten. Am Sonntag besuchten sie meist alle Gottesdienste. Ich liebte sie gar nicht, weil ich, wenn die Kirchenbänke überfüllt waren, ihnen meinen Platz geben und stehen mußte. Bei den eleganten Bürgerlichen brauchte ich das nur zu tun, wenn sie ganz alt waren. Auch bei Arbeitern und Arbeiterinnen mußte ich aufstehen, weil die die ganze Woche hart gearbeitet hatten.

Die Ehrfurcht vor den arbeitenden Menschen lehrte mich die Großmutter. In unserem Garten

arbeitete eine alte Tagelöhnerin, die Höllerin wurde sie genannt, und die Großmutter erzählte mir die Geschichte ihres Lebens. Sie war sechzig Jahre alt, hatte daheim drei Enkelkinder, die sie aufziehen mußte, und schaffte von morgens bis abends, immer freundlich, immer bereit, mit mir zu plaudern. Sie hatte daheim ein Schwein, für das sie Roßkastanien sammelte, und es war für mich, wenn ich brav gewesen war, eine besondere Ehre, für die Höllerin im Garten Kastanien sammeln zu dürfen. Auch für die Enkelkinder durfte ich ihr Spielzeug schenken, und die Großmutter erklärte mir, man dürfe den Armen nie kaputtes häßliches Spielzeug geben, das wäre eine Beleidigung; man müsse ihnen von dem schönsten, was man besaß, schenken. Irgendwo in mir lebte ein Gefühl für Selbstkasteiung, vielleicht von einem fernen Ahnen her, dem Vetter einer Ur-ahnin, dem hl. Ignatius von Loyola, und ich befolgte getreu die Worte der Großmutter. Aber die Askese scheint doch nicht ganz echt gewesen zu sein, denn ich erinnere mich, daß ich einmal meine liebste Negerpuppe — sie hieß Bella, und wenn man an zwei Schnüren zog, die ihr aus dem Bauch hingen, sagte sie Papa und Mama — verschenkte, es aber nachher heftig bedauerte und mich lange über ihren Verlust nicht trösten konnte.

*

Eigentlich lebten wir Bewohner dieser alten Welt wie in einem schönen, wohltemperierten,

von Blumenduft erfüllten Glashauses. Draußen ereigneten sich allerlei schreckliche Dinge, aber wir sahen nur undeutlich durch die überrankten Fenster und ließen uns daher von ihnen nicht stören. Freilich brachte das Glashauses auch allerlei gute Eigenschaften zum Treiben, ehrliche Liebe zur Schönheit, echte Kultur, Selbstbeherrschung, die unzertrennlich zu guten Manieren gehört, aber auch eine gewisse Weltfremdheit, eine Hilflosigkeit in praktischen Dingen, die sich hinter dem Mantel der Verachtung alles „Geschäftlichen“ verbarg. In unserem privaten Glashauses aber hatte gleichsam die kluge Hand meiner Großmutter eine Scheibe blank geputzt, durch die ich in die Wirklichkeit hinaussehen konnte, und da erblickte ich schon als Kind das Problem aller Probleme, Reichtum und Armut, oder was man damals die „armen Leute“ nannte.]

ENTDECKUNGEN

Die armen Leute, es gab ihrer in dem kleinen Kurort nicht viele, aber immerhin genug, um ein wißbegieriges, gerechtigkeitshungriges Kind zum Denken anzuregen. Um so mehr, als ich in meiner frühen Jugend das Evangelium wörtlich nahm und empörten Erwachsenen erklärte: „Ihr seid keine Christen, sonst könntet ihr nicht zwei Mäntel haben, denn wer zwei hat, muß dem einen geben, der keinen hat.“

Warum waren die armen Leute arm?

Kinder und primitive Menschen sind stets geneigt, die Schuld auf Individuen oder politische Klassen abzuwälzen. So erging es auch mir. Wenn es Leute gab, die nicht genug zu essen hatten, so mußte dahinter die Böswilligkeit einzelner stecken, und zwar jener Leute, die die Macht in Händen hielten. Wer aber waren diese Menschen? Nicht die Bürger, denn die gehörten gewissermaßen auch zu den armen Leuten. Damals hielt ich alle Menschen, die nicht ein eigenes Haus sowie eine eigene Equipage besaßen und mindestens vier Dienstboten hatten, für arm. Und mit den reichen Bürgern verkehrte man nicht, so daß Industrielle und Finanzleute für mich nur als ein ganz unklarer Begriff existierten. Ein Bankier war ein Mensch, der für einen das Vermögen verwaltete und allmonatlich in einem schön versiegelten Brief über seine Tätigkeit berichtete, und ein Fabrikant war eine Art glorifizierter Krämer. Meine soziologischen Forschungen wurden durch ein Werk Hans Blums über die 48er Revolution gefördert. Später entdeckte ich, daß der Sohn Robert Blums eigentlich ein reaktionäres Buch geschrieben hatte. Mit elf Jahren jedoch, so alt war ich, als ich das Buch las, erschien es mir äußerst revolutionär: bürgerliche Helden fielen im Kampf gegen die Willkür der Monarchen und Aristokraten, starben, um dem Volk eine parlamentarische Verfassung und die Pressefreiheit zu schenken. Ich entdeckte drei wichtige Dinge: das Bürgertum, tugendhaft, edel und fleißig im Gegensatz zu unserer leichtfertigen,

faulen, verschwenderischen Klasse, das Parlament, das den Willen des Volkes ausdrückt (ich war elf Jahre alt), und die Presse, die berufen ist, der Wahrheit und der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen! Hatte ich früher Zirkusreiterin oder die Anführerin einer edlen Räuberbande werden wollen, so gab es von nun an für mich nur noch zwei wahrhaft erhabene Berufe: Abgeordneter oder Journalist. Mein Onkel Anton, der Diplomat, schenkte mir eine statistische Karte des Abgeordnetenhauses, auf der die einzelnen Parteien verschiedene Farben hatten. Auf der anderen Seite standen Zahl und Namen der Mitglieder. Ich lernte sie auswendig und konnte sie wie am Schnürchen hersagen. Die einzelnen Parteiprogramme interessierten mich nicht, ich verfolgte mit meinem Haß einzig und allein die klerikale Partei, weil in ihr die meisten Aristokraten waren. Denn nun war ich von einer Sache bereits völlig überzeugt: an allem Elend, das es in der Welt gibt, sind die Aristokraten schuld. Zu dieser Überzeugung hatte allerdings auch mein Onkel Anton beigetragen. Er, der im Ministerium des Äußeren der „rote Graf“ hieß und dem seine liberale Gesinnung viel geschadet hat, rief mich, wenn Gäste da waren, mit besonderem Vergnügen in den Salon und fragte: „Wohin gehören die Aristokraten?“, worauf ich mit unerschütterlicher Überzeugung zu antworten hatte: „An die Laterne!“ Onkel Anton war überhaupt für mich die höchste Autorität in geistigen Dingen. Kam er zu Besuch, so wich ich ihm nicht

von der Seite, und er behauptete oft, er kenne nichts Anstrengenderes als mit mir verbrachte Stunden, kein Mensch könne all die Fragen beantworten, die ich stelle. Er erwies mir die größte Wohltat, die man einem Kinde erweisen kann: er nahm mich ernst, versuchte, mir alles zu erklären, und wenn ich seine Erklärungen auch häufig anders auffaßte, als sie gemeint waren, so konnte er nichts dafür. Aber auch die Großmutter nahm mich ernst, und ich erinnere mich an lange Debatten mit ihr über das passive und aktive Frauenwahlrecht. Sie war prinzipiell dafür, meinte aber, daß die Frauen noch nicht reif dafür wären und in Österreich fast ausnahmslos klerikal wählen würden. Ich hatte selbstverständlich eine bessere Meinung von der Klugheit meiner Geschlechtsgenossinnen; heute freilich muß ich zugeben, daß die Großmutter in vielem recht hatte.

DER „ANKER-VEREIN“

Nachdem ich mich von meinem elften bis zwölften Jahre leidenschaftlich mit der sozialen Frage beschäftigt hatte, die für mich keinerlei wirtschaftlichen, sondern nur einen politischen Hintergrund besaß, gelangte ich zu dem Ergebnis: seit dem Jahre 48, da das edle Bürgertum auf die Barrikaden gegangen war, ist nichts zur Verbesserung der Welt getan worden. Aber jetzt bin ich da und werde die Sache in die Hand nehmen. Nieder mit den Aristokraten!

Und an einem regnerischen Sonntagnachmittag wurde von mir der Verein zur Verbesserung der Welt, der „Anker-Verein“, gegründet. Die Sache war ganz einfach. Ich schrieb an zwei Kusinen in Wien, an eine Freundin in Lissabon und drei bürgerliche Bekannte in unserem Städtchen, daß ich einen Verein zur Verbesserung der Welt gegründet und sie zu Mitgliedern ernannt habe. Die Statuten stellte ich eigenmächtig auf. Das erste lautete: Abschaffung des Adels; die anderen waren, soweit ich mich erinnere, mehr praktischer Natur und befaßten sich mit den Mitgliedsbeiträgen, die für reguläre Mitglieder monatlich fünfundzwanzig Kreuzer, für Ehrenmitglieder einen Gulden betragen. Aus diesem Fonds sollte das Elend der Welt gelindert werden. Alle Mitglieder mußten einen Anker tragen, damit sie einander später, wenn die Mitgliedszahl auf Millionen gewachsen war, in der weiten Welt sofort erkennen und gemeinsam arbeiten könnten. (Der Anker, der einen Widerhaken hatte, zerriß uns immer die Kleider und verursachte uns dadurch allerlei Unannehmlichkeiten, aber das gehörte zum Martyrium für die gute Sache.) Selbstverständlich war ich die Vorsitzende des Vereins, und meine jüngste Kusine in Wien wurde Kassiererin.

Der Verein gab eine Monatsschrift heraus, die von mir verfaßt und eigenhändig in sechs Exemplaren geschrieben wurde. Sie „erschien“ auf vier linierten Folioseiten und enthielt einen politischen Leitartikel, getreu den Leitartikeln des Herrn

Benedikt von der Wiener „Freien Presse“ nachgeahmt, einen endlosen Roman über einen unglaublich edlen Anarchisten, der mit seiner Schwester in einer Hütte auf der Heide lebte, Bomben verfertigte und von früh bis spät Reden hielt, so daß er nie zum Bombenwerfen kam, Vereinsnachrichten, die äußerst spärlich ausfielen, und Gedichte von Lenau, Freiligrath und meinem besonderen Liebling: Anastasius Grün.

Die Großmutter, die unser erstes Ehrenmitglied wurde — später kam auch Onkel Anton zu uns — und die sich mit rührender Geduld jeden Monat die ganze Zeitung vorlesen ließ, schenkte mir ein Petschaft mit einem Anker. Da ich aus irgendeinem Grund damals eine tiefe Verehrung für die Freimaurer empfand, zeichnete ich neben das Siegel auf die Briefumschläge auch noch ein Dreieck und hoffte, diese geheimnisvollen Zeichen würden der Polizei auffallen und ich würde eines schönen Tages verhaftet werden.

*

Der erste Schritt zur Abschaffung des Adels bestand — außer den wilden Leitartikeln der „Anker-Zeitung“ — darin, daß ich auf allen Adressen die Titel fortließ und nur die Namen schrieb. Eine meiner Tanten, deren Mutter eine Bürgerliche gewesen war, fühlte sich beleidigt und schrieb an die Großmutter. Die erklärte mir, man müsse auf die Schwächen der anderen Rücksicht nehmen, aber ihr liebes feines Lächeln verriet mir, daß sie eigentlich auf meiner Seite stand,

und ich verteidigte meine Überzeugung mit glühenden Worten. Schließlich einigten wir uns darauf, daß ich der halbbürgerlichen Tante auf der Adresse ihre „Gräfin“ gönnen sollte, bei ihren Kindern jedoch, die schon „echtere“ Aristokraten waren, durfte ich mich mit dem bloßen Namen begnügen. Meine Bewunderung für das Bürgertum erhielt durch diesen Vorfall einen leisen Stoß, doch nahm ich an, die Tante sei durch ihre Heirat mit einem Aristokraten verdorben worden.

Die Kusinen ließen sich, ohne zu mucken, ihren Adel rauben. (Ich glaube, daß ich ein äußerst unangenehmer herrschsüchtiger Fratz war, der sie terrorisierte.) Aber die drei Bürgermädchen, die ich jeden Sonntag einlud und „politisch“ bearbeitete, waren weit weniger lenkbar und viel schwerer zu beeinflussen. Sie wollten und wollten nicht einsehen, daß die erbliche Aristokratie alle Übel der Welt verursache. Zuerst arbeitete ich, trotz meiner Jugend, mit rein femininen Mitteln, ich spielte sie gegeneinander aus, bevorzugte jene, die mir recht gab, und kehrte gegen jene, die nicht begreifen wollte, welches Übel die Aristokratie sei, mit gerümpfter Nase und hochmütiger Stimme die „Komtesse“ heraus. Nützte auch das nicht, so nahm ich meine Zuflucht zu ehrlicher Grobheit und zu Ohrfeigen. Aber das Bürgertum erwies sich als stärker, und ich habe keines der drei Mädchen zu meiner Ansicht bekehrt.

Die Polizei beehrte uns noch immer nicht mit ihrer Aufmerksamkeit, und so beschloß ich als

letzten Versuch, ein Drama zu schreiben, das natürlich von allen Bühnen angenommen und von der Zensur verboten werden würde. Es war ein schönes Drama mit vielen Leichen und einem in Hexametern geschriebenen Fluch auf die Aristokraten. Kinder erfroren und verhungerten, und der böse Graf, der sie im Schneesturm nicht in seinen Palast gelassen hatte, lachte teuflisch haha, bis ihn der viele Seiten lange Fluch der Mutter verstummen ließ. Ausnahmsweise zeigte ich, von Schriftstellereitelkeit erfaßt, das Meisterwerk auch meinen Eltern. Die Mutter ärgerte sich, und ich bekam von ihr das übliche „Du bist ein Idiot“ zu hören. Der Vater aber lachte und lachte und meinte schließlich: „Ein zweiter Goethe“, was mich einige Tage lang mit Befriedigung erfüllte, bis ich dann entdeckte, daß er mich verspottet habe, und entmutigt das Drama verbrannte.

*

Inzwischen wurden die Leitartikel der Zeitung besser, denn ich hatte fleißig die Reden des sozialdemokratischen Abgeordneten Daschynski gelesen, der ein glänzender, hinreißender Redner war, und verließ nun Herrn Benedikt, um mich an Herrn Daschynski zu halten. Damals las ich bereits regelmäßig die Zeitung. Ich hatte versprechen müssen, den Gerichtssaal nicht zu lesen, und es fiel mir nicht schwer, das Versprechen zu halten, denn im Gerichtssaal wurde ja die Regierung nicht angegriffen, und alles andere

interessierte mich nicht. Die Großmutter, selbst politisch interessiert, kam meiner Leidenschaft entgegen, las mir Artikel vor, machte mich auf dies und jenes aufmerksam, und auch Onkel Anton stärkte mein politisches Interesse. Der Vater lachte mich aus, aber auch er ließ sich manchmal zum Politisieren herab, wenn er dabei sein Steckenpferd, die Balkanfrage, reiten konnte. Behauptete ich unerschütterlich: alles Übel kommt von der Aristokratie, so behauptete der Vater ebenso unerschütterlich: alles Übel wird von diesem verfluchten Wetterwinkel, dem Balkan, kommen. Für mich bedeutete daher lange Zeit der Balkan die ganze Außenpolitik.

Der Anker-Verein bestand nun bereits seit einem Jahr, und trotzdem war der Adel in Österreich nicht abgeschafft worden. Eine leise Entmutigung befiel mich. Die schönsten Leitartikel, die herrlichsten Reden des edlen Anarchisten schienen nichts zu nützen. Die Mitgliederzahl stieg nicht. Ganz unklar ahnte ich, daß nur eine Massenpartei, mit mir an der Spitze, etwas leisten könnte, aber woher sollten die Massen kommen? Auch mit der Kasse stimmte etwas nicht, es war immer weniger Geld da, als vorhanden hätte sein sollen. Ich hatte bei der Wahl der Kassiererin nicht damit gerechnet, daß meine kleine Kusine sehr gern Bonbons aß. Als ich eines Tages kategorisch zur Unterstützung einiger von einer Überschwemmung Geschädigten alles Geld, das in der Kasse war, forderte, stellte sich heraus, daß sie leer war. Und die kleine Kusine bekannte

de- und wehmütig, daß sie das Geld „verfressen“ habe. Sie wurde mit Schimpf und Schande ihres Postens enthoben und eines der in G. wohnenden Bürgermädchen, dem ich auf die Finger sehen konnte, wurde zur Kassierererin ernannt. Aber dieser letzte Vorfall hatte mir deutlich gezeigt, daß man nicht mit Hilfe der Aristokraten den Adel abschaffen konnte. Ich versuchte noch eine Zeitlang, den Anker-Verein am Leben zu erhalten, indem ich den Mitgliedern, wenn ich ihnen auf dem Rad im Städtchen begegnete, laut zuschrie: „Nieder mit der Regierung! Nieder mit dem Adel!“ Aber selbst jetzt fand sich kein wohlwollender Polizist, der mich verhaftet und dadurch den ganzen Verein zu Ansehen gebracht hätte.

Die letzte Nummer der Zeitung erschien; ein Schwanengesang mit dem wildesten aller wilden Leitartikel. Onkel Anton war damals gerade zu Besuch, und ich las ihm meine Schöpfung vor. Der Schluß lautete: „Und so erklären wir, daß die verbrecherische Regierung dorthin gehört, wohin alle Regierungen gehören — an den Galgen!“

Als ich verstummte, schwieg der Onkel, und ich glaubte erfreut, er sei dermaßen erschüttert, daß er keine Worte finde. Er aber sah mich mit seinen großen dunklen Augen lange an und wandte sich dann kopfschüttelnd zur Großmutter: „Das Kind wird selbst noch am Galgen enden.“

Bis zum Galgen habe ich es trotz dieser Prophezeiung noch nicht gebracht, sondern nur zu

einem Hochverratsprozeß vor dem Reichsgerichtshof in Leipzig, weil ich angeblich durch eine kleine Erzählung von dreißig Seiten die Moral der Schupo „unterwühlt“ habe. Allerdings war diese Erzählung auch nur ein pazifistisches Traktätchen im Vergleich zu den Leitartikeln, die ich für die selige „Anker-Zeitung“ geschrieben hatte.

DIENERSCHAFT

Die ganze kleine Stadt am See war eigentlich eine Inselgruppe. Jede der in schönen Gärten liegenden Villen beherbergte Menschen, die ein eigenes Leben führten, im höchsten Maße Individualisten waren, wenngleich viele von ihnen, echt österreichisch, sich dagegen gewehrt hätten, so bezeichnet zu werden. „Hör' doch mit den grauslichen Fremdworten auf!“ hätten viele gesagt, die gleichen, die einem, wenn man beim Sprechen das Imperfekt benützte, vorwarfen: „Geh, red' doch nicht so affektiert!“

Der Friede und die Stille, die in den schönen Häusern herrschten, erscheinen heute als etwas ganz Unwahrscheinliches, Unwirkliches. War das Leben tatsächlich so harmonisch, oder täuschten nur die guten Manieren diese Harmonie vor? Das Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich darin äußerte, daß alle aus der „Gesellschaft“ einander sofort duzten, erstreckte sich auch bis zu einem gewissen Grad auf die Dienerschaft; sie gehörte

fast ebenso „dazu“ wie die Verwandten und tyrannisierte die Kinder oft weit mehr als die Familie selbst. Vor unserm alten Kammerdiener Albert hatte ich eine ehrliche Angst. Er duldete es nicht, daß ich das Treppengeländer hinunterrutschte — ich glaube, er hielt es für unvornehm —, und wenn ich beim Essen einen Fleck machte und ihn hastig mit dem Teller verdecken wollte, senkte sich regelmäßig ein unerbittlicher Zeigefinger auf die Stelle, und eine tiefe Stimme verkündete vorwurfsvoll: „Die Komtesse hat schon wieder einen Fleck gemacht!“ Der „Herr“ Albert, ich durfte ihn nicht beim bloßen Vornamen nennen, besaß ein Eichhörnchen, das im Dienerzimmer in einem großen Käfig hockte. War er gut gelaunt, so holte er das kleine Tier heraus, und ich durfte es streicheln; war er schlecht gelaunt, so hieß es: „Ich hab’ keine Zeit!“ Und wehe, wenn ich mir ohne seine Erlaubnis am Käfig zu schaffen machte. Das Eichhörnchen entkam eines schönen Tages, aber der Herr Albert verlor trotzdem für mich nicht an Interesse, ein Geheimnis umgab ihn, das ich für mein Leben gern erforscht hätte: trug er eine Perücke oder nicht? Es war unmöglich, dies festzustellen. Onkel Anton stachelte meine Neugierde auf, fragte, wenn er zu Besuch kam: „Hast du schon entdeckt, ob er eine Perücke trägt?“ Ich hätte mich gerne bei Herrn Albert selbst erkundigt, aber die Großmutter verbot mir die taktlose Frage, und so weiß ich heute noch nicht, ob er eine Perücke getragen hat oder nicht.

Die zweiten Diener blieben immer kürzer, und ich erinnere mich nur an einen, der Alois hieß und bei jeder Gelegenheit erklärte, daß er der einzige Sohn einer Witwe sei. Alois hatte einen schwarzen Schnurrbart, was gegen alle Anstandsregeln verstieß, — damals durfte kein Diener einen Schnurrbart tragen. Aber er war anscheinend ein eitler junger Mann und beschwor die Großmutter mit Tränen in den Augen und dem Hinweis auf die verwitwete Mutter, deren einziger Sohn er war, ihm doch den Schnurrbart zu lassen — und so wurde es ihm denn gestattet.

An den Gärtner erinnere ich mich ebenfalls. Er war ein kleiner stiller Mann, der zwei glühende Leidenschaften hatte: Teppichgärtnerei und Veteranenfeste. Er hätte am liebsten im ganzen Garten nur Teppichbeete angelegt, und die Großmutter mußte um jedes Blumenbeet einen erbitterten Kampf führen. Bei Veteranenfesten und Begräbnissen zog er eine Uniform an und ging stolz im Zug mit. Feier oder Begräbnis, er nannte beides „Feste“, erschienen ihm gleich beglückend. Er war mit einer mageren, ewig keifenden Frau gestraft, die ich als kleines Kind für eine Hexe hielt. Wie oft bin ich mit freudigem Schauern an dunklen Herbstabenden zum Gärtnerhaus geschlichen, in der Hoffnung, die Gärtnerfrau auf einem Besenstiel durch die Lüfte reiten zu sehen. Ihr gegenüber brauchte mir die Großmutter nicht Höflichkeit einzuschärfen. Wenn ich sie sah, grüßte ich schon von weitem, aus Angst, verzaubert zu werden.

Auch Fräulein Marie, das Stubenmädchen, war mager und ewig beleidigt. Sie hatte einen Bruder, der in Bayern Hofrat war, und erwähnte ihn ebenso oft wie Alois die verwitwete Mutter. Ihretwegen bin ich oft ausgezankt worden. Vor allem störte sie mich in meinen religiösen Übungen. Es kam bisweilen vor, daß sie bei meinem Abendgebet anwesend war, und dann weigerte ich mich jedesmal aus für alle unverständlichen Gründen, das Avemaria zu beten. Ich bildete mir steif und fest ein, Fräulein Marie würde es auf sich beziehen, wenn ich sprach: „Gegrüßt seist du, Maria, du bist voller Gnaden, der Herr ist mit dir“, und da ich sie nicht leiden konnte, sollte sie nur ja nicht glauben, daß ich sie anbete.

Die Köchinnen konnte ich nicht leiden; sie waren immer das einzig Unharmonische im harmonischen Leben, außerdem ging bei einer von ihnen mein erster Akt sozialer Gerechtigkeit dermaßen schlecht aus, daß in meiner Kinderseele böse Zweifel wach wurden. Wir hatten ein allerliebstes kleines Küchenmädchen, ein hübsches, ganz junges Ding, das bisweilen mit mir spielte und das ich lieb hatte. Als ich eines Tages, im Garten spazierend, am Küchenfenster vorbeikam, hörte ich die Köchin heftig mit der Kleinen zanken, die bitterlich weinte. Ich wurde sehr zornig. Da sah ich, daß gerade unter dem Fenster eine Schüssel mit Kompott zum Lunch stand. Die böse Köchin sollte bestraft werden. Rasch entschlossen sammelte ich Sand vom Wege und warf ihn in die Kompottschüssel; als dann beim

Lunch der Sand entdeckt wurde, freute ich mich, aber nicht lange. Die Köchin warf ihren Verdacht sofort auf mich, und ich gestand stolz, daß ich sie hätte „strafen“ wollen. Ich wurde ausgezankt und sollte die Köchin um Verzeihung bitten. Aber ich weigerte mich aus dem unklaren Gefühl heraus, daß sie einen schwächeren Menschen gequält hatte. Die Großmutter, die eine gute Pädagogin war, versuchte mir klarzumachen, daß die ewige Herdhitze und der Speisengeruch Köchinnen nervös und reizbar machen und daß ein Fratz wie ich kein Recht habe, einen hart arbeitenden Menschen zu strafen. Schließlich gab ich nach und entschuldigte mich. Die Antipathie gegen Köchinnen ist mir bis heute geblieben.

DIE SCHÖNE ZIRKUSREITERIN

Manchmal kam ein Zirkus in die kleine Stadt, und das war herrlich. Etwa zehn Minuten von unserer Villa entfernt lag ein leerer Platz, auf dem die Zelte aufgeschlagen wurden. Wie schön war es, den Einzug zu sehen, die Pferde, die Hunde, die Clowns. Und dann die Vorstellungen! Die schönen Mädchen, die tollkühne Kunststücke machten, die vornehme Frau, die hohe Schule ritt, der Zirkusdirektor mit seiner knallenden Peitsche. Es roch auch so seltsam, nach Sand und Pferden und wilden Tieren. Es war eine wundervolle Welt, bevölkert von glücklichen Menschen, die auf Pferden reiten, auf dem Seil gehen, bunte,

mit glitzerndem Flitter besetzte Kleider tragen durften. Meine Bewunderung für die Seiltänzerinnen trug mir viele blaue Flecken ein, so viele, daß ich den Gedanken an das Seiltanzen aufgab und mein Wünschen und Sehnen dem Reiten auf dem Nudelbrett zuwandte. Einmal kam mit dem Zirkus eine besonders schöne Reiterin. Sie hatte so rosige Wangen, so goldblonde Haare, ein so süßes Lächeln, wie man das sonst nur bei Puppen sah. Ich bewunderte sie über alle Maßen und hätte viel gegeben, um sie kennenzulernen. Mein Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Eines Tages erzählte uns jemand, der „dumme August“ sei von einem Pferd geschlagen worden und könne nicht auftreten. Die Großmutter schickte mich, vielleicht um meine Zirkusbegeisterung etwas zu dämpfen, mit einer Flasche französischen Rotweins zu dem Verletzten. Ich kam in ein elendes kleines Zelt; auf einer Pritsche lag ein trübseliger ällicher Mann, dem man keinen Bocksprung und keinen guten Witz zugetraut hätte, und neben ihm saß, strumpfflickend, eine müde magere Frau, blaß, vergrämt, mit bereits ergrauendem Haar — die schöne Reiterin. Meine Erzieherin, die mich begleitete, glaubte, daß ich vor Mitleid mit den beiden armen Teufeln fast zu weinen begann; aber es war nicht Mitleid, das mir die Tränen in die Augen trieb, sondern Enttäuschung, vielleicht auch das instinktive Erschrecken eines Menschen, der zum erstenmal im Leben hinter die Kulissen blickt.

„BESORGUNGEN“

Eine aufregende Sache war es auch, wenn man in die kleine Stadt „Besorgungen“ machen ging. Da war in einem Gäßchen nahe der Kirche der Schuster mit dem großen Kropf, den der lange schwarze Bart nicht zu verdecken vermochte. Man stellte den Fuß auf ein Blatt Papier, und der Schuster zeichnete mit einem Bleistift den Umriß, was furchtbar kitzelte. In der kleinen Werkstatt gab es zwei höchst interessante Kunstwerke: ein Jugendbildnis des Kaisers Franz Joseph, das nicht gezeichnet, sondern geschrieben war und die Lebensgeschichte des Monarchen berichtete. Sooft man zum Schuster kam, holte er das Bild und erzählte, daß ein Lehrer es angefertigt habe. Er hatte dazu ein volles Jahr gebraucht. Das zweite Kunstwerk war eine kleine Flasche, in der, aus Holz geschnitzt, die Marterwerkzeuge Christi, die Geißel, die Dornenkrone, der Essigschwamm, das Kreuz und die Lanze, staken. Dieses Wunderwerk stammte von einem Zuchthäusler. Der Schuster sprach gern und weitschweifig von den beiden kostbaren Gegenständen, und ich freute mich jedesmal, wenn ich sie in die Hand nehmen durfte.

Unweit der Schusterwerkstätte befand sich die Werkstatt des Handschuhmachers, eines freundlichen alten Mannes, der voller Stolz berichtete, für welche vornehmen Damen er Handschuhe mache. Die Handschuhe wurden anprobiert wie Kleider, sie durften keine Falten machen, mußten wie angegossen sitzen.

Die Geschäftsleute gehörten zum Ort, schienen mit ihm verwachsen zu sein; es war, als wären sie immer dagewesen. Einmal freilich ließ sich ein junger Papierhändler in einem neuen Geschäft nieder, aber es war der Sohn des alten Papierhändlers, so daß man keine Untreue beging, wenn man bei ihm kaufte. Dann aber wurde ein neues Geschäft gegründet, ein eleganter Laden aufgemacht, wo man Blusen, Unterröcke, Hüte und Spitzenkragen bekam. Die Besitzer waren Ausländer; mit diesem Namen bezeichneten die Einwohner von G. alle Menschen, die nicht aus ihrer Stadt stammten, und sie waren nicht nur Ausländer, sondern auch Juden und hießen Sonnenschein. Das erste jüdische Geschäft gab Anlaß zu allerlei Debatten. Die meisten Damen erklärten, sie würden nie und nimmer bei den Sonnenscheins kaufen, man dürfe den altingesessenen christlichen Kaufleuten nicht die Kundschaft fortnehmen. Sie hielten ein paar Monate heldenhaft an ihrem Entschluß fest; aber schon nach einem halben Jahr waren die Vorrechte der christlichen Geschäftsleute vergessen, und die ganze „Gesellschaft“ kaufte bei den Sonnenscheins. Wir waren von allem Anfang an hingegangen, und die Großmutter hatte mir mehr als einmal die kleine bewegliche schwarzäugige Frau Sonnenschein als Beispiel der Liebenswürdigkeit vorgehalten. Ich sehe die kleine magere Frau noch vor mir; sie schien keinen Augenblick still zu sein, ihre Hände arbeiteten, ihre großen Augen bewegten sich, sie sprach unentwegt und

fand immer das rechte Wort. Im Verlauf eines halben Jahres kannte sie die Vorlieben aller Kunden, fragte die einen nach ihren Rosen, die anderen nach ihren Hunden, sprach vom Schwimmen, vom Radfahren, von der Mode, schleppte Waren herbei, schickte Herrn Sonnenschein, einen schwerfälligen, tauben Mann, hierhin und dorthin. Nach einem Jahr kauften die klerikalsten Damen nur noch bei Frau Sonnenschein, das Geschäft wurde immer größer, ging immer besser, und die kleine Jüdin war bei allen beliebt. Als sie einige Jahre später starb und Herr Sonnenschein bald darauf eine seiner christlichen Verkäuferinnen heiratete, waren alle ehrlich empört: die arme kleine Frau hätte sich so gekränkt, wenn sie gewußt hätte, daß ihr Mann eine Christin heiratet! Die neue Frau Sonnenschein wurde mit feindseligen Augen angesehen, die Kunden blieben aus, das Geschäft ging zurück, und die christlichen Kaufleute bekamen ihre alten Kunden wieder.

DIE FRAU VON 1900

Die Frau von 1900 war eine Märtyrerin, die mit heldenhaftem Lächeln Leiden erduldet und verbarg. Damals mußte man vor allem eine „Taille“ haben; die ideale Taille war jene, die von zwei normal großen Händen umspannt werden konnte. Sie wurde folgendermaßen erzielt: Man zog das Korsett ungeschnürt an, dann preßte man beide Arme fest in die Seiten, hielt den

Atem an, und die Kammerzofe zog mit Leibeskräften an den Korsettschnüren. Nun kam eine kleine Pause, man holte Atem, und die Kammerjungfer sammelte neue Kräfte. Die Prozedur wurde abermals wiederholt, und nun wurde das Kleid, das reichlich mit Fischbeinen versehen war, angezogen. An der Taille gab es ein festes Band mit Haken und Ösen. Meistens ging das Band nicht zu, und dann wurde abermals an den Korsettschnüren gezogen, bis das Kleid sich endlich schließen ließ. Die Frisur nahm etwa eine Stunde in Anspruch. Zahllose kleine und große Haarnadeln hielten echte und falsche Locken und Zöpfe fest. Dann wurde der Riesenhut aufgesetzt, und Hutnadeln wurden hineingesteckt. Oft waren die Hüte nur auf einer Seite mit Blumen und Vögeln garniert, so daß das ganze Gewicht auf eine Stelle drückte. Nach zehn Minuten bekam man Kopfschmerzen; das Korsett ließ einen nicht atmen, die Kragenstäbchen bohrten sich in den Hals ein, die ungeheuren Ballonärmel hinderen jede freie Bewegung. So gingen die Frauen heldenhaft lächelnd auf die Promenade und hielten in der rasch ermüdenden Hand die Schleppe hoch.

Ein Kapitel für sich bildete die Unterbringung der Geldbörse und des Taschentuchs. Die Kleider hatten hinten einen Schlitz; eine gefährliche Sache, da er leicht aufging, dann hieß es: „Es blitzt“, und eine erschrockene Hand tastete nach rückwärts. Wollte man in die Tasche gelangen, so mußte der Schlitz geöffnet werden, und dann

begann das Tasten nach der Tasche. Wie sie es anstellte, um nie dort zu sein, wo man sie erwartete, weiß ich nicht; jedenfalls gelang es ihr. Man sah auf der Straße immer wieder Frauen, die sich mit verzerrten Gesichtern hinten abtasteten, verzweifelt, hoffnungslos. Hatten sie dann doch die Tasche gefunden, so vergaßen sie den Schlitz zu schließen oder fanden die Haken und Ösen nicht.

Beine durfte man selbstverständlich nicht haben, zu einer Zeit, da ein Mann vor der Frau die Treppe hinaufgehen mußte, um nicht in den Verdacht zu geraten, daß er ihre Beine sehen wolle. Von dem Augenblick an, da das junge Mädchen sein erstes langes Kleid anzog — wie stolz war man darauf und wie oft stolperte man darüber —, durfte niemand auch nur ahnen, daß es mehr als Knöchel habe — und sogar die Knöchel durften eigentlich nicht gezeigt werden. Auf der Straße trug man Stiefeletten; aus irgendeinem Grund waren ausgeschnittene Schuhe außerhalb des Hauses unrespektabel. Die Stiefeletten hatten eine lange Reihe Knöpfe, und wenn man es besonders eilig hatte, sprang regelmäßig ein Knopf ab. Dasselbe ereignete sich bei den Handschuhen, die man zum Ballkleid trug; sie reichten bis fast an die Schulter, waren immer zu eng, zwickten und spannten und waren sehr teuer.

Wie es den Frauen von 1900 gelang, den Ballonärmeln, der Wespentaille, den Blumenbeeten und Volièren auf dem Kopf zum Trotz hübsch zu

sein, scheint heute ein Rätsel. Aber sie waren es, ja, sie brachten es sogar fertig, graziös zu sein — und hübsche Bewegungen zu haben. Freilich wurde einem das in der Kindheit beigebracht. Ich erinnere mich noch mit Grauen an das Brett, das in zwei langen Stäben auslief und das man, unter den Achseln haltend, auf dem Rücken trug, um eine gerade Haltung zu erlangen. Eine andere Übung, die das gleiche bezweckte, war unterhaltender: Man stellte sich eine volle Wasserflasche auf den Kopf und mußte so ein paarmal den Korridor entlang schreiten, ohne die Flasche zu halten und ohne einen Tropfen zu vergießen. Man lernte auch sich setzen, aufstehen, ins Zimmer kommen. Die jungen Mädchen durften sich nicht auf Lehnstühle setzen, und ich erinnere mich an die Empörung meines Vaters, als ich mich einmal, ermüdet von einem langen Ritt, in seiner Gegenwart auf die Chaiselongue legte.

„Sitz' gerade! Wie hältst du dich denn?“ Wie oft wurde mir das gesagt. Und wie oft traf ein zorniger, verweisender Blick die Füße, die die verbotenen Knöchel sehen ließen.

KINDHEITSTAGE

Wir verbrachten Frühling, Sommer und Herbst in der kleinen Stadt, die ich lange Zeit für den schönsten Ort der Welt hielt. Ich liebte unsern großen Garten mit den alten Kastanienbäumen;

im Frühling frühstückten wir unter ihren weißen Kerzen, und das Summen der Bienen vermischte sich mit dem des alten silbernen Teekessels, der von meiner schönen englischen Urgroßmutter stammte. Lichtpunkte spielten auf dem blauen Wedgewood-Porzellan; auf den hohen Fichten, die am kleinen Abhang dunkelten, hüpfen Eichhörnchen von Ast zu Ast, und Amseln sangen. Im Herbst leuchteten die alten Kastanienbäume gelb und erfüllten das Speisezimmer mit einer warmen Goldfarbe. Der große grüne Kachelofen schnarchte vergnügt, und ich aß so langsam wie möglich, denn nach dem Frühstück mußte ich lernen gehen.

Ich liebte auch unseren Berg, den Stolz der kleinen Stadt, der auf dem andern Ufer des Sees emporragte. An schönen Sommerabenden färbte sich die ganze Steinmasse rosa, wie zarter Marmor, ringsum dämmerte es bereits, aber der Traunstein leuchtete aus dem Schatten hervor wie eine unsterbliche Flamme. Allmählich verblaßte er, wurde kalt und tot, und alles verlor sein Leben, wurde mit einem Mal alt und freudlos. Dann fühlte ich, ohne zu wissen weshalb, tiefe Traurigkeit; ein Tag war tot, ein unwiederbringlicher Tag der Kindheit.

Schön war die Stunde vor dem Frühstück, wenn ich zur Großmutter kam und bei ihr saß, während sie sich frisieren ließ. Da las sie mir immer vor, Dickens, Thackeray, Trolloppe, Jerome K. Jerome, Swift, Tennyson. Kinderbücher und Jugenderzählungen konnte ich, den Lederstrumpf

ausgenommen, nicht leiden, und die Großmutter lachte oft, halb erfreut, halb besorgt, wenn ich „Trotzkopf“ und ähnliche Perlen der deutschen Jugendliteratur fortlegte, weil sie „gar zu albern“ waren. Sogar Miltons „Verlorenes Paradies“ lasen wir in jenen schönen Morgenstunden, und meine ganze Liebe galt dem rebellischen Engel.

Brach der Winter früh herein, so war das eine große Freude für mich. Die kleine verschneite Stadt sah wie ein Bild auf den Weihnachtskarten aus, die wir von englischen Verwandten und Freunden erhielten. Besonders die kleine Kirche, die auf einer Insel im See stand und durch eine lange Brücke mit dem Land verbunden war, gefiel mir. Sie schien, ganz von Weiße umgeben, in der Luft zu schweben. Ich verzichtete gerne auf den Sonntagsschlaf, um zur Frühmesse in der Inselkirche zu gehen. Man trat aus der weichen, weißen Dämmerung in den dunklen Raum, auf den Kirchenbänken brannten die gewundenen, zartduftenden, gelben Wachlichter mit schlanker, flackernder Flamme, die halbroten Gewänder der Ministranten leuchteten stumpf, auf der Kanzel verschwamm die Gestalt des Pfarrers, die kleine asthmatische Orgel gab ihr Bestes her. Es war Advent, die Zeit der Erwartung, der Messias wird geboren werden, wir wissen es alle, wir rufen dem Himmel zu, er möge sich öffnen und das Heil der Welt senden: *rorate coeli*. Und nachher, wenn man auf die Brücke trat, hatte sich wirklich der Himmel geöffnet, die Sonne strahlte, der blaue Himmel ließ den Schnee noch weißer

erscheinen, die Luft war kalt, und man war erfüllt von guten Vorsätzen und schrecklich hungrig.

LEBENSREGELN

Manchmal blieben wir über Weihnachten in G. War ich allein mit der Großmutter, so war das wundervoll. Ich durfte für arme Kinder einen Weihnachtsbaum machen, für sie einkaufen, bei der Köchin unendlich viel Schokolade und Kuchen bestellen. Die Großmutter vertrat die Ansicht, daß für „arme Kinder“ das Beste gerade noch gut genug ist, weil sie ja so selten eine Freude haben. Die „armen Kinder“ freuten sich ehrlich, plünderten mit viel Lärm und Begeisterung den Weihnachtsbaum; nur die Eltern waren schrecklich. Die saßen ängstlich, ratlos, „Buckerln“ machend, ganz auf dem Rand der Sessel, wollten nicht essen, wollten keine Schokolade trinken und ergingen sich in Dankesworten, die mich verlegen und unbeholfen machten. Das störte mich, denn es war mir als erste Pflicht einer „Dame“ eingeprägt worden: die Gäste müssen sich behaglich fühlen. Eine zweite gesellschaftliche Lehre lautete: war jemand einmal zu Gast, so muß die Hausfrau genau wissen, ob er Milch in den Tee und wieviel Zuckerstücke er nimmt. Fragt sie ihn beim zweiten Besuch, so verrät das Mangel an Interesse für seine Vorlieben und ist unhöflich. Eine andere Regel lautete: „Wenn du

einmal erwachsen bist und Dinners oder Soirées gibst, so darfst du nicht dein schönstes Kleid anziehen, denn es könnte sein, daß sich unter deinen Gästen ärmere und schäbiger gekleidete Frauen befinden, die sich dann in ihrem weniger schönen Kleid nicht wohl fühlen würden.“ Auch in bezug auf das Briefschreiben wurde man unterwiesen. „Wenn du einen vier Seiten langen Brief schreibst, so müssen dreieinhalb Seiten von dem Empfänger und seinen Interessen handeln. Deine eigenen Angelegenheiten dürfen nie mehr als höchstens eine halbe Seite beanspruchen, denn höchstwahrscheinlich interessieren sie ihn nicht.“ Auch in der Konversation mußte man sobald wie möglich entdecken, was den andern interessierte, ausschließlich davon und ja nicht von sich selbst sprechen. Erst viel später entdeckte ich den tieferen Sinn dieser Lehren und fand heraus, wie leicht man einen äußerst intelligenten Eindruck machen kann: man muß nur mit Interesse dem andern lauschen. Alle in der Geschichte und Literatur als besonders geistreich gepriesenen Frauen waren vor allem gute Zuhörerinnen, was keine besondere Kunst ist, denn schließlich ist jeder Mensch interessant, wenn er über das spricht, was ihm am meisten am Herzen liegt, einerlei, ob es Kunst, Politik, Literatur oder etwas ganz Belangloses ist. Wenn ein Gärtner über Blumen, ein Schneider über Kleider spricht, so verwandelt sich der ganze Mensch, alles, was an Rosen oder Kleidern gut und schön ist, wird ihm gleichsam zugegeben, und er seinerseits verleiht den Dingen jenes

Interesse, das eine Eigenheit des lebendigen Menschen ist. Aber, wie gesagt, diese Wahrheit entdeckte ich erst viel später; in der Jugend fühlt man sich dermaßen reich, daß man nur an das Ausgeben, nicht aber an das Einheimsen denkt.

DIE VERWANDTEN IN WIEN

Begann es wirklich kalt zu werden, so verließen wir G. Zuerst kam der traditionelle, etwa drei Wochen währende Aufenthalt in Wien, wo man den Zahnarzt und die Verwandten besuchte. Der Zahnarzt war kein reines Übel; erstens hatte man Gelegenheit, sich heldenhaft zu benehmen, was ich immer sehr genoß, zweitens wurde das Heldentum stets durch irgend etwas belohnt. Die Verwandten waren schon ärger, hier galt es, im Ertragen der Langweile sein Heldentum zu beweisen, was weit schwerer fiel.

Tante Maria war klein, alt und rundlich. Sie trug eine fahlgelbe Perücke, und ich glaube, daß außer ihrer Kammerjungfer nie jemand ihre Hände gesehen hat; sie staken Tag und Nacht in schmutzigen weißen Glacéhandschuhen. Ihre Zimmer waren dunkel und rochen seltsam nach einem Gemisch von vertrockneten Rosenblättern und Medikamenten. Tante Maria hatte nur eine halbe Lunge — sie ist übrigens erst mit siebzig Jahren gestorben —, deshalb scheute sie die frische Luft und ließ die Fenster fast nie öffnen. Jeden Nachmittag um drei kam der alte Landauer mit

den alten Pferden und dem alten Kutscher auf dem Bock, und Tante Maria fuhr, beide Wagenfenster geschlossen, im Prater spazieren. Sie hatte eine Loge im Burgtheater und eine in der Oper; letztere gehörte zur Tradition, denn Tante Maria war mit Beethovens unsterblicher Geliebten, mit Therese Brunsvik, verwandt. Sie sprach auch viel von Musik und erkundigte sich regelmäßig nach meinen Fortschritten im Klavierspiel — eine peinliche Frage. Sie hatte „Nerven“, und man mußte bei ihr ganz leise reden, um diese Nerven nicht zu erschüttern, und unbeweglich auf einem Sessel sitzen. Hatte man eine Weile artig alle Fragen beantwortet, so klingelte sie, und der uralte Kammerdiener kam herein: „Johann, bringen Sie die Zuckerln.“ Damit war man aus dem Programm ausgeschaltet. Tante Maria sprach mit der Großmutter, und ich aß Bonbons. Einmal brachte der alte Johann zwei Tellerchen herein, von denen ich abwechselnd aß — mit einem keineswegs erfreulichen Ergebnis, denn auf dem einen Teller lagen nicht Bonbons, sondern verzuckerte Abführmittel.

Als ich vierzehn Jahre alt war, schenkte mir Tante Maria eine Perlenkette, mit der Mahnung, alle meine Kräfte der Musik zuzuwenden. Ich freute mich über die Perlen, obwohl ich sie noch nicht tragen durfte; der Wunsch der Tante, ich möge eine gute Klavierspielerin werden, hat sich nie erfüllt. Es war aber wirklich nicht die Schuld meines Klavierlehrers. Der arme Herr Habert mit dem sorgenvollen, müden Gesicht gab sich alle

erdenkliche Mühe; vergebens. Ich hörte ihm gerne zu, wenn er von seinen Lieblingskomponisten sprach, fand auch unter seiner Leitung in Schumannwerken die Stellen heraus, die den nahenden Wahnsinn ihres Schöpfers verrieten, aber ich spielte trotzdem nie im Takt und griff immer daneben. Etwas anderes freilich lernte ich, noch ganz jung, von meinem Musiklehrer: die Tragödie des erfolglosen Künstlers. Er war ein äußerst begabter Mann, hatte Messen und Oratorien komponiert, sich aber nie durchsetzen können. Endlich, er mochte etwa siebenundfünfzig Jahre zählen, mir erschien er damals selbstverständlich uralt, sollte eines seiner Oratorien aufgeführt werden. Herr Habert war so glücklich, daß sogar die Klavierstunden zu einem Genuß wurden; er spielte mir Sätze und Motive aus dem Oratorium vor, erläuterte sie, hörte nicht mehr, wenn ich daneben griff. Und dann geschah etwas, ich weiß nicht was, und das Oratorium wurde nicht aufgeführt. Herr Habert kam noch ein paarmal zur Stunde, entschuldigte sich dann, er sei übermüdet, und blieb weg. Als ich ihn besuchte, lag er in einer mir trostlos erscheinenden Dreizimmerwohnung im Bett, ganz grau im Gesicht, klein, zusammengeschrumpft. Er klagte nicht, sagte nur, er sei müde, so müde. Eine häßliche dicke Frau und drei erwachsene unschöne Töchter meinten, er solle sich doch zusammennehmen. Er aber war zu müde und schlief kurz darauf für immer ein. —

Von Tante Maria begaben wir uns meistens zu Tante Vicky. Mußte man bei Tante Maria im

Flüsterton sprechen, um ihre Nerven zu schonen, so galt es hier zu brüllen, denn Tante Vicky war stocktaub. Sie sah einen mit einem ganz starren, wie aus Holz geschnitzten Gesicht an, in dem nur die kleinen schwarzen Augen zu leben schienen, und beugte sich, das große Hörrohr am Ohr, zu einem nieder. Das Betreten ihres altmodischen Salons mit den schwarzen steifen Ebenholzmöbeln war nicht ganz ungefährlich. Sobald die Tür aufging, stürzten unter wildem Gekläff vier gelbe Möpse auf einen los und schnappten nach den Beinen. Die Möpse waren alt und griesgrämig. Hatte der Diener sie beruhigt, so hockten sie auf ihren Kissen und blickten zornig um sich.

Tante Vickys Taubheit und starres Gesicht lasteten wie ein Alp auf dem ganzen Zimmer. Hier war alles leblos und unheimlich, die eigene Stimme klang fremd und unvertraut, wenn sie ins Hörrohr schallte. Die Sessel waren unfreundlich, sogar die Blumen auf dem Tisch wirkten tot. Ich freute mich immer, wenn die Großmutter sich zum Gehen anschickte.

Bisweilen besuchten wir auch Tante Steffi, und das war weit erfreulicher. Sie war groß und stark, und obwohl sie nicht mehr jung war, dennoch außerordentlich lebensvoll. Bei ihr brauchte man nicht unbeweglich auf seinem Sessel zu sitzen, man durfte durch die Zimmer wandern und die seltsamen Gegenstände betrachten, die sie von ihren weiten Reisen mitgebracht hatte. Tante Steffi war das, was man damals eine emanzipierte Frau nannte; sie durchreiste allein die ganze

Welt, fuhr mit derselben Sorglosigkeit nach Japan oder China wie andere von Wien nach Salzburg.

DIE WEITE WELT

Kinder machen sich von der Welt ein seltsames Bild zurecht und finden irgendein kleines Detail, das für sie dann lange Zeit Städte und Länder charakterisiert. So war Wien für mich die Stadt des rosa Seidenpapiers; die Wäscherinnen schoben zwischen die einzelnen Wäschestücke rosa Seidenpapier, was hübsch und duftig aussah; hörte ich den Namen Wien, so erschienen vor meinen Augen zarte rosa Blätter. Deutschland hingegen war eng mit den Begriffen schöner Bahnhöfe und dicker belegter Brötchen verknüpft. Der schöne Bahnhof war der von Frankfurt a. M. Wir fuhren einmal durch und gingen während des Aufenthaltes auf dem Perron spazieren. Die Großmutter erzählte mir, das sei der schönste Bahnhof in Europa. Er machte auf mich großen Eindruck, einen viel größeren als der Kölner Dom, den wir auf der gleichen Reise besichtigten und bei dem mir nur das Mosaik des Fußbodens gefiel.

Die dicken belegten Brötchen aber waren lange Zeit hindurch meine einzige Erinnerung an die landschaftliche Schönheit des Bodensees. Wir fuhren von Lindau nach Rorschach und bestellten auf dem Dampfer belegte Brötchen. Sie kamen, und ihre Dicke erfüllte mich, da ich an

die papierdünnen englischen Sandwichs gewöhnt war, mit Staunen, ja fast mit Empörung, denn ich fand aus einem geheimnisvollen Grund dickes Brot und vor allem dick mit Butter beschmiertes Brot vulgär. Die Großmutter erklärte mir, daß man in Deutschland immer dicke Sandwichs bekommt, und schon stand mein Urteil über das Deutsche Reich fest: ein vulgäres Land, das schöne Bahnhöfe besitzt.

Eine meiner ersten Reiseerinnerungen ist Venedig. Es ist keine schöne Erinnerung, ich war damals von der Großmutter getrennt und mit den Eltern zusammen; es war im Winter, die Lagunen waren traurig und grau und stanken. Außerdem wurde ich, um mich zu bilden, ich war sieben Jahre alt, in die Bildergalerien geschleppt. Ich sah Bilder um Bilder und fand sie alle tödlich langweilig. Als ich dann schüchtern erklärte, ich hätte genug von den vielen Heiligen, bekam ich das unvermeidliche „Du bist ja doch ein Idiot“ zu hören, was mir für lange die alten Meister verdarb. Noch zu einer Zeit, da ich bereits an Peruginos und Luinis ehrliche Freude hatte, gab ich es aus Trotz nicht zu, und erst als ich, schon völlig erwachsen, mit den Eltern zwei Jahre in Florenz lebte, gestand ich meine Freude an den Bildern ein.

*

Als mein Vater nach Lissabon versetzt wurde, kam er auf den für mich unglückseligen Gedanken, mich mitzunehmen. Ich mußte also wieder einmal

von „zu Hause“ fort und zu zwei Menschen gehen, die mir eigentlich völlig fremd waren. Von der Fahrt erinnere ich mich nur daran, daß ich sehr seekrank war, besonders im Golf von Biskaya. Als das Schiff im Hafen von Lissabon Anker warf, erschrak ich furchtbar: aus kleinen schaukelnden Booten krabbelten dunkle, bärtige Geschöpfe heraus und kletterten auf das Schiff. Ich hielt sie für Affen. Später erst erkannte ich, daß es Menschen waren. In Lissabon sah ich zum erstenmal die Kehrseite der Kolonien. Aus Lorenzo Marques, der portugiesischen Kolonie, kamen Truppen zurück, Verwundete und Soldaten, die am gelben Fieber erkrankt gewesen waren. Sie wurden feierlich empfangen, der Hof und das ganze diplomatische Korps hatte sich eingefunden. Gutgekleidete, gutgenährte, gesunde Menschen standen im Hafen, umgaben ehrfurchtsvoll die schöne Königin und den fetten König, vom Schiff her aber kamen gelbe Schatten, ausgemergelt, vertrocknet von dem mörderischen Klima, viele schwankten beim Gehen, andere mußten getragen werden. Es gab auch einfache Frauen, die bitterlich weinten, weil ihr Sohn nicht unter den Heimgekehrten war. Ich erinnere mich, daß mein Vater beim Heimgehen spöttisch sagte: „Der Segen der Kolonien.“

Von Lissabon fuhren wir, meine Mutter und ich, nach Madeira. Das Schiff stach spät nachmittags in See. Als wir die berühmte Barre erreichten, wo der Tajo ins Meer mündet, ging die Sonne unter. Die großen Wellen waren blutrot

gefärbt, sie umgischteteten das Schiff wie flüssige Flammen, und ganz hinten lag dunkel und unermeßlich das Meer. Auf dieser Reise kam ich mit einem Menschen zusammen, den ich in den vielen Jahren, die seither verstrichen sind, nie vergessen habe und an den ich immer mit Dankbarkeit denken werde. Das Wetter war schlecht, die Fahrt währte fünf Tage statt der gewöhnlichen drei, und ich war ununterbrochen seekrank. Die Mutter blieb auf dem Verdeck; Kinder verstehen nicht, mit Grazie seekrank zu sein, und sind in diesem Zustand kein besonders erfreulicher Anblick. Zum Jammer der Seekrankheit hätte sich noch der Jammer der Einsamkeit hinzugesellt, wäre nicht der große englische Matrose mit dem rötlichen Haar und den vielen Sommersprossen gewesen. Vielleicht hatte er daheim Kinder, vielleicht war er nur ein guter Mensch; jedenfalls sorgte er für mich, wie, einer Redensart zufolge, ein Vater für sein Kind sorgt. Am Morgen kam er in die Kabine, kleidete mich an, — ich erinnere mich heute noch, wie sanft und behutsame seine großen Hände waren. — Dann trug er mich auf das Verdeck und nahm den Kampf gegen meine Seekrankheit auf. Er versuchte es mit den seltsamsten Mitteln; ich mußte saure Dinge essen, Salzwasser trinken, und als all das nichts nützte, griff er zu jener Arznei, die er bestimmt für ein Universalheilmittel hielt, und zwang mich, ein großes Glas reinen Whisky zu trinken. Er war bitter enttäuscht, als auch das nichts half. Den ganzen Tag fand er immer wieder Zeit, zu mir

zu kommen, mich fester in die Decke einzuschlagen, mich zu trösten, mir für den nächsten Tag gutes Wetter und eine glatte See zu versprechen. Am Abend trug er mich in die Kabine und zog mich aus. Ich habe seinen Namen vergessen, aber nicht den Menschen mit den großen harten, sanften Händen und dem guten Lächeln im sommersprossigen Gesicht.

In Madeira holte uns ein alter Baron W. ab. Wir stiegen in den drolligen kleinen Ochsen Schlitten, und ich wollte mich artig auf den Hintersitz setzen. Da machte der alte Herr eine feierliche Gebärde und sprach, auf den Vordersitz weisend: „Bitte, Komtesse, ich kenne doch meinen Gotha.“ Wie stark mußte in dem alten Manne das Klassengefühl sein, wenn er beim Anblick eines achtjährigen, von Seekrankheit gelb gewordenen Kindes an den Gotha denken konnte!

Aus irgendeinem Grund sind meine Erinnerungen an Madeira verblaßt. Ich sehe nur noch große Kamelienbäume, den dicht bewachsenen Monte, von dem man auf den glattpolierten Katzenköpfen in Schlitten herunterfuhr wie auf einer Rodelbahn, und erinnere mich an ein schreckliches, nie endenwollendes Diner, das der österreichische Konsul der Mutter zu Ehren gab und bei dem fünfundzwanzig verschiedene Jahrgänge Madeira aufgetragen wurden.

Unsere nächste Station war Tenerife. Hier war es sehr schön, das Hotel lag dicht am Meer, und der mächtige Pik ragte schneebedeckt in den

blauen Himmel. Es gab groteske Kakteen mit gelben Birnen, die man essen konnte, und Eukalyptusbäume, die köstlich herb dufteten. Im Hotel wohnte eine schöne Engländerin, die Gitarre spielte und sehr freundlich zu mir war. Die Mutter verbot mir, mit ihr zu sprechen. Ich zerbrach mir den Kopf über den Grund des Verbotes. Was konnte eine so schöne und liebe Frau getan haben? Und woher wußte meine Mutter, die sie gar nicht kannte, daß sie ein Verbrechen begangen hatte? Ich war sehr besorgt um die schöne Frau und malte mir, wenn ich allein am Strand spielte, oft aus, wie ich ihr zu entkommen helfen würde, falls die Polizei sie suchte.

Nach einem Monat kehrten wir nach Lissabon zurück. Dort gab es große Feste zu einer Hundertjahrfeier des heiligen Antonius von Padua. Alle Hügel waren beleuchtet, überall krachten Raketen, man sah am Himmel den Heiligen, wie er den Fischen predigte.

Im Herbst war dann meine Verbannung endlich vorüber, und ich durfte zur Großmutter zurück.

ENGLISCHES

Einen Sommer verbrachten wir am Thuner See. Die Großmutter machte im Hotel die Bekanntschaft einer englischen Familie, die aus zwei hochgewachsenen, sonnengebräunten Männern mit ihren Frauen, einem erwachsenen und zwei

kleinen Mädchen, den Töchtern des älteren der beiden Männer, bestand. Als wir wieder allein waren, fragte sie mich: „Weißt du, wer sie sind?“ „Nein.“ „Die Söhne von Charles Dickens.“

Die Söhne des großen Mannes wirkten recht enttäuschend. Sie waren leidenschaftliche Bergsteiger und hatten anscheinend für Literatur nichts übrig. Die älteste Tochter malte abscheuliche Aquarelle, ich besitze noch das Stammbuch, in das sie unter ein Sonett von Shakespeare einen unmöglichen Vergißmeinnichtbaum gezeichnet hat. Nur die elfjährige Olive schrieb Geschichten in ein Schulheft. Als wir aber einmal unsere Geschichten verglichen, mußte ich trotz aller Bescheidenheit feststellen, daß meine nicht um ein Haar schlechter waren als die ihren. Von diesem Augenblick an hatten Dickens Nachkommen für mich ihren Glorienschein verloren.

Mit Olive zusammen hatte ich einmal ein seltsames Erlebnis. Wir gingen mit ihrer großen Schwester Enid in den Wald, Heidelbeeren suchen. Auf dem ganzen Weg spielten wir mit dem Gedanken, daß wir uns verirren und nie mehr zurückfinden würden. Wir malten uns alle Schrecknisse aus: das endlose Umherwandern, das vergebliche Suchen nach dem rechten Weg, den Hunger und den Durst, die uns quälen würden, sobald alle Heidelbeeren aufgegessen waren, und schließlich das Kommen des Winters mit Schnee und Eis und den Tod durch Erfrieren. Auf dem Rückweg liefen wir zwei Kinder voraus. Lockte uns unbewußt die Idee des Verirrens, oder war es

nur ein reiner Zufall — wir schlugen einen anderen Weg ein.

Nachdem wir einige Minuten gewandert waren, blickten wir uns nach Enid um; sie war verschwunden. Wir riefen ihren Namen — keine Antwort. Wir lachten: „Jetzt haben wir uns wirklich verirrt.“ Und liefen weiter. Aber der Pfad wurde schmaler, die Büsche schoben sich dichter zusammen, die Bäume schienen höher zu werden. Wir riefen immer wieder vergeblich Enids Namen, liefen vor, in der Hoffnung, an einer Biegung des Weges ihre Gestalt auftauchen zu sehen; aber wir gerieten nur immer tiefer in den Wald.

Das Lachen verging uns. Angst schnürte uns dermaßen die Kehle zusammen, daß unsere rufenden Stimmen erstickt und unvertraut klangen und uns selbst erschreckten. Mit einemmal hatte sich der schöne Wald in etwas Böses, Drohendes verwandelt. Die Büsche schnitten höhnische Grimassen, die hohen Fichten wurden nachtschwarz und feindselig. Unheimliche Geräusche erfüllten die Luft, es krachte und knackte. Obwohl es Sommer war, begannen wir zu frieren. Ich wandte den Kopf ab, wagte nicht, Olive ins Gesicht zu sehen, denn als ich es einmal getan, hatte ich in ihren Zügen etwas Entsetzliches erblickt: die nackte Angst. Dieses verzerrte Kindergesicht wirkte so schauerlich, daß ich mein letztes Restchen Mut verlor. Alle Bilder, die wir im Scherz ausgemalt, wurden nun zur grimmigen Wahrheit: wir würden nie, nie aus dem Walde herausgelangen, würden hier elend zugrunde gehen.

Und dann geschah das rettende Wunder: an einer Biegung mündete der Pfad auf die Straße, und wir erblickten Enid, rot vor Aufregung und Ärger. Wie wohltuend war der Klang der menschlichen Stimme, obwohl sie heftig mit uns zankte, wie heimelig und beruhigend wirkte die Mauschelle, die Olive von der Schwester bekam. Im Nu war der Wald wieder schön und freundlich, es war ja ein Mensch da, ein Wesen, zu dem man gehörte, das mit Menschenstimme sprach, das nicht fremd und geheimnisvoll war, wie die Natur.

*

Viele Jahre später sah ich noch einmal die Angst auf einem Menschengesicht. Wir fuhren auf dem Mittelmeer. Das Wetter war schlecht, die Wellen spülten über Bord, das Schiff schien bei jeder großen Woge bis zum tief herabhängenden grauen Sturmhimmel geschleudert zu werden, um dann, nach einer Sekunde heftigen Zitterns, in eine Untiefe zu versinken. Die wenigen Passagiere erster Klasse hatten sich nach dem Diner im Salon eingefunden. Eine hübsche junge Amerikanerin lehnte in einer Ecke und sprach. Sie redete unablässig, wie um sich zu betäuben, flirtete mit den Männern, lachte schrill, aber aus ihren geweiteten Augen schrie die Angst, und ihre Hände waren so fest ineinander verschlungen, daß die Knöchel weiß schimmerten. Ihr Gesicht war totenblaß, ihr Lächeln wirkte wie eine verzerrte Grimasse. Sie erzählte von ihrem Mann und ihrem kleinen Sohn in Amerika, und hinter jedem

Wort lauerte die Furcht: ich werde sie nie wiedersehen. Sie redete und redete, mit den Passagieren, mit den Schiffsoffizieren, mit den Stewards. Jedes ihrer Worte war ein Flehen: „Laßt mich nicht allein, sprecht, macht Lärm, damit ich nicht den schauerlichen Lärm der Wellen höre. Erzählt mir, daß keine Gefahr besteht, daß noch nie ein Schiff untergegangen ist.“ Sooft ein Passagier den Salon verließ, um in seine Kabine zu gehen, schauderte sie zusammen: einer weniger, der zwischen ihr und der Einsamkeit, der Todesangst stand. Es wurde spät, die junge Frau redete weiter, krampfhaft, fiebrig, nur um Gottes willen einen Menschen hier festhalten, damit ich nicht allein bleibe. Sie schien ihren Mann sehr lieb zu haben, aber in jener Nacht hätte sie ihn bestimmt mit jedem Manne, einerlei ob Passagier, Offizier oder Matrose, betrogen, nur um mit ihrer Angst nicht allein bleiben zu müssen.

*

Wie beruhigend die Gegenwart der Menschen wirkt, erfuhr auch ich, als ich mich das zweitemal, als Kind von neun Jahren, verirrt hatte — und zwar in London. Ich war mit meiner Mutter zu Besuch bei einer englischen Tante und sollte Onkel Anton besuchen, der damals an der Botschaft war. Die Mutter setzte mich in einen „Handsom“ und gab dem Kutscher die Adresse. Anscheinend hatte der Mann sie falsch verstanden, denn als ich ausgestiegen und der Wagen fortgefahren war, stand ich vor einem fremden

Haus, in einer unbekanntem Straße, inmitten des Getümmels der Großstadt. Seltsam, ich, die ich, zu meiner Schande sei es gesagt, noch heute Angst bei Straßenübergängen habe, fürchtete mich nicht im geringsten. Es waren ja überall Menschen, was konnte mir geschehen? Ich schritt, aus reiner Abenteuerlust, vergnügt einige Straßen entlang, ohne darauf zu achten, daß ich mich immer mehr von meinem Ziel entfernte. Und als ich schließlich müde wurde, ging ich zu einem Polizisten, der mich abermals in einen Handsom verlud, diesmal die richtige Adresse angehend.

Die englische Tante liebte ich mit scheuer Ehrfurcht. Auch sie hatte „Nerven“ wie Tante Maria, aber sie war eine schöne Frau, und ich liebte von meiner frühesten Kindheit an alles Schöne. Die Anbetung der Schönheit lag mir im Blut, vielleicht weil meine schöne Mutter ihre Schönheit für das Wichtigste auf der Welt hielt. Tante Agnes verdankte ich auch die erste Bekanntschaft mit einer wirklichen Schriftstellerin. Die Großmutter und die Tante trafen sich einmal in Mailand, und Tante Agnes brachte eine Gesellschafterin mit. Die Großmutter, mein Talent für die Heldenverehrung kennend, sagte mir, daß Fräulein May Cromelin, die Gesellschafterin der Tante, Schriftstellerin sei. Von dem Augenblick an wich ich der unglückseligen May Cromelin nicht von der Seite; ich wollte unbedingt den Augenblick miterleben, da ihr die Inspiration kam. Ich erlebte ihn nicht. Sie war eine vertrocknete alte Jungfer, die sentimentale, äußerst moralische

Liebesgeschichten schrieb, aber ich fand sie trotzdem wundervoll und verging vor Ehrfurcht. Als wir einmal im Wagen einen Ausflug nach Monza unternahmen, war ich darüber entsetzt, daß May Cromelin neben mir auf dem Hintersitz saß. Eine Schriftstellerin, ein gottbegnadetes Genie müßte doch von Rechts wegen den Ehrenplatz erhalten!

Aber alles in allem genommen war auch May Cromelin, gleich den Söhnen von Dickens, eine arge Enttäuschung. Sie nannte meinen vielgeliebten Jerome K. Jerome „vulgär“. Ich war fassungslos. Damals ahnte ich nicht, daß Jerome K. Jerome dieser Vorwurf von halb England gemacht wurde. Als ich mich bestürzt an die Großmutter um Aufklärung wandte, lächelte sie und sagte, daß Literaten häufig aufeinander neidisch seien. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, denn ich hatte immer geglaubt, diese Menschen liebten einander ganz besonders und wären bestrebt, sich gegenseitig, wo sie nur konnten, zu fördern. Zu meiner Entschuldigung sei hinzugefügt, daß ich damals etwa zehn Jahre zählte.

Seltsamerweise schien May Cromelin mich, obzwar ich sie offensichtlich verehrte, für dumm zu halten. Als ich sie bat, mir etwas in mein Stammbuch zu schreiben, kränkte sie mich tief, indem sie einen Vers aussuchte, der mit den Worten begann: „Be good, sweet maid, and let who will be clever.“

Es ist bitter, zur Güte ermahnt zu werden, wenn man eine große Schriftstellerin und ein ganz besonders gescheiter Mensch werden will!

EINE „BÖHMISCHE“ NASE VERPFLICHTET

An meinem Wunsch nach „Gescheitheit“ war Onkel Anton schuld. Die ganze Familie, die Großmutter, der Vater, die Mutter hatten alle von der Natur schöne Nasen mitbekommen; ich aber war mit der böhmischen Nase, dem Erbteil meiner andern, der tschechischen Großmutter, gestraft worden. Der Vater lachte mich aus und meinte, es regne mir in die Nase, so sehr strebte sie zum Himmel auf. Onkel Anton jedoch betrachtete mich eines Tages prüfend und sagte dann:

„Mit dieser Nase, mein Kind, mußt du unbedingt eine sehr gebildete und gescheite Frau werden.“

Keine Ermahnung zum Fleiß, kein Schelten über schlecht gemachte Schulaufgaben hat mich je dermaßen beeinflußt wie jener Ausspruch des Onkels. Ich gab es auf, mir Wäscheklammern auf die Nase zu setzen, und war nur noch bestrebt, eine „gebildete, gescheite Frau“ zu werden.

Auch der Vater war sehr um meine Bildung besorgt, allerdings auf eine etwas eigentümliche Art. War er bei der Großmutter zu Besuch, so wurde für mich das Mittagessen zur Qual, denn er benützte diese Stunde, um mein Wissen zu erforschen. Zu meinem Unglück nahm er an, daß ein Kind alles das wissen müsse, was er wußte, und er war, nicht nur für einen österreichischen Aristokraten, ein äußerst gebildeter Mensch.

Noch heute hasse ich Karl XII. von Schweden, weil er mir, als ich mit acht Jahren nichts von seinen Feldzügen zu berichten wußte, vom Vater eine Ohrfeige eintrug. Damals versuchte er auch mir seine Liebe zu Shakespeare beizubringen und wurde wütend, wenn ich ihn um eine Erklärung der „unanständigen“ Worte bat. Trotzdem machte es mir Freude, wenn er die Monologe und vor allem die Rede des Antonius an Cäsars Leiche vorlas; ungeachtet meines Alters konnte ich dennoch die ungeheure Bitterkeit dieser Worte verstehen.

Die Spaziergänge mit dem Vater waren ebenfalls keine reine Freude. Bei jedem Baum mußte ich den Namen auf deutsch, französisch, englisch und später auch italienisch nennen. Besonders schrecklich war es, wenn wir irgendwo Preißelbeeren erblickten; ich konnte und konnte mir nicht merken, daß sie auf französisch aïrelles hießen.

DER VATER ALS JUNGER MENSCH

Hatte ich nicht gar zu dumm seine Fragen beantwortet und war der Vater guter Laune, so erzählte er mir von seinen Abenteuern in Amerika. Er war als ganz junger Mensch nach Amerika durchgegangen und hatte sich dort, ohne einen Kreuzer in der Tasche, seinen Lebensunterhalt verdient. Zuerst als Kellner, was jedoch seiner starken Kurzsichtigkeit wegen nicht lange ging,

dann in einem Stoffladen als Verkäufer. Er war ein guter Verkäufer gewesen, behauptete er, und ich glaube, daß es stimmte, denn niemand konnte ein größerer Charmeur sein als mein Vater — wenn er es wollte. Ihm war zuzutrauen, daß er den Amerikanerinnen den schlechtesten Stoff als den besten aufschwätzen konnte. Er wurde nur entlassen, weil er es nicht zusammenbrachte, die Stoffballen richtig aufzurollen. (Auch das habe ich von ihm geerbt; ich kann noch heute kein richtiges Paket machen.)

Später ging er als Wahlredner für die republikanische Partei, wenn ich nicht irre, nach den westlichen Staaten. Besonders schön und aufregend war die Geschichte von einer Pokerpartie in Texas, bei der ein Falschspieler ertappt und durch eine einfache Methode unschädlich gemacht wurde. Einer der Spieler zog ein Messer heraus und stach es dem Falschspieler durch die Hand, sie so an den Tisch festnagelnd.

Zuletzt unterrichtete der Vater Deutsch in einer höheren Mädchenschule. Er machte, wenn er von dieser Periode seines Lebens sprach, unklare, mir damals völlig unverständliche Bemerkungen über die Frühreife und Zudringlichkeit der jungen Amerikanerinnen.

Nachher versöhnte er sich mit dem Großvater und kehrte nach Europa zurück. Er war sehr stolz darauf, daß er, ein verwöhntes Aristokratenkind, sich dort drüben so gut durchs Leben geschlagen hatte, und als er viele Jahre später an der Botschaft in Washington war, machte es ihm Spaß,

bei großen Dinern dieselben Damen zu Tisch zu führen, denen er früher einmal Stoffe verkauft hatte.

ONKEL ANTON

Onkel Anton kam aus Japan heim, wo er Botschafter geworden war, der jüngste Botschafter des ganzen österreichischen Korps. Alle Orte und Länder, wo wir Verwandte „auf Posten“ hatten, schienen uns nah und bekannt; es war eine einfache Art, internationale Gefühle zu erwerben.

Es war Spätherbst, als Onkel Anton kam. Wir saßen im kleinen Salon vor dem offenen Kaminfeuer, und er erzählte von Japan. Er hatte auch schöne Dinge mitgebracht, Lackgegenstände, Porzellan und für mich seine große rote japanische Visitenkarte. Wurde ein neuer Botschafter zum erstenmal zur Audienz beim Mikado zugelassen, so trug ihm ein Diener diese große rote Visitenkarte voran. Einem Botschafter war es bei dieser Gelegenheit übel ergangen. Er war so unvorsichtig gewesen, die Visitenkarte nicht von einem Sprachkundigen prüfen zu lassen. Auf dem großen, im Winde flatternden roten Blatt, das vor ihm einhergetragen wurde, hatten die Worte gestanden:

„Hier naht sich, demütig auf dem Bauche kriechend, ein europäischer Hundesohn unserm allerhöchsten Herrn, um dessen Gnade für sein Land zu erflehen.“

In den Augen der meisten Österreicher waren die „Japanesen“, wie sie sie nannten, drollige gelbe Männlein, von der Vorsehung dazu erschaffen, schöne Nippesgegenstände und Seiden herzustellen, Kirschblütenfeste zu feiern, die Europäer durch liebliche Geishas zu erfreuen und das Thema für Operetten zu liefern.

Onkel Anton zeigte uns andere Menschen, die „Japaner“, strebsame, fleißige, kluge, ehrgeizige Leute, die Preußen des Ostens. Er sprach, viele Jahre vor dem Russisch-japanischen Krieg, von dem unvermeidlichen Konflikt zwischen den beiden Reichen und war überzeugt, daß Japan als Sieger hervorgehen werde. Allerdings haßte er das zaristische Rußland und erklärte häufig: „So sehr ich den Krieg hasse, wenn es gegen Rußland geht, mache ich mit.“

Damals wurde für mich auch Rußland zum erstenmal ein lebendiger Begriff. Bisher war es ein unendlich großes Land mit Städten, Flüssen und Seen gewesen, deren Namen man sich nicht merken konnte. Nun wurde es zu etwas Schwarzem, Schlechtem, beherrscht von einer bösen Macht, die Menschen folterte, verbannte, in Eiswüsten schickte. Alexander III. war ein blutgieriges Ungeheuer, von Verbrechern und Schurken umgeben, und irgendwo in der Tiefe, ganz fern, stöhnte ein gemartertes Volk unter der Knute. Wir hatten daheim eine von Doré illustrierte „Divina Commedia“, und wenn ich an Rußland dachte, fielen mir die Höllenbilder ein.

Onkel Anton gefiel es nicht mehr in der Heimat. Er hatte sich nie gut mit den sorglosen, ganz in der Gegenwart lebenden Österreichern verstanden, und nun war er ihnen doppelt fremd geworden. Er hatte schon damals den Hang zu Einsamkeit und das Grauen vor den Menschen, die ihn schließlich dazu trieben, mutterseelenallein in einem alten Schloß auf dem Land zu leben und dort zu sterben.

DAS ERSTE STÜCK ORIENT

Der Vater hatte es satt, immer einen Chef über sich zu haben, er sprang in die Konsularkarriere über und wurde nach Algier versetzt. So kam es, daß wir diesen Winter nicht in Italien oder an der Riviera, sondern zu Besuch bei meinen Eltern in Algier verbrachten.

Es war das erste Stück Orient, das ich zu sehen bekam. Eigentlich fing der Orient ja schon in Marseille an. Wir wohnten in einem riesengroßen Hotel, die Großmutter nannte es eine Karawanserei. Ein herrliches Wort! Es erinnerte an lange Karawanen, die durch die goldgelbe Wüste ziehen, an endlose Reihen hintereinander herstapfender Kamele, an deren Spitze als Führer ein kleiner Esel geht.

Das Bild mit dem Esel war mir durch eine Diplomatenaneddote eingeprägt worden. Ein junger Mann aus der Hocharistokratie kam als Attaché an eine Gesandtschaft, bei der der

Gesandte, gesellschaftlich genommen, unter ihm stand. Nebenbei hatte er auch den Ruf, äußerst dumm zu sein. Bei einem Diner wollte der Gesandte dem jungen Mann unbedingt den Vortritt lassen, aber der freche kleine Attaché wehrte die Ehre mit der Bemerkung ab: „Exzellenz, Sie gehören unbedingt an die Spitze der Karawane.“ Da sich die kleine Episode im Orient abspielte, verstand sogar der Gesandte die Anspielung.

Alle Städte haben einen charakteristischen Geruch; Dresden riecht nach Baumkuchen, München nach Bier, Wien nach Leder und schlechtem Tee, Lissabon nach Fischen und Pfefferbäumen, Berlin nach Benzin und oberflächlich gewaschenen Menschen, Frankfurt nach Bürgerstolz und Demokratie, in Marseille aber vereinigen sich die Gerüche des Westens mit denen des Ostens. Hier fühlt man bereits jenen einzigartigen Geruch des Orients, der ein Gemisch von Rosenöl, Saffian, Kameldünger und von der Sonne ausgedörtem Schmutz ist. Ein erregender Duft, der die Nerven aufpeitscht und allerlei seltsame Abenteuer verheißt.

Schon der Hafen hielt diese Versprechen; er war ein Abenteuer mit den vielen großen und kleinen Schiffen, den fremdartigen Gestalten der Araber im weißen Burnus, den algerischen Soldaten, den Matrosen aus aller Welt.

Ich hatte damals meinen ersten photographischen Apparat geschenkt bekommen und machte, da ich immer wieder vergaß, einen neuen Film einzuschalten, die merkwürdigsten Bilder, auf

denen Häuser auf dem Kopf standen, Schiffe ineinanderfuhren, Menschen und Tiere zu Ungeheuern verschmolzen. Auch in meinem Kopf sah es ähnlich aus wie auf den Bildern. Zum erstenmal vermochte ich die vielen neuen Eindrücke nicht aufzunehmen, sie bestürmten mich, rissen mich hierhin und dorthin, in die Freude mischte sich ein Gefühl des Schwindels und der Ermüdung.

Der erste Eindruck von Algier ist blendende Weiße, gekrönt vom leuchtenden Gold der großen Kirche auf einem hohen Hügel: Notre Dame d'Afrique. Ich war glücklich. Der unbesieglige Zauber des Orients packte mich; er hat mich nie wieder losgelassen, noch heute ist für mich der Norden ein Lebensersatz, mit einem Sonnen-, Himmel- und Blumenersatz, farblos und traurig.

Meine Begeisterung wurde allerdings ein wenig abgekühlt, als mir die Eltern mitteilten, ich würde vom nächsten Tag an das Sacré Cœur besuchen. Ich hatte insgeheim auf Ferien gehofft. Der Vater erleichterte mir das Lernen, indem er mir eine kleine Eselin schenkte, Bichette, auf der ich nun täglich den ziemlich langen Weg zum Kloster zurücklegte. Der arabische Groom Ali trabte zu Fuß neben mir her.

Das Kloster lag in einem großen alten Garten, völlig abgeschlossen von der Welt. Hier wurde, mitten im sonnenglühenden Orient, an den alten Traditionen des Sacré Cœurs festgehalten; die kühle Strenge des Klosters erfüllte die hohen

Räume, die Nonnen in den schweren schwarzen Kleidern und den Schleiern schienen selbst an den heißesten Tagen nicht warm zu haben.

Anfangs fiel es mir etwas schwer, nun mit einmal alle Gegenstände französisch zu lernen, doch gewöhnte ich mich rasch daran. Am meisten freilich liebte ich den Abend. Die Eltern waren der Ansicht, daß man seine Kinder so wenig wie möglich sehen solle; außerdem lebten sie sehr gesellig und hatten keine Zeit für mich. So wurde ich nach dem einsam verzehrten Abendessen ins Arbeitszimmer des Vaters geschickt und mir selbst überlassen. Hier aber gab es Bücher in Mengen, und ich stürzte mich auf sie, las wahllos, was mir in die Hände fiel. Besonders gut erinnere ich mich an einen endlosen vierbändigen Roman über den Dreißigjährigen Krieg; ich las ihn, in einem Lehnstuhl sitzend, am Fenster, vor dem ein großer Orangenbaum stand. Die Orangen waren bereits reif und dufteten stark; lange Zeit nachher fühlte ich noch in der Nase den Orangen-duft, sobald ich etwas über den Dreißigjährigen Krieg las.

Der Vater kam bisweilen herein, sagte: „Liest du etwas? Das ist recht.“ Und schleppte gelbbroschierte französische Romane fort. Manchmal meinte er auch: „Lies doch etwas Vernünftiges“, legte mir Werke von Kürenberger, der einer seiner Lieblingsautoren war, oder Lamartine und Chateaubriand, des guten französischen Stils wegen, hin. Ich verschlang mit dem gleichen Eifer „Le Génie du christianisme“, „Le dernier

des Abencérages“, „René“, „Atala“, „Voyages en Orient“, die Romane Walter Scotts und — die Märchen aus Tausendundeiner Nacht.

Die Sonntage verbrachte ich mit Sybil, einer englischen Freundin. Sie, die fünfzehn Jahre zählte, um ein Jahr mehr als ich, brachte mich in Berührung mit der sentimental Seite des Lebens, die mir noch völlig fremd war. Als ich sie bereits besser kannte, sagte sie unvermittelt:

„Ich möchte mit dir über etwas sprechen. Ich weiß aber nicht, ob du nicht chokiert sein wirst. Kannst du es nicht erraten? Es fängt mit L. an.“

Ich erriet es nicht, und Sybil erklärte, über und über errötend: „Liebe.“

Sybils große Schwester war verlobt, und Sybil selbst hatte nichts anderes im Kopf als Liebe und wiederum Liebe, sanfte keusche Liebe, wie sie in den alten dreibändigen englischen Romanen zu finden ist. Sie wollte mit mir „Liebesgeschichten spielen“, bei denen ich die Rolle des Mannes übernehmen mußte. Ich war damals schon sehr mit sozialen Ideen beschäftigt und stellte Sybils Thema „Liebe“ das meine, „Sozialismus“, entgegen. Davon wollte Sybil nichts hören, der Sozialismus langweilte sie tödlich. Schließlich einigten wir uns. Ich war bereit, ihr den Hof zu machen, wenn ich ein sozialistischer Agitator sein durfte, der ein reiches Mädchen zum Sozialismus bekehrt. Auf diese Art kam ich auf meine Rechnung und konnte zwischen zwei, möglichst kurz gehaltenen Liebesgeständnissen eine weit längere sozialistische Rede halten.

Viele Jahre später, ich war bereits verheiratet, erhielt ich einen Brief von Sybil, die ich längst aus den Augen verloren und die durch Zufall meine Adresse bekommen hatte. Gleich zu Beginn des Briefes stand: „Auch ich bin jetzt Sozialistin!“ Ob ich sie wohl damals in dem großen, steil zum blauen Meer abfallenden Garten bekehrt habe?

HEIMKEHR

Im Frühling reisten die Großmutter und ich nach G. zurück. Ob dieses Heimkehren nach den Reisen nicht doch das Allerschönste war? Wenn der Zug zwischen zwei steilen Abhängen dahinfuhr, auf denen unter den toten Blättern des Herbstes die weißen Sterne der Anemonen und die blauen der Leberblümchen leuchteten, begann einem vor Freude und Ungeduld das Herz zu pochen; noch zehn Minuten, und man ist daheim. Dann noch die Fahrt vom Bahnhof, vorüber an den seltsamen, grünbewachsenen Buckeln, die so unheimlich waren, weil erzählt wurde, sie seien Massengräber aus dem Bauernkrieg, durch die vertrauten Straßen der kleinen Stadt, vorbei an bekannten Gesichtern, an der Badeanstalt, der Radfahrschule, den steilen Berg hinauf, durch die großen Tore in den Garten. Da stand das liebe Haus, unverändert, freundlich, im Garten lachte der Frühling, und ich war wieder allein mit der Großmutter. Das Leben war schön.

PENSIONAT

Im Herbst kam ich nach Dresden ins Pensionat. Die ersten Monate waren unerträglich; sie brachten mir eine Demütigung nach der andern. Ich war es gewöhnt, von den Eltern ein „Idiot“ genannt zu werden, doch hielt ich das für persönliche Feindseligkeit und nahm es mir nicht weiter zu Herzen. Hier aber wurde mir das gleiche von Altersgenossinnen gesagt, wenn auch mit anderen Worten. Ich hörte zum erstenmal die schöne Bezeichnung „gojischer Kopf“. Die Worte waren mir fremd, aber die Betonung und das spöttische Lächeln ließen keinen Zweifel über ihre Bedeutung aufkommen.

Das Pensionat zerfiel in zwei Cliques, die eine der typischen „Backfische“, die mich abstieß und langweilte, und die „intellektuelle“, die nur aus drei Mädchen bestand, einer Berliner, einer finnländischen und einer böhmischen Jüdin. Selbstverständlich wollte ich zu dieser Clique gehören. Die Finnländerin, durch meine sozialistischen Ansichten wohlwollend gestimmt, und die Böhmin, die ein guter Kerl war, hätten mich ja in Gnaden aufgenommen, aber alles scheiterte am Widerstand der Berlinerin. Diese Käthe Bernhard konnte mich aus irgendeinem Grund nicht leiden. Sie war um zwei Jahre älter als ich und wirklich unheimlich gebildet. Auf einem kleinen plumpen Körper ein schöner Kopf mit wunderbaren Augen und einer hohen klugen Stirn. Gingen wir spazieren, so hielten die drei

„Gescheiten“ immer zusammen, und ich mußte mit den „Dummen“ einherzotteln. Außerdem verachtete Käthe, echt preußisch, alle Österreicher. Sie war der einzige Mensch, der in mir einen gewissen Widerspruchs-Patriotismus hervorrufen konnte. Einesteils war ja die Antipathie der Intellektuellen begreiflich, ich war die einzige Aristokratin im ganzen Pensionat, und wenn Eltern kamen, um die Schule zu besichtigen, rief mich die dicke alte Besitzerin und verkündete stolz: „Das ist unsere kleine . . . Ihre Kusine ist die Gattin des Thronfolgers Franz Ferdinand.“ Worauf ich, ärgerlich und verlegen, ein dummes Gesicht und einen Knicks machte.

Meine Zimmernachbarin Dutzi war wunderschön und frisch getauft. Sie machte mir bittere Vorwürfe, weil ich am Sonntag nicht in die Messe ging, sondern lieber länger schlief. Dutzi war ein verderbtes kleines Geschöpf, das allen, die es anhören wollten, erzählte, daß ihre Mutter und der selige Kronprinz Rudolf, na ja . . . Eines Abends, als ich schon lesend im Bett lag, klopfte sie an die Verbindungstür: „Komm zu mir.“

Ich gehorchte. Da stand Dutzi splitterhagelnackt und schön, wie Gott sie erschaffen hatte.

„Bin ich nicht schön?“ fragte sie.

Ich war an nackte Bilder und Statuen gewöhnt und betrachtete sie mit fachmännischem Blick. „Ja, du bist sehr schön. Aber dicker darfst du nicht werden.“ Und ich wandte mich zum Gehen.

Dutzi sah mich zornig an: „Du bleibst nicht bei mir?“

„Ich habe ein interessantes Buch.“

Ich ging, ohne zu ahnen, weshalb Dutzi von da ab böse auf mich war.

Die „Gescheiten“ wollten noch immer nichts von mir wissen, obgleich ich wie eine Wahnsinnige lernte und ihnen, dank der daheim schmerzlos gesammelten Bildung, beim Unterricht überlegen war.

Schließlich aber gelang es mir, auf eine echt „gojische“ Art den Zutritt zur intellektuellen Clique zu erhalten. Als Käthe wieder einmal mit ihrem unausstehlich überlegenen Lächeln erklärte: „Das verstehst du ja doch nicht!“, überkam mich die Wut, und ich gab ihr eine kräftige Ohrfeige.

Augenscheinlich machte das auf die Berlinerin Eindruck. Von da ab waren wir gute Freunde, und auch ich gehörte zu den „Gescheiten“.

Wir ließen uns unsere Gescheitheit auch etwas kosten, standen eine Stunde früher auf als die anderen und lasen „bildende“ Bücher. Meine alte Präpotenz kehrte zurück, ich verkündete den Sozialismus und zwang die drei anderen, Henry Georges „Fortschritt und Armut“ zu lesen und als „sozialistisches“ Buch Stirners „Der Einzige und sein Eigentum“. Vielleicht haben die Mädchen, die keinen gojischen Kopf hatten, mehr davon verstanden als ich.

Käthe war noch ärger; sie schleppte in Reclam-bändchen Schopenhauer herbei, und wir mußten um sechs Uhr früh, auf leeren Magen, „Die Welt als Wille und Vorstellung“ lesen.

Annie, die Finnländerin, war weniger unbarmherzig. Sie brachte uns Tolstois „Auferstehung“, deren Schluß mich schon damals nicht befriedigte, und Turgenjews Romane. Eigentlich ist sie, was mich persönlich anbelangt, an allem schuld. Ich las „Väter und Söhne“ und verliebte mich in Bassarow und Rußland. Später entdeckte ich, daß Turgenjew letzten Endes ein „Konterrevolutionär“ war, damals aber stachelte er alle meine rebellischen Gefühle auf, und ich kannte nur noch den Wunsch: nach Rußland gehen und zusammen mit diesen heldenhaften Menschen Revolution machen.

Aber auch böse Stunden verdanke ich der Finnländerin; sie gab mir Ibsens Werke zu lesen. Eines davon kannte ich: „Nora“. Als ich bei den Eltern in Lissabon war, befand sich neben dem Klosett ein Kämmerchen, wo der Vater ausgelesene Bücher aufbewahrte. Schon damals scheine ich meinem Prinzip: nur ja keinen Augenblick unbenutzt lassen, treu gewesen zu sein. „Noras“ Untertitel, „ein Puppenheim“, verlockte mich mit meinen acht Jahren, und ich holte das Buch unter den andern vor. Es war eine bittere Enttäuschung, ich verstand kein Wort. Jetzt gab mir Annie die „Gespenster“ und erklärte mit erfahrener Weisheit: „Alle Männer haben Syphilis.“

Das Drama verursachte mir Tage und Wochen des Grauens. Mir war zumute, als könne ich nie mehr rein werden. Ich wusch mich bei jeder Gelegenheit und fühlte grenzenlosen Ekel vor meinem Körper.

Und dann: „Alle Männer haben Syphilis.“ Alle Männer, — dann hat — auch mein Vater diese Krankheit gehabt, und ich werde enden wie Oswald, nach der Sonne schreiend.

Käthe beruhigte mich schließlich mit dem kurzen Wort: „Blech“, und da sie die Klügste von uns allen war, glaubte ich ihr.

An Sonntagmorgen, wenn die liegend und stehend Getauften zur Kirche gingen, hielten wir „Gescheiten“ einander Vorträge. Annie sprach über Unterdrückung und Revolution, Käthe über die Bedeutung des Dramas — sie wollte Schauspielerin werden — und ich selbstverständlich, mit der unendlichen Sicherheit der Unwissenheit, über soziale Fragen.

Inzwischen hatte sich meine Stellung bei den „Gescheiten“ gefestigt; ich konnte etwas, das sie alle nicht zusammenbrachten: schreiben. Ich verfaßte über die Ungerechtigkeit der Welt und die Rechte der Frau grauenhafte Dramen, die wir an Sonntagen aufführten. Ich bekam immer die schönste Rolle, weil ich so gut „sterben“ konnte.

Im Frühling kam eine neue Pensionärin, die in keiner Clique untergebracht werden konnte, eine kleine Wiener Jüdin. Sie verkündete allen, es gebe nur einen Dichter auf der Welt, Hofmannsthal, und gab uns seine Werke zu lesen. Ich fand sie langweilig, verschwieg das aber, weil Mimi ein so liebes Mädel war. Es gab heftige Literaturdebatten, Mimi ließ sich nicht unterkriegen — bis sich eines Tages eine seltsame Wandlung vollzog. Mimi erhielt einen Brief von daheim und

lief den ganzen Tag mit verweinten Augen herum. Am Abend erklärte sie: „Es gibt auch noch andere Dichter als Hofmannsthal.“

Erst einige Tage später erfuhren wir die Lösung des Rätsels: Mimis Dichter hatte sich mit Mimis Schwester verlobt, statt auf sie zu warten.

*

Als die Ferien kamen, reiste ich mit der Großmutter, die an einem Herzleiden erkrankt war, nach Nauheim.

Im August starb sie in der Schweiz. Meine Jugend, alles, was sorgloses Geborgensein bedeutete, war vorüber. Vor mir stand eine feindselige Welt, standen fremde, übelgesinnte Menschen. Es gab kein Zuhause mehr. Nun mußte ich, sechzehnjährig, mit mir selbst und der Welt fertig werden.

KLOSTER

Nach dem Tod der Großmutter bat ich Onkel Anton, mich zu sich zu nehmen. Er hätte es gerne getan, aber die Konvention der damaligen Zeit bildete ein unüberwindliches Hindernis. Ich war ein erwachsenes Mädchen, und er noch kein alter Mann. Die Leute hätten sich die Mäuler zerissen.

Sehr zur Erleichterung der Eltern erklärte ich, nachdem dieser Versuch gescheitert war, daß ich nicht zu ihnen komme, sondern mich als

Volksschullehrerin ausbilden wolle; und zwar im Kloster in G. So blieb ich wenigstens an dem Ort, wo ich zusammen mit der Großmutter gelebt hatte, und konnte die Sonntagnachmittage in der Villa und im Garten verbringen. Das Haus stand leer, nur Fräulein Marie, die eine Pension erhielt, lebte in zwei Zimmern und freute sich, wenn ich kam. Mit ihr konnte ich von der Großmutter sprechen, von der schönen Zeit, da das jetzt so traurige, öde Haus von ihrer Liebe und Güte erfüllt gewesen war.

Das Kloster hatte seine guten Seiten; ich lernte ein vollkommen einfaches Leben kennen. Wir trugen alle die gleiche abscheuliche dunkelblaue Uniform mit beigefarbenen Litzen, bekamen alle gleich schlecht zu essen und mußten die Zimmer selbst aufräumen. Dem einen Übel, dem Bettmachen, entzog ich mich allerdings, indem ich für andere die Schuhe putzte; sie machten mir dafür das Bett.

Es waren zwei stille, friedliche Jahre, die ich im Kloster verbrachte. Der liebste Mensch war mir gestorben, und ich brauchte einen Himmel, der die Hoffnung auf ein Wiedersehen verhielt. Ich lernte den verführerischen Reiz der Mystik kennen: geheimnisvolle Nachtstunden in der dunklen, nur vom blassen roten Schein des ewigen Lichtes erhellten Kapelle. Ostertage, die nach der vierzigtägigen Fastenzeit, während der ich mich, mit meiner damaligen Liebe zur Übertreibung, fast verhungern ließ, kamen. Mit leerem Magen und schwindelndem Kopf fällt es leicht,

Visionen zu schauen und die überwältigende Gegenwart eines Gottes zu fühlen. Das Wunder des Glaubens ist das Wunder der großen Vereinigung mit einer höheren Macht, die gleichzeitig Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist, das völlige Verlieren seines eigenen kleinen Ichs im gewaltigen Ganzen, zu dessen Teil man wird. Ich habe häufig das gleiche Gefühl empfunden, wenn bei einer großen Demonstration die „Internationale“ gesungen wurde. Tausende und aber Tausende beseelt von dem gleichen, die ganze Welt umfassenden, alle Grenzen verachtenden Streben, von der gleichen Hoffnung, Gegenwart und Zukunft, und man selbst gehört dazu, ist nichts Einzelnes mehr, kein Individuum, nur ein winziger, verschwindender Teil einer großen Sache.

Das Examen bestand ich mit Ach und Krach, Mathematik und Geometrie stellten mir Fallen, in denen ich mich verfing, aber da ich die anderen Gegenstände gut beherrschte, rutschte ich gerade noch durch.

Mein Wunsch, mich um eine Anstellung als Volksschullehrerin zu bewerben, wurde vom Vater kurz abgetan:

„Unsinn, so etwas tut man doch nicht.“

Und ich kam zu den Eltern, die den Sommer in Cernobbio am Comer See verbrachten.

VILLA D'ESTE

Das Hotel, früher das Schloß einer englischen Königin, lag am See und hatte einen ungeheuren Park. Wenn ich mit Büchern beladen eine der einsamsten Stellen aufsuchte, begegnete mir immer ein stiller Mann mit einer Brille, der die gleichen Wege ging; es war Professor Henry Thode, der einen entlegenen Ort suchte, um in Ruhe zu arbeiten. Obwohl wir einander kannten, wechselten wir nie ein Wort; aber der Professor grüßte immer besonders freundlich, und ich freute mich darüber, daß er gewissermaßen meine Einsamkeit teilte.

Auch Siegfried Wagner kam in die Villa d'Este; der zukünftige Hakenkreuzler sah mit seiner großen Nase recht jüdisch aus. Er piff Operettenmelodien und wirkte laut und ordinär.

Später lernte ich in Florenz auch ein anderes, bei weitem sympathischeres Mitglied der Familie Wagner kennen, eine Tochter Bülows, die mit einem Sizilianer verheiratet gewesen und nach dem Tod ihres Mannes nach Florenz gezogen war. Hier lebte sie mit drei Kindern in ziemlich bescheidenen Verhältnissen. In ihrem Salon hingen unzählige Wagner-Bilder, und sie sprach hauptsächlich von „Vater“ und von „Papa“. Man wurde ein wenig konfus, bis man schließlich herausfand, daß der „Vater“ Hans von Bülow, „Papa“ aber Richard Wagner war; „Papa“ spielte die weitaus größere Rolle.

Die Marchesa war eine hübsche, etwas verblaßte Frau, blond und deutsch; ihr ältester Sohn

hingegen, der die Marineakademie besuchte, war ein begeisterter Italiener. Er scheint — ins Italienische übertragen — die gleichen Überzeugungen zu haben wie sein Stiefonkel. Im „Corriere della Sera“ kann man heute herzlich schlecht geschriebene, aber leidenschaftliche Verherrlichungen des Faschismus lesen, die aus der Feder von Frau Cosimas Enkel stammen.

Meine arme Mutter litt sehr unter der Gegenwart einer erwachsenen Tochter, und der Vater faßte den heroischen Entschluß, mich nach Tanger mitzunehmen, wo er seit einem Jahr Gesandter war. Die Mutter blieb in Europa.

TANGER

Wir schifften uns in Genua ein. Die Fahrt war stürmisch, und der Vater brachte mich zur Verzweiflung, indem er in meine Kabine kam und verständnislos fragte: „Sag' mir nur, wie machst du das, um seekrank zu sein?“ Als ob ich es absichtlich getan hätte!

Wirklich arg war freilich nur die kurze Seefahrt von Gibraltar nach Tanger, auf dem kleinen, jämmerlich schlingernden „Gebbel-Tarik“, der einen wirklichen und einen Holzschornstein hatte; letzterer war nur Dekoration.

Der freundliche alte englische Kapitän versuchte mich zu trösten, indem er mir einen Kanarienvogel zeigte, der auf seinem Finger Purzelbäume schlug. Es war ein verfehlter Versuch. Das Schiff

rollte und schlingerte, und die kleine gelbe Flaumkugel drehte und drehte sich, daß mir ganz schwindelig wurde.

Endlich, nach qualvollen Stunden, kam die Küste in Sicht. Wir wurden in kleinen Booten ausgeschiff. Eine Gestalt aus Tausendundeiner Nacht, aber in europäischen Kleidern, holte uns ab: Abensur, der österreichische Vizekonsul, ein maurischer Jude, einer der schönsten Menschen, die ich je gesehen habe. Auch die marokkanischen Soldaten, von denen jeder Gesandte begleitet wurde, standen wartend im Hafen.

Damals gab es in ganz Tanger noch keine Straßen. In der trockenen Jahreszeit versank man im Sand, in der Regensaison ging der Schlamm bis weit über die Knöchel.

Statt, wie üblich, im Wagen nach dem Hotel zu fahren, mußte ich mich, noch wackelig von der Seekrankheit, vom Reitknecht auf den kleinen braunen Araberwallach Ali heben lassen, während der Vater den großen schwarzen Berberhengst Moghreb, ein Geschenk des Sultans von Marokko, bestieg.

Wir ritten einen steilen Weg hinan, gelangten in enge überfüllte Straßen, die auf beiden Seiten von offenen Buden eingesäumt waren, und erreichten das große Stadttor, das allabendlich beim Einbruch der Dämmerung geschlossen wurde.

Hinter dem Tor befand sich der Suk, der große Marktplatz. Hier standen reglos, wie aus Holz geschnitzt, große Dromedare, kleine graue

Esel hoben die zottigen Köpfe und brüllten, auf der Erde hockten, von einer gaffenden Menge umgeben, Schlangenbeschwörer. Sie spielten auf einer primitiven Flöte eine eintönige Melodie, und eine große Schlange ringelte sich vor ihnen auf und wiegte den Körper im Takt hin und her. Anderswo scharten sich Leute um einen Märchen-erzähler, der, halb singend, halb sprechend, Wunderdinge berichtete.

Nach dem Marktplatz kam eine öde sandige Strecke. Der Vater setzte Moghreb in Galopp, und Ali begann ebenfalls zu galoppieren. Da ich zum erstenmal auf einem Pferd saß, wurde mir recht unbehaglich zumute, und ich klammerte mich schamlos an die Mähne des schönen Tieres. So ritten wir bei der Villa Valentina vor, dem Hotel von Tanger, wo wir von der Besitzerin im schönsten österreichischen Dialekt empfangen wurden.

*

Um sich und mir die Mühen eines Haushaltes zu ersparen, hatte der Vater in dem Hotel fünf Zimmer genommen. Die Gesandtschaft selbst befand sich gegenüber, war ein einstöckiges Haus in einem verwilderten Garten.

Die Mutter hatte mir eine französische Kammerjungfer mitgegeben, denn nun, da ich gewissermaßen Österreich in Marokko mitvertreten sollte, mußte auf mein Äußeres, das ich gerne vernachlässigte, geachtet werden.

Der Vater hielt mir eine kleine Rede über meine gesellschaftlichen Verpflichtungen und

schärfte mir ein, immer nur in Begleitung eines der marokkanischen Soldaten auszugehen und nie ohne Sliman, den Reitknecht, einen Ritt zu unternehmen.

Es war etwa ein Jahr vor der „Panther“-Affäre, das Land war unruhig, die Stämme lehnten sich auf, der Sultan wurde von seinem einäugigen Bruder bedroht, und durch die Straßen ritt, schwer bewaffnet und von Bewaffneten umgeben, ein zukünftiger großer Mann: Raisuli.

Die ersten Tage durfte ich mich an der neuen Umgebung freuen, stundenlang, in Begleitung des unglückseligen gelangweilten Soldaten, auf dem Marktplatz stehen und am Strand reiten. Dann aber kamen die gesellschaftlichen Pflichten zu ihrem Recht. Wir wurden vom französischen Gesandten zum Diner geladen.

„Weißt du etwas von Hippolyte Taine?“ fragte mich der Vater vor diesem Ereignis und legte die „Origines de la France contemporaine“ vor mich auf den Tisch. „Madame St. R. T. ist eine Nichte von Taine und spricht bei jeder Gelegenheit von ihm. Blamier' mich nicht.“

„Sir Arthur Nicholson wird auch da sein“, erklärte er weiter. „Einer der klügsten Diplomaten, die es gibt. Er wird vielleicht sogar dich auspumpen wollen. Red' keine Dummheiten.“

Der Abend kam; die Kammerjungfer frisierte mich schön, und ich zog mein erstes ausgeschnittenes Kleid an, in dem ich mir vollkommen nackt vorkam. Bis zum Diner ging alles gut, dann aber, zwischen dem französischen und dem englischen

Gesandten sitzend, entdeckte ich mit Entsetzen, daß ich mich unbedingt schneuzen mußte — und kein Taschentuch hatte.

Was sollte ich tun? Das war ein schönes Debut für mich. Ich schnupfte heftig und verlor den Faden des Gesprächs. Der Vater war unerreichbar. Meine Nase begann zu tropfen. Ich sah mir meine Tischnachbarn an; welcher würde am ersten Verständnis für meine Not fühlen? Der Franzose war ernst und feierlich, gemessen wie ein Pfarrer, der die Messe zelebriert. Vor dem Engländer war ich gewarnt worden, aber seine blauen Augen konnten lachen. Ich flüsterte ihm zu: „Können Sie mir unter dem Tisch ein Taschentuch geben?“

Er sah mich erstaunt an, und ich wurde schrecklich verlegen. Dann lachte er, der Vater warf mir einen lobenden Blick zu, weil sich mein Tischnachbar offensichtlich nicht langweilte, und Sir Arthur Nicholson schob mir unter dem Tisch das Taschentuch zu.

Sir Arthur Nicholson war im Grunde seines Herzens ein großer Deutschenfresser, und der deutsche Gesandte war dem raffinierten Engländer keineswegs gewachsen. Er wußte das auch und ging stets mit einem bekümmerten, sorgenvollen Ausdruck auf dem guten Gesicht umher. Alle andern Kollegen hatten ihn gern; er war ein gütiger, hilfsbereiter Mann — aber kein Diplomat. Am zufriedensten war er, wenn er in seinem Haus mit seiner schönen Frau und seinen vielen Kindern allein sein konnte oder wenn er zu irgendeiner Feier die deutsche Kolonie einlud.

Wirkliche Interessen in Marokko hatten nur die Deutschen, die Engländer, Franzosen und Spanier. Der Vater, den völlig uninteressierten Staat Österreich vertretend, beobachtete voller Interesse das Geplänkel und die Intrigen und erzählte auch mir davon, so daß ich immer auf dem laufenden war. Der erste Bericht, den das österreichische Ministerium des Äußern über die Umtriebe Raisulis und dessen künftige Bedeutung erhielt, stammte aus meiner Feder. Es war gerade eine Wildschweinjagd — die Eber wurden vom Pferde mit langen Lanzen gestochen —, und ich ritt noch nicht gut genug, um eine derartige Jagd mitzumachen.

„Du könntest eigentlich den Bericht schreiben“, meinte der Vater, der auf die Jagd gehen wollte. „Es liest ihn ja ohnehin kein Mensch.“

Er war mit meiner Arbeit zufrieden, strich einige poetische Wendungen, wie „der kühne Sohn der Berge“, „der falkenäugige Held“, und sandte den Bericht ab.

*

Ich lernte Spanisch und auch etwas Arabisch, ritt viel, tanzte die Nächte durch. Auch zum Ball mußte man reiten; es gab in ganz Tanger eine einzige altmodische, muffig riechende Sänfte; Gott weiß aus welchem Jahrhundert sie stammte und welche *Précieuses* sich in ihre Kissen zurückgelehnt hatten. Die Sänfenträger waren Juden: an Feiertagen und Samstagen arbeiteten sie nicht, so daß die älteren Damen an diesen Tagen auf

Eseln zu Dinern und Empfängen ritten. Wir jungen Mädchen stiegen im Ballkleid aufs Pferd, zogen die Röcke hoch und verhüllten die Beine mit einem Plaid. Regnete es, so hielten wir mit der einen Hand den Schirm, mit der andern die Zügel. Vor den Pferden schritten die Soldaten einher, in der Hand die Laterne mit den zwei Kerzen, die nur der Baschador, der Gesandte, haben durfte. Gewöhnliche Sterbliche mußten sich mit einer Kerze begnügen.

Wir ritten über den Suk, aus der Dunkelheit ragten gespenstisch die phantastischen Gestalten der Dromedare auf, kleine flackernde Lichter brannten vor Zelten, und unzählige Ratten liefen vor den Pferdehufen davon. Vor dem verschlossenen Tor wurde haltgemacht; der eine Soldat pochte dreimal, zum Zeichen, daß ein Baschador vor dem Tor stand, und die beiden Flügel öffneten sich knarrend, um uns einzulassen.

Es war ein seltsames Gemisch von Orient und Okzident. Die Kollegen waren die gleichen Menschen, die man in den Hauptstädten aller Länder antreffen konnte, die Dinern und Bälle hätten ebensogut in Wien, Berlin oder irgendeiner andern europäischen Stadt gegeben werden können. Dann aber ereignete sich unvermittelt etwas, das mit grellem Licht den Orient und seine barbarische Grausamkeit erhellte.

NUR KEINE KOMPLIKATIONEN!

An einem Morgen ritt ich mit Sliman durch die Stadt. Plötzlich hörten wir ein wildes Geschrei. An uns vorüber jagte zu Pferd ein Araber, vor ihm auf dem Sattel lag ein junges Mädchen, das sich loszureißen versuchte und verzweifelt schrie. Hinter den beiden ritten einige bewaffnete Araber.

Sliman, der völlig gelassen die Szene beobachtet hatte, erklärte: „Sie ist ein schlechtes Mädchen, Señorita. Sie hat bei Juden gedient und sich mit dem Sohn eingelassen. Nun haben ihre Brüder sie geholt.“

„Und was geschieht mit ihr?“

Sliman machte mit der Hand an der Kehle eine nicht mißzuverstehende Gebärde und lächelte freundlich.

Kalte Schauer liefen mir über den Leib; das durfte doch nicht zugelassen werden; das können die Europäer nicht gestatten.

Die französische Gesandtschaft war die nächste; ich galoppierte hin. Herr St. R. T. empfing mich freundlich und würdevoll, wurde aber während meiner Erzählung immer gemessener. Er könne nichts tun, die ganze Sache gehe die Europäer nichts an, mischten sie sich ein, so könnte es Komplikationen geben, und vor allem: keine Komplikationen.

Ich ritt zur deutschen Gesandtschaft; aber auch hier mußte ich das gleiche erleben, und dann noch einmal auf dem amerikanischen Konsulat.

Ich tobte vor hilfloser Wut; es war ja fast, als ob man gelassen dabeistünde, während ein Mord begangen wird. Damals glaubte ich noch, daß die Diplomatie dazu da sei, Morde zu verhüten.

Barbarisch war auch das Gefängnis auf dem Marschan, einem Hügel außerhalb der Stadt. Dort stand ein ebenerdiges großes Gebäude, die vergitterte Seite war offen, und hinter dem Gitter standen und hockten zusammengepfercht die Gefangenen. Der Staat ernährte sie nicht, sie lebten von dem, was Freunde und Verwandte ihnen brachten. Jene Gefangenen, die aus dem Innern des Landes stammten, waren oft dem Verhungern nahe. Wie wilde Tiere preßten sie sich an die Gitterstäbe, streckten, um ein Brot bettelnd, die abgemagerten Hände heraus, rauf-ten und schlugen einander blutig um ein Stück Brot, — fünf Stunden von Gibraltar entfernt.

BESUCH IM RIF

Der Vater schenkte mir ein Pferd, einen schönen Braunen, Said, und der arme Sliman beklagte sich bitter, daß ich ihn zu Tode hetze.

„Die Señorita ist wie eine Semuria“, sagte er zum Vater, der mir eine lange Predigt darüber hielt, daß eine junge Dame der Gesellschaft auch zu Pferd nicht dem wildesten Stamm von Marokko gleichen dürfe.

Sliman war ein Rifkabye, ein langer, hagerer, schöner Mensch mit einem völlig glattrasierten

Kopf, auf dem nur eine lange Locke stehen gelassen war, damit ihn der Prophet an ihr dereinst ins Paradies ziehen könne.

Er war äußerst abergläubisch, und ich habe ihm einmal furchtbare Angst eingejagt. Etwa eine Stunde von Tanger entfernt lag ein dichter Hain, der, den Eingeborenen zufolge, von Dschins, bösen Geistern, bewohnt war. Wir kamen beim Spazierritt am Hain vorüber, und Sliman forderte mich auf, rascher zu reiten. Das reizte meinen Widerspruchsgeist. Ich sprang vom Pferd und wollte den Hain betreten.

Sliman beschwor mich bei seinem und meinem Gott, es zu unterlassen; er sei für mich verantwortlich, was würde der Vater ihm tun, wenn mich der Dschin tötete? Ich lachte ihn aus und ging in den Hain.

Der Dschin tat mir nichts. Als ich herauskam, stand Sliman, der vor nichts Lebendigem auf der Welt Angst hatte, totenblaß und zitternd da und traute seinen Augen kaum, da er mich lebendig und unversehrt wiedersah.

Daheim aber bat er den Vater inständig, er möge mir doch verbieten, die Geister herauszufordern, sonst könne er, Sliman, mich nicht mehr auf meinen Ritten begleiten.

Einmal sagte er mir am Abend: „Morgen reite ich nach Hause, ins Rif.“

„Nimm mich mit.“

Er wollte zuerst nicht, gab dann dennoch nach. Dem Vater sagte ich vorsichtshalber nichts von meinem Vorhaben; die Umgebung der Stadt galt

als unsicher, und die Frauen sollten sich nicht zu weit ins Land hinauswagen.

Nach einem fünfstündigen Ritt erreichten wir Slimans Heimdorf, das aus Lehmhütten bestand, so niedrig, daß man in ihnen nicht aufrecht stehen konnte.

Als unreine Christin wurde ich von Sliman in eine leere Hütte geschoben, deren Bewohner, wie ich nachher erfuhr, kürzlich gestorben war. Sliman befahl mir streng, die Hütte nicht zu verlassen. Hier war er der Herr, das fühlte ich und gehorchte ein wenig eingeschüchtert. Sliman brachte mir Wasser und Brot, und dann kam das ganze Dorf, hockte sich vor der Hütte hin und bestaunte die „Ungläubige“, die erste, die je hierher gekommen war.

Sliman erklärte mir, wie schamlos alle mein unverschleiertes Gesicht fänden; daß die tiefverschleierten Frauen den ganzen Bauch nackt sehen ließen, hielt er keineswegs für unanständig.

Es war heiß und dumpfig in der niederen Lehmhütte, ich saß auf dem Erdboden, auf den Stroh gestreut war, altes, halb verfaultes Stroh, in dem es von Flöhen wimmelte. Das Dorf hatte sich an mir sattgesehen, Sliman war mit seiner Familie verschwunden. Ich war gewissermaßen eine Gefangene.

Endlich kehrte Sliman zurück, und wir ritten heim. Da gab es dann noch einen großen Krach mit dem Vater.

„Du bist wirklich unmöglich! Reitest allein mit Sliman nach seinem Dorf! Du weißt doch,

wie unsicher die Gegend ist. Du bist eine Frau, hast du denn gar nicht daran gedacht, was dir passieren könnte?!“

Nein, daran hatte ich wirklich nicht gedacht; mich hatte nur das Unbekannte gereizt und gelockt. Ich fand auch, daß der Vater übertreibe: kein Mensch war mir in die Nähe gekommen, und außer den Flöhen war mir nichts Unangenehmes zugestoßen. Von da an mußte ich dem Vater immer das Ziel meiner Spazierritte angeben.

SKLAVENHANDEL

Aber selbst wenn ich in Begleitung eines der Soldaten artig in der Stadt umherspazierte, gelang es mir, „Dummheiten“ zu machen. Auf dem Markt stand ein alter Neger, der Banjo spielte und mit heiserer Stimme dazu sang. Er war in Amerika gewesen, sprach Englisch und leierte die verschiedenen amerikanischen Städte, in denen er gewelt hatte, wie ein Lied her: New York, San Franzisko, Chika — go — o — o! Neben ihm hockte auf der Erde seine Enkelin Maimuna, vier Jahre alt, pechschwarz und kugelrund, mit leuchtenden Zähnen und lustigen glänzenden Augen. Ich konnte nie an den beiden vorübergehen, ohne stehenzubleiben und mit der Kleinen zu spielen. Eines Tages fragte mich der alte Neger, auf Maimunaweisend: „Willst du sie haben?“

Ich war selbstverständlich begeistert: „Ja.“
„Für einen Sovereign kannst du sie haben.“

Ich zahlte den Sovereign und nahm Maimuna an der Hand. Der Soldat schüttelte mißbilligend den Kopf; er war schon daran gewöhnt, daß ich alle herrenlosen Hunde, die mir über den Weg liefen, aufklaubte und im Garten der Gesandtschaft unterbrachte, aber ein Negerkind, das war zu viel!

„Was wird der Baschador sagen, Señorita?“

„Er wird sich freuen, Mohammed.“

Maimuna, die mich bereits gut kannte, ging willig mit. Zu Hause angelangt, entkleidete ich sie und setzte sie in die Badewanne. Das behagte ihr weniger, und sie brüllte aus Leibeskräften. Ich trug sie, in meinen Bademantel gehüllt, ins Arbeitszimmer des Vaters, das sonniger war als mein Wohnzimmer, setzte sie auf den großen runden Tisch und fütterte sie mit Kuchen.

Die Tür ging auf, der Vater kam von einem Ritt heim und blieb, das nackte schwarze Kind auf seinen Zeitungen sitzen sehend, entsetzt im Türrahmen stehen.

„Was ist denn das schon wieder?“

„Maimuna, du kennst sie doch.“

„Was machst du mit ihr in meinem Zimmer?“

„Ich hab' sie ihrem Großvater abgekauft.“

„Was? Wie?“

„Sie hat nur einen Sovereign gekostet.“

Nun aber verlor der arme Vater alle Geduld.

„Das sieht dir wieder ähnlich! Da gehst du hin und kaufst ein Negerkind, damit die Leute überall erzählen: der österreichische Gesandte treibt Sklavenhandel. Sofort bringst du das Kind dem alten Gauner zurück!“

Maimuna weinte, ich weinte, aber es half nichts. Ich mußte sie anziehen und ihrem Großvater zurückbringen. Der alte Herr war gar nicht böse, hatte er doch auf leichte Art einen Sovereign verdient. Der Vater aber drohte mir: „Wenn du noch eine solche Dummheit machst, schick' ich dich zu deiner Mutter zurück. Für diese Woche war's genug, zuerst meine Zigarren und dann der Fratz!“

*

Die Episode mit den Zigarren, die er mir vorwarf, beleuchtet die Gefahren privater Wohltätigkeit. Unweit des Hotels wohnte eine arme jüdische Familie mit zahllosen Kindern. Der älteste Sohn, Abrahamito, ein etwa zehnjähriger Bengel, war mein besonderer Freund. Er trug die Hosen seines Vaters, die ihm bis über die Füße niederhingen und die er mit einer Kordel um den Leib gebunden hatte, dazu einen alten verbeulten, viel zu großen Hut. War ich allein zu Hause — Abrahamito schien das immer zu wissen —, so kam er ans Fenster und bettelte um Zigarren. Gerührt über die Armut des Knaben griff ich in die Zigarrenkiste, nahm einige der geliebten Virginias, die der Vater aus Österreich kommen ließ, und warf sie Abrahamito zu. Der freute sich, ich kam mir großmütig vor, und alles war in schönster Ordnung, bis der Vater eines Tages sagte: „Wenn ich nur wüßte, wo der Judenbengel, der Abrahamito, die Virginias hernimmt. Heute hat er mir wieder zehn Stück verkauft.“

Ich wurde dermaßen rot, daß der Vater es bemerkte. — Abrahamito bekam von mir keine Zigarren mehr.

CHRISTLICHE SITTEN UND GEBRÄUCHE

Einer unserer Soldaten, ein alter Mann, er mochte etwa sechzig Jahre zählen, heiratete seine zweite Frau. Sie war sechzehn Jahre alt und sehr schön. Der alte Ali schien in seine junge Frau sehr verliebt zu sein. Begleitete er mich auf meinen Spaziergängen, so ereignete sich nun regelmäßig dasselbe: er begann Gesichter zu schneiden, preßte die Hand gegen den Leib und jammerte über Bauchweh. Er müsse heimgehen, Tee trinken, er sei zu alt, um soviel mit mir herumzulaufen, ich solle allein gehen, er werde mich dann auf dem Suk erwarten, aber ich dürfe es nicht dem Baschador sagen.

Nach einigen Wochen genügte ihm auch dieser gestohlene Urlaub nicht, er kündigte, und an seine Stelle trat Mohammed, ein junger Bursche, der aus dem Inneren des Landes kam und noch nichts mit Europäern zu tun gehabt hatte.

Das erstemal begleitete er uns zu einer Hochzeit. Der Vorsteher der deutschen Post heiratete die Tochter des deutschen Ingenieurs R. Die ganze europäische Kolonie hatte sich in der kleinen protestantischen Kirche eingefunden. Die Soldaten der Gesandtschaften warteten vor

der Tür. Ein junges Mädchen sang mit mehr gutem Willen und Stimmaufwand als musikalischer Begabung irgendein Hochzeitslied. Es mußte eher kläglich als frohlockend geklungen haben, denn als wir aus der Kirche kamen, fragte Mohammed staunend den Vater:

„Baschador, was tun die Christen in der Kirche der Braut, daß sie so schreit?“

Aber nicht alle Begegnungen mit christlichen Sitten und Gebräuchen verliefen so harmlos für die Araber. Davon wußte ein anderer Mohammed, der Oberkellner unseres Hotels, zu erzählen. Mohammed war ein Hadschi, ein heiliger Mann, der nach Mekka gepilgert war, und zwar zweimal. Zur zweiten Pilgerfahrt hatten ihn die Christen gezwungen. Mohammed hatte eine junge Frau, eine schöne, wundervoll gewachsene Negerin, Fatma. Fatma diente bei den Perdicaris, reichen griechischen Amerikanern, die das schönste Haus in ganz Tanger besaßen und äußerst gesellig lebten. (Der alte Herr Perdicaris wurde später eines der Opfer Raisulis; er war der erste, der von ihm entführt und nur gegen ein hohes Lösegeld freigegeben wurde.)

Als die Perdicaris einmal einen großen Ball gaben, sollte Fatma, prunkvoll gekleidet, die Kotillongeschenke verteilen. Mit echt europäisch-amerikanischer Rücksichtslosigkeit verlangten die Perdicaris, daß sie für diesen einen Abend ihr Gesicht entschleierte. Fatma weinte, weigerte sich, bat, ihr diese Schande nicht anzutun. Vergeblich. Die „Herrschaft“ drohte mit

Entlassung, und Fatma wußte, daß sie in keinem andern Haus so gut bezahlt würde. Der wirtschaftlich Schwächere mußte nachgeben. Am Ballabend stand Fatma mit verzweifelter, beschämtem Gesicht im Saal und wagte nicht, die Augen zu heben. Von Zeit zu Zeit rannen Tränen über das schöne dunkle Gesicht. Fatma wußte ja genau, was die Entschleierung für sie bedeutete, — auch ihre „Herrschaft“ wußte es, aber wen interessierte die Erniedrigung einer schwarzen Dienerin?

Von diesem Abend an war Fatma verfemt. Keine anständige Mohammedanerin sprach mehr mit ihr, Freunde und Verwandte verleugneten sie. Wäre die Frau Mohammeds, des Hadschi, eine Hure geworden, die Schande hätte nicht ärger sein können.

Fatma nahm sich ihr Unglück sehr zu Herzen, sie magerte ab, wurde schwermütig, floh, sobald sie jemand kommen sah. Mohammed, aufs tiefste in seiner Ehre gekränkt, hielt dennoch weiter zu seiner Frau; er war klug genug, um zu wissen, wer an allem die Schuld trug. Seine Liebe und seine Klugheit fanden dann auch schließlich einen Ausweg und eine Rettung für Fatma. Als der Pilgerzug nach Mekka aufbrach, wanderten Mohammed und seine Frau nach der heiligen Stadt. Fatma kehrte entschönt, gereinigt, mehr noch, geheiligt zurück. Jetzt durfte sie niemand mehr mit scheelen Augen ansehen, sie war eine Hadscha, eine Heilige; alle Sünden waren vergeben und ausgelöscht. Mohammed aber verzieh den Christen nie, was sie ihm und Fatma angetan hatten.

EIN FREUND DES SULTANS

Nach zwei abscheulichen Regenmonaten, in denen der Wind unentwegt heulte und tobte, kam der Frühling. Nun gab es zwei Meere, das eine, das mit blauen Wogen gegen den Strand brandete, und ein zweites im Innern, ganze Felder voll blauer Iris, leuchtend, duftend, wie kleine Wellen im Wind hin und her schaukelnd. Soweit das Auge sehen konnte, war alles blau.

Die „Fremden“ waren vom Regen verscheucht worden. Dafür kamen jetzt neue: der englische Schriftsteller Cunningham Graham, der mit Stolz erzählte, daß er im Hydepark wegen einer sozialistischen Rede verhaftet worden war und daß er — von Königen, den Stuarts, abstamme. Er sah tatsächlich aus wie das van-Dyck-Porträt von Charles I. Er sprach von Shaw und den Fabians, und ich wurde wütend, wenn der Vater behauptete, er sei ein unausstehlicher Poseur. Der Vater konnte Cunningham Graham nicht leiden, weil dieser ein Freund des „Times“-Korrespondenten Walter Harris war; der *bête noire* meines Vaters. Harris besaß am Strand ein schönes arabisches Haus, das ihm der Sultan geschenkt hatte. Er war ein hagerer, sonnengebräunter Mann, gehörte dem Typus an, den man in Österreich einen „Gschaftlhuber“ nennt. Was immer er sagte, stets brachte er die Worte „mein Freund der Sultan“ vor. Es wurde erzählt, er werde dadurch reich, daß er dem Sultan die unmöglichsten Geschenke europäischer Herkunft mache:

Kuckucksuhren, Wachsblumen, Spieldosen. (Jedenfalls hatte der Sultan einmal meinem Vater voller Stolz eine Spieldose gezeigt und ihm sein Lieblingslied vorgespielt: „Fischerin du kleine . . .“) Für den wertlosen europäischen Tand erhielt Harris Pferde, mit Edelsteinen besetzte Dolche, Saffianleder und dergleichen mehr.

Als es dem Sultan schlecht zu gehen begann und die Eingeweihten bereits den Aufstieg seines Bruders ahnten, wurde er von seinem europäischen Freund treulos im Stich gelassen. Ich erinnere mich noch einer Szene bei einem Jour der russischen Gesandtschaft. Die B.s hatten keine Kinder, und Frau v. B. bat mich, bei den Nachmittagsempfängen den Tee einzuschenken und für das leibliche Wohl der Gäste zu sorgen. Das ganze diplomatische Korps war anwesend, als Walter Harris, in Reithosen, verstaubt, erhitzt, geschäftlhuberisch wie immer, in den Salon trat. Er verkündete mit schallender Stimme den baldigen Sturz des Sultans; diesmal nannte er ihn nicht „mein Freund“. Als er zum Vater trat, um ihn zu begrüßen, legte dieser ostentativ die Hand auf den Rücken und fragte, mit dem unnachahmlichen aristokratischen Hochmut, der ihm zu Gebote stand: „Wenn es Ihrem Freund, dem Sultan, so schlecht geht, Herr Harris, was tun Sie hier? Weshalb sind Sie nicht bei ihm geblieben?“ Damit drehte er ihm den Rücken.

Der „Times“-Korrespondent wurde puterrot, stammelte einige Worte und trat dann an den Teetisch. Aber der Vater stand auch schon da

und sprach laut zu mir: „Ich verbiete dir, mit diesem Verräter zu reden!“

Wenn der Vater nicht Botschafter geworden ist, sondern als Gesandter seinen Abschied nahm, so verdankte er das zum großen Teil derartigen Szenen. Er ließ sich von seinem Zorn fortreißen und kümmerte sich in solchen Fällen nicht um die Konsequenzen. Letzten Endes war er ein Zyniker, der an nichts glaubte. Er hatte ein spanisches Lieblingsdiktum, das ich in meiner Jugend haßte und das mir später oft wie eine grauenhafte Wahrheit im Ohr klang: mismo perros con otros collares; mit anderen Worten: alles bleibt beim alten, es sind immer wieder dieselben Hunde, nur mit andern Halsbändern. Trotzdem glaubte er an eines: daß man zu seinen Freunden halten muß, wenn es ihnen schlecht geht. Ein solcher Verrat war, glaube ich, das einzige, was er nicht mit seinem spöttischen Lächeln abtat.

EIN ANARCHIST

Eines Tages benachrichtigte die Polizei von Gibraltar die österreichische Gesandtschaft, daß auf dem nächsten Dampfer ein berüchtigter österreichischer Anarchist, Siegfried N., nach Tanger komme. Er solle streng überwacht werden.

Der Vater erzählte es mir beim Frühstück und meinte lachend: „Was kann der Kerl hier schon anstellen? So ein Blödsinn!“

Ich aber war zutiefst erschüttert. Ein richtiger Anarchist, ein Mensch, der, wenn es sein muß, Bomben wirft. Den muß ich kennenlernen!

Ich redete erst lang und breit über den Anarchismus — wie ich ihn verstand — und ging dann mit einer schlaun Wendung zur Vorurteilslosigkeit des Vaters über. Schließlich, nach längerer Vorbereitung: „Schau, Vater, er ist bestimmt ein interessanter Mensch. Lad ihn zum Diner ein!“

Hätte der „berüchtigte“ Anarchist eine Bombe gegen unseren Frühstückstisch geworfen, die Wirkung wäre kaum größer gewesen. Der Vater starrte mich an: „Du bist wohl verrückt! Die Polizei warnt uns offiziell vor dem Kerl, und ich, der Gesandte, soll ihn zum Diner einladen?!“

Aber ich ließ nicht locker, bat und bettelte und — der Vater hatte immer etwas für verrückte Ideen übrig — erhielt schließlich das Versprechen: „Gut, wenn er nicht ganz unmöglich ist, lad' ich ihn ein, damit die arme Seel' ihre Ruh' hat.“

Damit ging er hinüber in die Gesandtschaft.

Ich konnte das Mittagessen kaum erwarten; würde der Vater den Anarchisten möglich oder unmöglich finden? Ich holte aus der Bibliothek des Vaters Werke über Anarchismus hervor — es gab nichts, wofür der Vater sich nicht vorübergehend interessiert hätte, daher standen auf den Regalen auch Bücher bekannter Anarchisten — und „bildete“ mich rasch, für alle Fälle.

Der Vater kam, gutgelaunt, das spöttische Lächeln, das mir so vertraut war, um die Lippen.

„Nun?“ Ich brachte vor Aufregung die Frage kaum hervor.

„Ja, du sollst ‚deinen‘ Anarchisten haben. Er kommt zum Diner. Aber du wirst enttäuscht sein.“

Ich war im allgemeinen kein eitles Mädchen, das hatte mir meine schöne Mutter ausgetrieben mit ihrem „Wenn ich dich ansehe, kann ich nicht glauben, daß du meine Tochter bist. Du siehst wie eine Tschechin aus“. Aber an jenem Abend brauchte ich lange zur Toilette; ich machte mich schön — für „meinen“ Anarchisten.

Wie wird er sein? Wird er überhaupt die Speisen berühren, oder wird er uns das üppige Leben vorwerfen, das Prassen, während die Armen hungern? Vielleicht werden auch die wundervollen Rosen, die ich aus der russischen Gesandtschaft geholt und mit denen ich den ganzen Tisch bedeckt habe, seiner strengen Gerechtigkeitsliebe mißfallen? Er wird ja nicht ahnen, daß die Tochter des österreichischen Gesandten, die Enkelin eines der höchsten österreichischen Würdenträger, dessen größter Stolz es war, daß ihn einmal sein „allergnädigster Herr und Kaiser“ in seiner Villa in G. besucht hatte — eine Steintafel in der Vorhalle verkündete dies — mit ihnen den Anarchismus ehren wollte. Und ich hätte auch eigentlich nicht das ausgeschnittene weiße Seidenkleid anziehen dürfen; ein hochgeschlossenes schwarzes wäre viel passender. Kann man ein Mädchen in einem weißen Seidenkleid und mit einer Perlenkette um den Hals ernst nehmen?

Aber ich besaß kein schwarzes Kleid und konnte nur die Perlenkette weglassen.

Im Salon hörte ich schon Stimmen, er ist da, er ist da!

Ich wußte genau, wie man sich Gesandten, Herzögen, Erzherzoginnen und gewöhnlichen Sterblichen gegenüber zu benehmen hatte: aber wie benimmt man sich einem „berüchtigten“ Anarchisten gegenüber? Wie redet man ihn an? Man kann doch nicht „Befreier der Menschheit“ sagen? Und so ganz gewöhnlich: „Herr N.“? Wo bleibt da die gebührende Ehrfurcht?

Mit heftig pochendem Herzen betrat ich den Salon. Der Vater stellte vor: „Herr N., meine Tochter.“

Herr N. trug kein rotes Hemd, Herr N. schien keine Bombe in der Tasche zu verbergen, er trug Abendkleidung und war ein etwas kleiner, noch junger österreichischer Jude, mit einer hohen Stirn und buschigem schwarzen Haar.

Er hielt bei Tisch auch keine Brandreden, er aß, ohne mit der Wimper zu zucken, die servierten Speisen, er nannte uns nicht Ausbeuter und Blutsauger, sondern höflich Graf Cr. und Komtesse.

Die blauen Augen des Vaters lachten, sooft sie meinen Blicken begegneten. Die zwei Männer unterhielten sich vorzüglich miteinander, sie sprachen über — Literatur. Vergeblich versuchte ich, das Gespräch auf das Thema, den Anarchismus, zu lenken. Herr N. sah mich mitleidig an und wandte sich wieder dem Vater zu. Er ahnte

ja nicht, mit welcher scheuen Ehrfurcht ich auf ein „anarchistisches“ Wort wartete.

Als er gegangen war, sagte der Vater:

„Du hast recht gehabt, ich freue mich, daß ich ihn eingeladen habe. Ein sympathischer, interessanter, kluger Mensch.“

Ich aber war tief enttäuscht von der Bekanntschaft mit meinem ersten Anarchisten.

Vor kurzem hörte ich von ihm durch einen gemeinsamen Bekannten: Herr, vielmehr Genosse Siegfried N. ist jetzt selbst Gesandter, will sich aber nicht mehr an das Diner beim österreichischen Gesandten in Tanger und noch weniger an das junge Mädchen erinnern, das er damals so bitter enttäuscht hat.

KOTELETTEN

Der Frühling brachte uns auch einen Attaché, Herrn v. M., der während des Krieges in Österreich ein großes Tier wurde; ich glaube Pressechef. Damals ahnten wir seine künftige Größe nicht; er war lang, mager, verlegen und ungelenk und trug, in den Augen des Vaters ein Verbrechen, „Koteletten“!

Er kam an einem Samstag an. Beim Diner wetzte der Vater unruhig auf seinem Sessel hin und her, warf dem Attaché grimmige Blicke zu und konnte sich schließlich nicht länger beherrschen.

„Sie sind ein netter junger Mann, M. . . ., sprechen auch wirklich ausgezeichnet Französisch,

aber wenn wir uns vertragen sollen, müssen die Koteletten weg!“

Herr v. M. starrte den Vater betroffen an und machte dann ein trauriges Gesicht. Ich dachte bei mir: „Der stirbt lieber, als daß er seine Koteletten opfert!“

Der Vater erläuterte, daß Koteletten das Symbol des alten Österreichs, der Reaktion, des Ungeistes seien. Herr v. M. wurde immer trauriger, aber um seinen Mund lag ein Zug unerschütterlicher Entschlossenheit, und ich fühlte, diese Koteletten würden alle Stürme des Lebens überdauern.

Am folgenden Tag ging ich pflichtgemäß in die Messe. Als ich nach dem Gottesdienst ins Freie treten wollte, stand neben dem Weihwasserkessel ein Mann, der mir feierlich Weihwasser bot. Ich blickte ihn erstaunt an und erkannte ihn im ersten Augenblick nicht. Es war Herr v. M. — minus die Koteletten.

So groß war damals die Macht des Baschadors!

ARABISCHE FESTE

Der Sultan lebte in Rabbal, wo er auch die Gesandten in Audienz empfing.

In Tanger selbst gab es keinen Hof; nur zwei marokkanische Prinzen, Muley Ali und Muley Hafid, gaben bisweilen Feste, zu denen das diplomatische Korps eingeladen wurde.

Als Muley Alis erster Sohn geboren wurde, veranstaltete er ein drei Tage währendes Fest.

Die Diplomatenfrauen besuchten im Harem die sechzehnjährige junge Frau, saßen dann gelangweilt herum, lauschten der eintönigen arabischen Musik und tranken grünen Tee mit Pfefferminzblättern. Es galt als unhöflich, eine angebotene Tasse Tee auszuschlagen, und ich habe damals viel zu Österreichs gutem Ruf beigetragen, denn ich konnte bis zwanzig Tassen Tee trinken, und tat es auch. Die Musik wirkte einschläfernd, immer die gleichen fünf Töne. Der Raum war von schweren orientalischen Wohlgerüchen erfüllt; es fiel den älteren Damen schwer, die Augen offen zu halten.

Auch die marokkanischen Hochzeiten dauerten drei Tage; während dieser Zeit durften der unglückselige Bräutigam und die unglückselige Braut weder bei Nacht noch bei Tag auch nur einen Augenblick schlafen. Der Hochzeitszug zog durch die Stadt, voran der Bräutigam und die männlichen Verwandten zu Pferd, dann folgte die Braut, ebenfalls zu Pferd, aber in einer Art Schrank, der mit Teppichen verhängt und nur oben offen war. So wurde sie stundenlang herumgeschleppt.

Am aufregendsten war das Neujahrsfest der Mohammedaner. Vor der auf einem Hügel stehenden Moschee wurde einem Lamm die Kehle durchgeschnitten, dann packten zwei Männer das sterbende Tier und rannten bergab bis zur nächsten Moschee in der Stadt. Erreichte das Lamm noch lebend die Moschee, so würde das Jahr ein gutes für die Gläubigen sein, kam es

tot an, so bedeutete das Unheil. (Selbstverständlich lebte es immer, bis die Moschee erreicht war.)

„ADMIRAL“ RASCHID

Der Rammadan kam; das Bild der Stadt veränderte sich. Alles wurde still, gleichsam gelähmt. Die Gläubigen, erschöpft vom langen Fasten, hockten müde und mürrisch auf der Erde; die Europäer wußten, daß es galt, besonders vorsichtig zu sein: im Rammadan, dem Fastenmonat, sind die Eingeborenen besonders reizbar, und es kann leicht zu den so sehr gefürchteten Komplikationen kommen.

Raschid, der Diener des Vaters, nützte diese Umstände reichlich aus; was immer er vergaß, was immer er falsch machte, stets hatte er die Entschuldigung zur Hand: „Rammadan, Baschador.“

Raschid war auf dem einzigen Kriegsschiff des Sultans Matrose gewesen. Das erzählte er, als er seinen Dienst antrat. Je länger er beim Vater war, desto höher wurde der Rang, den er bekleidet hatte. Als der Vater auf Urlaub nach Österreich ging, nahm er Raschid mit, und das wurde dem Marokkaner zum Unglück. Er war immer ein eitler Bursche gewesen, jetzt gab er sein ganzes Geld für Kleider aus, um den europäischen Frauen zu gefallen. Er begann auch zu trinken. Sein ganzer Stolz waren die Visitenkarten, die er sich machen ließ:

Raschid ben Mohammed
Admiral de sa Majesté le Sultan du Maroc

Nun glaubte er bereits selbst, daß er Admiral gewesen war, und erzählte wilde Geschichten von den Seeschlachten, in denen er, mit dem einzigen Kriegsschiff des Sultans, ganze feindliche Flotten geschlagen hatte.

Seine Eitelkeit brach ihm den Kragen. Der Vater machte damals einer hübschen Frau den Hof und schickte Raschid mit einem großen Rosenstrauß zu ihr. Als er das nächste Mal mit Gräfin S. zusammenkam, wunderte er sich ein wenig darüber, daß sie ihm nicht für die Blumen dankte. Im Laufe des Gesprächs erfuhr er die Lösung des Rätsels.

„Ihr arabischer Diener ist wirklich ein reizender Mensch. Stellen Sie sich vor, er hat mir neulich einen wunderschönen Rosenstrauß gebracht. Sagen Sie mir, war der Mann wirklich Admiral?“

„Admiral“ Raschid, dem die hübsche Frau anscheinend ebenso gut gefiel wie dem Vater, hatte dessen Visitenkarte fortgenommen und durch die eigene ersetzt.

Der Vater schickte ihn nach Tanger zurück. Wir erfuhren nie, was aus unserem Admiral geworden ist.

EINE SCHLACHT

Eines Morgens wurden wir durch Schüsse geweckt: auf dem Strand waren zwei feindliche Stämme zusammengestoßen, und nun tobte dort

eine erbitterte Schlacht. Der Vater ließ zwei Pferde satteln, verbot mir, das Haus zu verlassen, und verschloß, um ganz sicher zu sein, eigenhändig unsern Stall, wo der brave Said einsam und verloren stand. Dann ritt er mit Sliman, der, für alle Fälle, eine lange altmodische Flinte umgehängt hatte, zum Strand hinunter.

Selbstverständlich wollte ich nicht zu Hause bleiben; aber ich konnte doch nicht zu Fuß in die Schlacht ziehen. Ich probierte vergeblich an der Stalltür alle Schlüssel aus, deren ich habhaft werden konnte; Said scharrte laut, als er mich an der Tür hantieren hörte, aber es war unmöglich, zu ihm zu gelangen. Ich wurde immer ungeduldiger. Da erblickte ich in der Tür des zweiten Stalles, der neben dem unsern lag, den alten Ali, den Reitknecht des französischen Attachés. Ich sah in den Stall, da stand noch ein Pferd, Mesrur, der unausstehliche schwarze Hengst, der immer steilte und nicht zu halten war.

Mit guten Worten und einem reichlichen Trinkgeld gelang es mir, Ali davon zu überzeugen, daß Herr C. mir bestimmt erlauben würde, sein Pferd zu reiten. Mein Sattel war im verschlossenen Stall; einerlei, ich kann auch einmal im Herrensattel reiten. (Damals galt das noch für äußerst unanständig.)

Irgendwie kam ich auf den Hengst hinauf. Sobald wir den Strand erreichten und er den harten Sand unter den Füßen fühlte, warf er den Kopf hoch und schlug mir eine große Beule an der Stirn. Dann ging das liebe Tier durch.

In der Ferne wurde geschossen und laut gebrüllt, man sah weiße Gestalten wie toll umherjagen; ich versuchte, Mesrur in die Richtung der Schlacht zu lenken. Aber der Lärm mißfiel ihm, er raste in die entgegengesetzte Richtung, dorthin, wo er auf einer dünigen Anhöhe andere Pferde stehen sah.

Auf einem dieser Pferde saß — selbstverständlich — mein Vater und auf dem zweiten Herr C., der französische Attaché, dessen Roß ich mir eigenmächtig angeeignet hatte!

Ich hatte beim tollen Ritt den Hut verloren, die Haare hatten sich gelöst und hingen mir über die Schulter, ich sah nicht im geringsten wie eine „junge Dame der Gesellschaft“ aus.

Aber zu meinem Erstaunen lief die Sache glimpflich ab. Im Grunde seines Herzens freute sich der Vater über meinen Mut und war stolz darauf, daß mich der Hengst nicht abgeworfen hatte. Und der kleine Attaché konnte auch nicht viel sagen.

Von der Schlacht bekam ich freilich nichts zu sehen; Sliman brachte mich heim, unentwegt schimpfend und seiner Empörung über meine Wildheit freien Lauf lassend.

*

Im Juni nahm der Vater Urlaub, und wir fuhren nach Florenz, wo die Mutter eine Villa gemietet hatte.

DER ANTIQUAR

Es war ein seltsamer Übergang aus der farbenfreudigen Barbarei und Ungebundenheit des Orients in eine Stadt, in der noch das ganze Mittelalter lebendig war. Die grauen alten Steinbauten bedrückten mich, ich fand selbst den italienischen Himmel blaß und traurig und fühlte mich äußerst unbehaglich.

Für den Vater war Florenz eine vertraute Stadt aus seinen Kindheitstagen. Der Großvater hatte, als Gouverneur von Toskana, hier mit seiner Familie gelebt; sein dritter Sohn war hier geboren worden.

Mir freilich erschien das alles dermaßen lang her, daß es schon fast nicht mehr wahr war, als eines Tages ganz unvermittelt eine Gestalt aus der Vergangenheit auftauchte und sie der Gegenwart nahe brachte.

Ich hatte bei einem alten Antiquar eine alte illustrierte Ausgabe der „Divina Comedia“ entdeckt, die ich gerne besessen hätte. Aber der kleine alte weißbärtige Mann, dem der Laden gehörte, forderte einen für mich unerschwinglichen Preis. Da man damals in Italien meistens die Hälfte abhandeln konnte, ging ich fast täglich zum Antiquar, handelte und feilschte um das Buch. Aber der alte Herr gab nicht nach. Eines Tages erklärte ich ihm, daß ich nicht mehr wiederkommen würde; falls er sich die Sache überlegen sollte, möge er mich verständigen, und ich nannte ihm meinen Namen und meine Adresse.

Der Alte starrte mich einen Augenblick an, als ob er vor sich ein Gespenst sähe. Dann wiederholte er mit unsicherer Stimme meinen Namen: „Sie heißen wirklich so?“

„Ja.“

„Sind Sie mit dem Grafen Cr. verwandt, der vor vielen Jahren Gouverneur von Toskana war?“

„Er war mein Großvater.“

Der kleine Alte griff nach dem Buch, das ich kaufen wollte, schlug es in Papier ein und reichte es mir.

„Nehmen Sie, für Sie kostet es nichts, gar nichts. Und wenn Ihnen sonst noch etwas in meinem Laden gefällt, nehmen Sie, nehmen Sie!“ Und dabei liefen ihm Tränen über die Wangen.

Ich war etwas erschrocken; war der alte Herr plötzlich verrückt geworden?

Er trat zu mir, streichelte mir die Hände, bat mich immer wieder, etwas recht Schönes auszusuchen, als Geschenk.

Schließlich beruhigte er sich und erklärte mir den Grund seines seltsamen Verhaltens.

Als der Großvater Gouverneur von Toskana war, wurde eine Verschwörung gegen die österreichische Herrschaft aufgedeckt. Unter den Verschwörern befanden sich auch drei ganz junge Burschen; der jüngste von ihnen zählte sechzehn Jahre.

Mein Großvater war wegen seiner unerbittlichen Strenge gehaßt und gefürchtet; die Eltern der drei jungen Leute glaubten ihre Söhne verloren. Aber dieses eine Mal übte der Großvater

Gnade; vielleicht taten ihm, der selbst drei Söhne hatte, die jungen Menschen leid: er ließ sie laufen.

Der jüngste von ihnen aber war der Sohn des alten Antiquars, in dessen Laden mich der Zufall geführt hatte.

Ich mußte versprechen, wiederzukommen und den Vater mitzubringen, an den sich der Alte noch erinnerte und von dem er zärtlich als von einem „bel bambino“ sprach.

ANDREA DEL SARTO

Nach einem Monat fand meine Mutter es abermals unerträglich, eine erwachsene Tochter im Haus zu haben, und ich wurde nach G. zu einer Tante geschickt.

Die Villa der Großmutter stand noch immer leer, nur Fräulein Marie bewohnte ihre beiden Zimmer. Ich kam in die Villa des Großvaters, einen aus allerlei Stilen zusammengeflückten Bau auf einem Hügel, der den Namen „Bergschlüssel“ trug.

Hier gab es etwas, das mir zusagte, eine große, kühle Bibliothek mit alten und neuen Büchern, in der ich viele Stunden verbrachte. Die Tante, die Frau eines Bruders meines Vaters, war sehr freundlich zu mir, aber ich konnte mich zuerst nicht einleben. Alles echt Österreichische war mir fremd geworden, ich hatte zu intensiv in einer anderen Welt gelebt. Aber ich war jung, der Sommer war schön, nach kurzer Zeit machte mir

alles Spaß, die Picknicks, die „Tanzerln“ — im Sommer gab es keine „wirklichen“ Bälle —, die Fahrten auf dem See.

Die Tante hätte mich gern „gut verheiratet“ und lud, von löblichen Absichten beseelt, „gute Partien“ für mich ein. Es war nicht ihre Schuld, daß sich unter den guten Partien eine einzige „schlechte“ befand und daß gerade diese mir am meisten zusagte. Vielleicht weil der junge Mann Maler war, ein Mensch, der etwas leisten wollte und von anderen Dingen reden konnte als vom üblichen Klatsch der „Gesellschaft“. Als ich der Tante mitteilte, daß wir uns verlobt hätten, gab es einen großen Krach, und der arme Vater wurde brieflich herbeigerufen, um mir „den Blödsinn auszutreiben“.

Er faßte die Sache von der praktischen Seite auf: „Erstens heiratet man keinen Baron, und dann hat er nur zehntausend Gulden im Jahr. Du kannst doch keinen Bettler heiraten! Ich will dir auch nicht mehr als zehntausend Gulden jährlich geben. Damit könnt ihr verhungern.“

Ich hatte keine Ahnung von Geld; vielleicht mußte man wirklich mit zwanzigtausend Gulden im Jahr verhungern.

„Außerdem ist erst sein Urgroßvater geadelt worden.“ Der Vater hatte wieder einmal seine aristokratischen Tage. „Ausgeschlossen!“

Ich war neunzehn Jahre alt und mußte mich fügen, mußte es, was vielleicht das schwerste war, mit Grazie tun.

„Du hast schon wieder verheulte Augen! Schneid keine Gesichter. Du bist doch keine Bürgerliche, daß du deine Gefühle nicht verbergen kannst.“

Aber trotz allem fühlte der Vater, daß ich böse Tage durchlebte, und vergaß bisweilen seinen Ärger, um mich zu erheitern. Anders die Mutter; als ich nach Florenz zurückkam, behandelte sie mich, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte. Wie oft habe ich mich damals hinter einer imaginären Migräne verschanzt, nur um dem schrecklichen Diner und den nicht minder schrecklichen Stunden im Salon zu entgehen, da meine Mutter mit bösen Worten meinen Kummer verspottete.

Vor ihr wagte der Vater nicht, mich in Schutz zu nehmen. Aber er brachte mir sein Universalheilmittel: Bücher. Ich las, was über Florenz geschrieben worden war, Geschichte, Kunstgeschichte, und allmählich fühlte ich den Zauber dieser wundervollen Stadt. Die Toten wurden für mich lebendiger als die Lebenden, Lorenzo von Medici, vor allem aber Savonarola. Ich las seine Lebensgeschichte, seine Predigten, verquickte seine Lehre mit den sozialistischen Ideen, die mich nie losließen.

Halbe Tage verbrachte ich in den Bildergalerien. Bisweilen kam der Vater mit, doch nahm das dann immer ein unerquickliches Ende. Mein Geschmack gefiel ihm nicht. Wir wanderten friedlich durch die Säle, freuten uns so lange an gemeinsamen Lieblingen, bis wir zu irgendeinem

Gemälde von Andrea del Sarto kamen. Dann ging es los.

„Der ist mir lieber als alle anderen zusammen.“

„Siehst du denn nicht, daß das Kitsch ist?“ fragte der Vater ungeduldig.

„Nein.“

„Süßlicher, geistloser Kitsch! Vergleiche ihn doch mit Masaccio.“

Wir wurden beide wild, und das Ende war immer das gleiche. Der Vater ließ mich vor meinem geliebten Andrea stehen und erklärte: „Du bist wirklich zu dumm. Mit dir kann man keine Bilder ansehen!“

Soweit ich mich erinnern kann, sind wir nie zusammen aus einer Bildergalerie, in der es Andrea del Sartos gab, fortgegangen; wir waren immer zu böse aufeinander.

Diesen Zwisten aber verdanke ich eine der hübschesten und zärtlichsten Erinnerungen an meinen Vater. Als ich in Rußland verheiratet und sehr krank war, schickte er mir eine große Photographie einer Madonna von Andrea del Sarto. Ich kann mir heute noch vorstellen, welche Überwindung es ihn gekostet haben muß, eine Reproduktion dieses „scheußlichen“ Bildes zu kaufen.

FESSELN

Das Leben bei den Eltern trug viel dazu bei, mir mein künftiges Leben zu erschweren. Meine Mutter vertrat den Standpunkt, daß alles, was

sie umgab, vollkommen schön sein müsse. Es gab auch wirklich in der ganzen Villa keinen einzigen häßlichen Gegenstand, angefangen vom Empire-schlafzimmer der Mutter bis zum Speisezimmer der Dienstboten mit den hellen Kretonmöbeln. In jedem Salon standen nur Blumen, die zu der Farbe des Zimmers paßten, alles Äußere war von einer fast unglaublichen Harmonie. Und auch das Materielle war wichtig. Wurde ein neuer Koch aufgenommen, so mußte er „Probe kochen“, die gefährlichsten und heikelsten Speisen vorsetzen, ehe er angestellt wurde: ein Omelett, Reis, Vol au vent. Und auch die Speisen, die auf den Tisch kamen, mußten schön sein. (Der arme Vater hatte eine geheime Leidenschaft für „gemeines Essen“, Würste, Kuddelfleck und Zwiebel; aber er mußte ihr in kleinen Restaurants frönen; die Mutter duldet so „ordinäre“ Dinge nicht.)

Hätten wir „üppig“ gelebt, ich würde es bestimmt vulgär gefunden haben, aber diese vornehme Einfachheit — wir waren stolz darauf, daß wir mit Pferden, nicht aber, wie die reichen Bürger, im Auto fahren — ging einem ganz unmerklich in Fleisch und Blut über, ließ letzten Endes unwichtige Dinge als überaus wichtig erscheinen, fälschte die Werte. Man kann sich nicht allabendlich in einem ausgeschnittenen Kleid an einen schön gedeckten Dinertisch setzen und fühlen, daß ein schönes und gut gekochtes Diner für den Augenblick das Wichtigste auf der Welt ist, ohne sich dem wirklichen Leben zu entfremden. Sind einem einmal rote Plüschmöbel

als der Inbegriff des Grauens erschienen, so fällt es schwer, Menschen zu verstehen, denen diese Möbel das Ziel der Sehnsucht bedeuten. Von allen Arten der Unduldsamkeit vermag man sich am allerschwersten von der ästhetischen, vielleicht der grausamsten von allen, zu befreien. Sie schafft Notwendigkeiten, ohne die man das Leben unmöglich findet, sie nährt die Feigheit, die einen die einzige unverzeihliche Sünde begehen läßt: der anerkannten Wahrheit widerstreben. Sie schafft Menschen, die ihrer Überzeugung zuliebe wohl einer großen Tat, vielleicht sogar der Aufopferung ihres Lebens fähig sind, die aber nicht imstande wären, ein „Rotes-Plüschmöbel-Dasein“ zu ertragen. Wirklich gefährlich, eine wirkliche Fessel sind nur die kleinen Dinge des Lebens, sie haften wie Kletten und wollen sich nicht abschütteln lassen.

*

Der Mutter paßte Marokko als „Posten“ nicht, der Vater aber hatte augenblicklich keine Aussicht auf einen andern und ging deshalb in „Disposition“, das heißt, er verließ die Karriere nicht, sondern nahm nur unbeschränkten Urlaub, bis ihm ein besserzusagender Posten angeboten würde.

Er meinte lachend: „Bis zur ‚Bedientenexzellenz‘ habe ich es ja gebracht. Mir genügt das.“

(Ein Botschafter war eine wirkliche Exzellenz, ein Gesandter jedoch wurde nur aus Höflichkeit so tituliert, — das nannte man in Österreich eine Bedientenexzellenz.)

Zu meinem Kummer begannen die Eltern, vor allem die Mutter, sich in Florenz zu langweilen. Die Villa wurde aufgegeben, wir verbrachten den Winter in Cannes und übersiedelten im Frühling nach Genf.

NATASCHA

Der Vater konnte nie ohne seine Bücher reisen. Wohin auch immer wir zogen, stets folgten uns Kisten um Kisten. Mir wurde das Auspacken und Einordnen der Bücher übertragen. Bisweilen blieben wir nur einen Monat an einem Ort, aber trotzdem mußten die Bücher aus den Kisten hervorgeholt und aufgestellt werden; erst dann fühlte der Vater sich heimisch. Ich hatte die Gewohnheit, beim Ein- und Auspacken der Bücher, gewissermaßen als Arbeitslohn, auf etwas unredliche Art meine eigene Bibliothek zu vergrößern. (Als mich der Vater später in Rußland besuchte, rief er mehr als einmal, vor meinen Bücher-schränken stehend: „Was, das hast du auch gestohlen! Na ja, ich kenne ja deinen ‚Sozialismus‘: was dir gehört, gehört auch mir, aber was mir gehört, gehört noch lange nicht dir.“)

In Genf erwachte mein etwas verblaßter Sozialismus zu neuem Leben. Damals war das ganze Stadtviertel von Carouge von russischen Emigranten bevölkert; die Männer sahen wild aus, und die Frauen hatten kurzes Haar und trugen Röcke, die nur bis an die Knöchel reichten.

Ich verbrachte viel Zeit in Carouge, betrachtete voller Interesse die seltsamen Gestalten, wagte aber nie, jemand anzusprechen, so gerne ich es auch getan hätte. Ich schämte mich meines gepflegten Äußeren und meiner hübschen Kleider, schämte mich meines ganzen müßigen, behaglichen Lebens.

Am ersten Mai gelang es mir, den Vater zu bewegen, mit mir zur Maifeier nach Carouge zu gehen. Sie fand auf einem großen, leeren Bauplatz statt. Ich zwang den armen Vater, ein Stückchen Weges im Zug hinter der roten Fahne einherzumarschieren, aber er rächte sich auch dafür, indem er mich zu den Rednern der verschiedenen Parteien schleppte und mich auf den Widerspruch aufmerksam machte, den die einzelnen Reden enthielten.

Mir wurde ganz wirr im Kopf; bisher war der Sozialismus für mich ein einheitliches Ganzes gewesen, hier jedoch befehdeten Sozialisten einander. Da ich von wirtschaftlichen Dingen keine Ahnung hatte, begriff ich überhaupt nichts mehr. Die Debatten waren mir völlig unverständlich; einzig und allein die rote Fahne war etwas, an das man sich klammern konnte. Der Vater betrachtete mich mit spöttischem Lächeln, entdeckte dann einen ihm sympathisch erscheinenden italienischen Anarchisten und begann mit ihm zu reden.

Ich ging ermüdet und ernüchtert zu einer andern Tribüne, von der herab ein junger Mann eine russische Rede hielt.

Im Gedränge wurde mir der Schirm aus der Hand gerissen. Ich zögerte einen Augenblick, ihn

aufzuheben, denn er hatte einen schön gearbeiteten Silbergriff, und ich genierte mich, ihn hier, in dieser armseligen schäbigen Umgebung, als mein Eigentum anzuerkennen.

Ein junges, dunkelhaariges Mädchen, es mochte in meinem Alter sein, bückte sich rasch, hob den Schirm auf und überreichte ihn mir mit einem freundlichen Lächeln. Meine Verwirrung schwand, die junge Russin sprach gut Französisch, und wir kamen ins Gespräch.

Als ich in der Ferne den Vater auftauchen sah, verabredete ich hastig eine Zusammenkunft mit meiner neuen Bekannten und ging.

Von da ab trafen wir uns fast täglich in einem öffentlichen Park am See, in Mon Repos. Ich ging hin, als handle es sich um ein verliebtes Rendezvous, mit pochendem Herzen und der ewigen Angst, von der Mutter ertappt zu werden.

Die junge Russin witterte in mir sofort eine mögliche Proselytin. Sie hielt mir lange Vorträge, brachte etwas Ordnung in mein verwirrtes Denken, zwang mich, die sozialen Fragen nicht nur mit dem Gefühl, sondern auch mit dem Verstand zu betrachten. Sie studierte Medizin und wollte nach vollendetem Studium nach Rußland zurückkehren.

Wir saßen auf einer Bank am Ufer des Sees, die Wellen plätscherten gegen die Steine, elegant gekleidete Leute spazierten an uns vorüber, in der Ferne spielte die Kurkapelle, und Natascha sprach gelassen und fast freudig von Sibirien und dem Kerker, die sie in Rußland erwarteten. Sie redete

davon, wie andere Mädchen von Bällen und vom Heiraten sprechen. Nur wenn sie das Wort „Revolution“ aussprach, klang ihre Stimme anders, klang wie die eines frommen Juden, der, von seiner Frömmigkeit fortgerissen, den geheimen, verbotenen Namen seines Gottes nennt.

Ich habe nie Nataschas Familiennamen erfahren; ich wollte ihn auch gar nicht wissen. Sie war für mich kein wirklicher Mensch, kein junges Mädchen, wie andere Mädchen, sondern die Verkörperung eines unerreichbaren Ideals: der Mensch, der ganz der guten Sache gehört.

Als wir einander zum letzten Male trafen, war es Herbst geworden. Auf den Parkwegen raschelten die dünnen Blätter, der See war grau, die kalte Brise heulte und peitschte die Wellen auf.

Natascha, die sonst sehr zurückhaltend war, küßte mich zum Abschied und sagte: „Du wirst zu uns kommen. Versprich, daß du zu uns kommst.“

Ich versprach es, glaubte damals, ich würde den Mut und die Kraft haben, allen Widersprüchen und Hindernissen zum Trotz mein Versprechen zu halten. Aber die kleinen Dinge des Lebens hielten mich in Fesseln geschlagen. Es dauerte noch zehn Jahre, bis ich das Versprechen hielt.

Natascha habe ich nie wieder gesehen.

WIEDER IM ORIENT

Wenn der erste Herbstnebel die Welt grau streicht und der Wind jammernd vom Nahen des Winters erzählt, denke ich manchmal mit einem leisen Gefühl des Neides an die Herbsttage meiner Kindheit und Jugend zurück. Damals brauchte man sich nicht vor den trostlosen kalten Wintertagen zu fürchten, man konnte ihnen entfliehen.

Sobald das Wetter schlecht zu werden begann, wurde die Frage aufgeworfen: Wohin reisen wir diesen Winter? Die ganze sonnige Welt des Südens stand offen, man brauchte nur die Wahl zu treffen.

Freilich gab es stets lange Debatten, bis die Eltern sich einigen konnten. Auch diesen Herbst saßen sie über die Landkarte gebeugt, berieten, erwogen.

Die Kälte war früh gekommen, so früh, daß sie die Schwalben überrumpelte. Die mörderische Brise trieb die kleinen Tiere in die Zimmer, auf den Wegen lagen sie vom Sturm niedergepeitscht, gingen elend zugrunde.

Vielleicht erweckte der frühe Winter, der auch uns überrascht hatte, in den Eltern den Wunsch, diesmal weiter nach dem Süden zu reisen, vielleicht kannten sie Italien schon zu gut. Wie dem auch sei, wir verließen Genf und schifften uns nach Alexandrien ein.

Abermals der Orient, aber ein anderer, gewissermaßen von England gewaschener und glatt gekämmter Orient.

In Kairo europäische Bauten, europäische Straßen und Hotels, eine elektrische Straßenbahn. Daneben aber schwarz verschleierte Frauen, Fellachen, die auf ihren Eseln durch die Stadt ritten; eine seltsame Mischung.

Schön und verführerisch war der Basar; enge Gassen, an beiden Seiten offene Läden, wo man die herrlichsten orientalischen Gegenstände — zum Teil in Birmingham und Pforzheim hergestellt — kaufen konnte.

Es war ein beliebter Trick der arabischen Führer, die harmlosen Fremden in der Nähe der Pyramiden abseits zu ziehen und ihnen geheimnisvoll zuzuflüstern:

„Hier muß man graben; vielleicht findet der Efendi etwas Antikes.“

Der Efendi grub und förderte nach einiger Zeit voller Begeisterung einen kleinen Skarabäus zutage, einen schönen, unglaublich gut erhaltenen kleinen Skarabäus, der zwar nicht zur Zeit der Pharaonen eingegraben worden war, aber immerhin eine lange Reise von der deutschen Fabrik bis zu den Pyramiden hinter sich hatte. Das jedoch wußte der Efendi nicht, und der kluge Führer erhielt ein besonders hohes Trinkgeld.

Es gibt keine netteren und gewandteren Lügner als die ägyptischen Fremdenführer. Das ist schon dem alten Herodot aufgefallen, und seine Schilderung dieser sympathischen Gauner trifft auch heute noch zu.

Als ich die Sphinx das erstemal sah, enttäuschte sie mich. Dann aber fuhr der Vater einmal in einer

Mondnacht mit mir hinaus, und da sah ich die wirkliche Sphinx. Wir tranken zuerst im „Mena-House“, dem großen Luxushotel, Kaffee, umgeben von dekolletierten Frauen und Männern im Smoking, Musik spielte, einige Paare tanzten, alles war europäisch, alles gehörte in unsere Tage.

Nachher wanderten wir allein durch den Sand, vorbei an den Pyramiden, zur Sphinx.

Hier war es ganz still, der Sand glänzte fahl wie eine gewaltige Löwenmähne, Mondlicht fiel auf das steinerne Gesicht, und die Sphinx grinste. Grinste überlegen und böse, als wollte sie sagen: „Arme Narren. Ich kenne euch und euresgleichen seit Jahrtausenden. Ihr vergeht, aber ich bleibe. Ich habe alles gekannt, alles gesehen und weiß, daß alles, was auf der Welt geschieht, nicht mehr wert ist als ein höhnisches Grinsen.“

Die Verkörperung des Unglaubens und des Spottes, hockte das Ungeheuer im Sand. Die Sphinx war unheimlich, nicht weil sie, wie die sagenhafte Sphinx, Rätsel aufgab und deren Lösung forderte, sondern weil es für sie keine Rätsel gab; sie wußte alles — und lachte über alles.

Ich war froh, als wir wieder bei den Lichtern vom Mena-House anlangten.

*

Die Eltern hatten früher schon einen Winter in Kairo verbracht; alte und neue Bekannte suchten sie auf. Unter den alten befand sich Sir Rudolf Slatin Pascha. Man sah ihm nicht an, daß

er im Sudan mit „Feuer und Schwert“ persönlich Bekanntschaft gemacht hatte. Es war ein kleiner magerer, bescheidener Mensch, der leise, mit unverfälschtem österreichischen Dialekt sprach. Er stammte aus Oberösterreich, war Angestellter in einer Buchhandlung gewesen und von seiner Abenteuerlust in ferne Länder getrieben worden. Nun war er in Ägypten bereits ein großer Mann, aber er tat sich auf seine Würden nichts zugute und wurde nur lebhaft und etwas weniger still, wenn die Rede auf den Sudan kam.

Unter den deutschen Diplomaten befand sich ebenfalls ein interessanter Mensch, ein Baron Oppenheim. Er sprach Arabisch wie ein Eingeborener und verschwand immer wieder auf viele Monate aus Kairo, niemand wußte, wohin. Er lebte in einem schönen, ganz arabisch eingerichteten Hause, und es wurde gemunkelt, daß er zum Islam übergetreten sei. Er hatte im diplomatischen Korps keine offizielle Stellung, war eigentlich ein Propagandist des Kaisers. Seine geheimnisvollen Reisen ins Innere des Landes verfolgten den Zweck, die Sympathie der Bevölkerung für Deutschland zu gewinnen, — für den Fall, daß es einmal mit England zum Krieg kommen sollte.

Deutschland ließ sich damals seine Propaganda unter den mohammedanischen Völkern viel kosten. Seltsamerweise empfanden diese auch eine gewisse Bewunderung für den Kaiser; das orientalische Tamtam, die großen Gesten, die der „Fantasia Kebir“, bei der ebenfalls ohne Ergebnis

viel gelärmt und geschossen wird, entsprachen, gefielen ihnen.

Daraus folgerten die deutschen Orientdiplomaten, daß es möglich sein würde, die Mohammedaner zur Dshehad, zum heiligen Krieg, zu treiben; die Orientkenner freilich wußten es besser, aber wo hat es je einen Diplomaten gegeben, der sich von einem Kenner belehren ließ?

*

Die ägyptischen Mohammedaner waren damals noch ehrliche Fanatiker, der Fremde durfte ihnen wohl nach landesüblichem Brauch ein Inallahbuk (Gott verdamme deinen Vater) an den Kopf werfen, aber wehe dem Europäer, der einen andern üblichen Fluch angewandt hätte: Inalldinak (Gott verdamme deine Religion); er wäre erschlagen worden.

Der Vater, der bereits vor vielen Jahren als junger Mann in Ägypten gewesen war, hatte selbst noch gesehen, wie sich die Gläubigen vor die Pferde der aus Mekka heimkehrenden Pilger warfen; wurden sie von einem Pferdehuf tödlich getroffen, so gingen sie sofort ins Paradies ein.

Diese Sitte bestand nicht mehr, aber der Auszug des heiligen Teppichs nach Mekka war noch immer eine schöne und eindrucksvolle Zeremonie.

Der Zug bewegte sich langsam und feierlich nach der großen Moschee, allen voran das Kamel, das den heiligen Teppich trug; es wurde von einem alten weißhaarigen, grüngekleideten Neger geführt, der bereits fünfundzwanzigmal nach

Mekka gepilgert war. Hinter ihm folgten die Kamele mit den Wasserbehältern, über denen große frische Palmenblätter im Winde wehten; von weitem sah es aus, als wandle ein Palmenwald einher.

Die Pilger verbrachten den größten Teil der Nacht im Gebet; in einem Teil der Moschee hielten tanzende Derwische ihren Gottesdienst ab. Ein seltsamer Anblick. Sie begannen sich, Allah anrufend, zuerst ganz langsam zu drehen, dann wurde das Kreisen immer rascher und rascher, das Schreien und Rufen immer lauter. Zuletzt war der ganze Raum nur noch eine bunte, sich wie toll drehende, wie wahnsinnig brüllende Masse, in der man keine einzelne Gestalt mehr unterscheiden konnte. Farben vermengten sich, Stimmen flossen ineinander, wie kleine bunte Weltkugeln im Raum drehten sich die turban-geschmückten Köpfe.

Auch vor meinen Augen begann alles zu kreisen, die hysterisch schrillen hohen Stimmen rissen an den Nerven. Man hatte das Gefühl, man müsse sich festhalten, sonst würde man unweigerlich in den menschlichen Mahlstrom gerissen und begönne unter lautem Schreien mitzutanzten. Es war ein unheimlicher Abend; hier, angesichts der rasenden Derwische und der Pilger, die am nächsten Tag ausziehen und den endlosen Weg nach der heiligen Stadt zurücklegen würden, empfand man die ganze Kraft dieses Glaubens, die ganze Fremdheit seiner Anhänger. Man verstand, weshalb die Eingeborenen

so rätselhaft erscheinen, vor dem Fremden verschlossen sind wie ihre Häuser, deren Tür in der Mauer verschwindet, verstand auch die feindseligen Blicke, die einen immer wieder unvermittelt auf der Straße trafen. Die Europäer gehörten nicht in dieses Land, sie waren Eindringlinge, würden es immer bleiben.

EIN ABENTEUER

Mein Leichtsinns und meine Abenteuerlust müssen damals unerschöpflich gewesen sein, denn ich erinnere mich an ein Abenteuer, das harmlos endete, aber auch unangenehm hätte ausgehen können.

Ich fuhr mit der elektrischen Bahn nach den Pyramiden, bog dann ab und wanderte weiter, bis ich ein Dorf erreichte.

Dort ging ich zwischen den Lehmhütten umher und spielte mit den kleinen nackten Kindern. Ein ganz junges Mädchen gefiel mir besonders gut; ich nahm ein silbernes ägyptisches Armband ab und schenkte es ihm, ohne zu ahnen, was die Folge sein würde.

Im nächsten Augenblick war ich von der gesamten weiblichen Bevölkerung des Dorfes umringt. Alle wollten etwas haben, und als ich ihren Wünschen nicht nachkam, stürzten sich die Frauen kreischend und schreiend auf mich, rissen mir den Hut vom Kopf, zogen mir die Kleider aus, griffen nach meinem Seidenunterrock.

Ich sah schon im Geiste, wie ich nur mit einem Hemd bekleidet in der Elektrischen nach Kairo zurückfahren würde.

Da begann auch ich zu schreien wie am Spieß. Einige Männer kamen gelaufen. Der Dorfälteste erkannte sofort, was für Unannehmlichkeiten dieser Vorfall für sein Dorf zur Folge haben konnte.

Er brüllte die Frauen an, brüllte auch mich an; ich verstand kein Wort, aber das Ergebnis seines Zornes war tröstlich. Ohne den geringsten Widerstand zu leisten, lieferten die Frauen ihre Beute ab und schlichen dann stumm und ängstlich in ihre Hütten.

So konnte ich, zwar arg zerknüllt, verrauft und unordentlich, aber dennoch völlig bekleidet nach Kairo zurückfahren.

GARDE DE LA CÔTE

Die arabische Garde de la Côte, die, am Saume der Wüste stationiert, gegen Schmuggler kämpfte, wurde von einem Württemberger, einem Baron Dummreicher, befehligt.

Es wirkte merkwürdig, den schlanken, eleganten kleinen Mann, der das Schwäbeln noch immer nicht verlernt hatte, an der Spitze seiner arabischen Soldaten zu sehen.

Da sich die Verfolgung der Schmuggler oft bis tief in die Wüste erstreckte, ritt die Garde de la Côte auf Kamelen.

Hier sah ich zum erstenmal, daß ein Kamel ein schönes, anmutiges Tier sein kann. Allerliebste und drollig waren auch die Kameljungen; nichts als lange Beine und ein Riesenkopf.

Baron Dummreicher kannte alle seine Tiere, sie waren zahm und freundlich wie Pferde, fraßen ihm aus der Hand, leckten ihm mit der großen Zunge zärtlich das Gesicht.

Wir ritten ein Stück in die Wüste hinein. Der Augenblick, da sich das Kamel erhebt, ist äußerst unangenehm, die langen Beine scheinen nicht aufzuhören, der Magen dreht sich einem um. Die edlen reinblütigen Kamele haben einen schönen, federnden Gang, während einem bei den andern die Seele aus dem Leib geschüttelt wird. Das Reiten auf ihnen ist in keinem Fall besonders angenehm; man sitzt gar zu hoch oben — und wenn ein Kamel durchgeht, läßt sich dagegen gar nichts tun. Man kann sich nur am Sattel festhalten und auf das Beste hoffen.

Die kleine Station der Garde de la Côte lag völlig vereinsamt; ihr Kommandant sah oft wochenlang keinen Europäer. Er hatte sich dermaßen bei den Eingeborenen eingelebt, daß er fast nie nach Kairo kam; er mochte die Europäer nicht mehr.

SCHINKENFLECKERLN

Im April begann es heiß zu werden; die überwinternden Fremden reisten ab; eine wohlige Trägheit lag über der ganzen Stadt.

Der Nil schimmerte grüner zwischen den hohen Bäumen am Ufer, der Sand leuchtete goldener, und durch den stillen Abend seufzten und stöhnten die alten Brunnen, deren Schwengel von einem Esel gedreht wurde.

Wir schifften uns in Alexandrien ein und fuhren nach Beirut. Die Mutter verließ bereits in Jaffa das Schiff, um nach Jerusalem zu reisen. Dieses Ausschiffen war eine unheimliche Angelegenheit. Jaffa besaß keinen Hafen, die Passagiere wurden in Booten, die auf hohen Wellen schaukelnd zwischen gefährlichen Felsenklippen lavierten, an Land gebracht. Die Boote waren ausschließlich von Juden bemannt; sie waren die einzigen, die den Muthatten, immerwieder den Gefahren zu trotzen.

Der Vater und ich fuhren nach Beirut weiter.

Beirut war sehr schmutzig und nicht besonders schön. Hier fanden sich schlechtesten Orient und schlechtesten Okzident zusammen. Den christlichen Syriern, die in der Stadt lebten, fehlte völlig die Vornehmheit der Mohammedaner; sie genossen auch, was Ehrlichkeit anbelangt, einen ebenso schlechten Ruf wie die Armenier.

Wir suchten häufig den österreichischen Konsul auf, der ein Jugendfreund des Vaters war. Graf K. hatte sich durch seine Heirat mit der einmal sehr schönen Tochter eines griechischen Apothekers „unmöglich“ gemacht. Er wurde auf „Posten“ geschickt, wo es kein gesellschaftliches Leben gab. Nun saß er bereits seit Jahren in Beirut, ohne die Aussicht, jemals an einen angenehmeren Posten versetzt zu werden.

Die schöne Griechin war dick und fett geworden und ging unfrisiert, im schmutzigen Schlafrock umher; eine Anzahl kleiner, vollkommen griechisch aussehender Kinder tollte lärmend durchs Haus.

Der Vater hatte mir seinen Freund als einen lebenslustigen intelligenten Menschen geschildert. Er erkannte ihn selbst kaum wieder in dem stillen griesgrämigen Mann, der nichts mehr von der Außenwelt wußte und auch nichts wissen wollte. Eine einzige Freude im Leben war ihm geblieben, ein österreichisches Nationalgericht: „Schinkenfleckerln“. Die bereitete er in der Küche selbst zu, und wenn man sie lobte, wachte er auf, berichtete haargenau, wie man Schinkenfleckerln kochen müsse und wie schwer es sei, sie in diesem gottverlassenen Nest richtig zuzubereiten. Es war eine kleine Tragödie, dieser Mensch, dem einst eine glänzende Karriere vorhergesagt worden war: er hatte einer schönen Frau zuliebe auf alles verzichtet, jetzt war die schöne Frau dick und alt, und ihm war nur eines geblieben: Schinkenfleckerln.

LEGENDEN

Der Gouverneur des Libanon war ein Pole, liebenswürdig, elegant gekleidet, als wolle er in der Bond Street spazierengehen, gelangweilt und voller Sehnsucht nach europäischen Großstädten. Er lud uns in sein Schloß auf dem Libanon ein,

wo er gleich einem Fürsten alter Zeiten von den Höhen auf seine Untertanen niederblickte. Der große prunkvolle Bau, dessen mit europäischer Eleganz eingerichtete Salons ebensowenig hierher paßten wie der mondäne Pole auf den alttestamentarischen Berg, lag wunderschön an einem waldigen Abhang, aber ich suchte vergeblich nach den Zedern, die doch unzertrennlich mit dem Namen Libanon verknüpft sind. Überall ragten herrliche alte Bäume auf, aber keine einzige Zeder. Wo waren sie geblieben, hatte Salomon sie allesamt für den Bau des Tempels fällen lassen?

Bei einem Ausflug sah ich dann doch einige, von Gittern geschützt, wie wilde Tiere im Zoo, eine Seltenheit, die man betrachten, aber nicht anrühren durfte. Sie waren auch nicht besonders schön; anscheinend war ihnen das christliche Regime nicht bekommen.

Trotzdem war der Libanon selbst mit seinen wilden Schluchten und sonnigen Hängen, seinen kleinen, in engen Tälern verborgenen Dörfern und geheimnisvollen Hainen wunderbar schön. Das ganze Alte Testament wurde lebendig, Rebekka stand schlank und gebräunt am Brunnen und tränkte die Kamele, im blauen Dunst der Ferne verschwimmend weideten die Herden der Patriarchen; abends hoben sich in der Dämmerung, wie eine Fata Morgana, auf dem Berg Rücken die schwarzen Umrise der nach Damaskus ziehenden Karawanen vom purpurleuchtenden Himmel ab.

Der Libanon ist der Berg der Sagen und Legenden, Geschichte und Dichtung vermischen sich, spinnen einen Zauber um Hügel und Täler. Dieser stille Landstrich hat viel Blut fließen gesehen, neben dem Idyll die Tragödie.

Auf einem einsamen Gipfel, der nur auf steilen, verwachsenen Pfaden zu erreichen ist, liegt die alte, halb verfallene Raubritterburg des Emir Bekir. Von hier aus hatte er mit eiserner Hand das Land beherrscht und Ausfälle gegen die Ungläubigen unternommen, deren Schrecken er war. Der Wald ist in die alte Burg eingedrungen, zwischen verfallenen Mauern ragen starke junge Bäume auf, Schlingpflanzen bedecken die graue Traurigkeit verwitterter Steine mit frischem Grün. Hinter der Burg liegt dicht an einem Abgrund, durch den ein reißendes Wasser tobt, ein kleiner Garten. Hier, in dieser sonnigen, vom Wind geschützten Ecke wachsen die schönsten Rosen, und inmitten der Rosen liegt ein unbeschriebener Grabstein aus Marmor.

Die gleiche Legende, die von Stenka Rasin, dem Kosaken, erzählt wird, lebt auch im Rosengarten des Emir Bekir weiter. Der Emir hatte von einem Raubzug eine schöne Christin mitgebracht und zu seiner Frau gemacht, trotzdem sie ihrem Glauben treu blieb. Seine Anhänger aber fürchteten den Einfluß der Ungläubigen und drohten, den Emir zu verlassen, wenn er die Frau bei sich behielt. Sie erkannte die Gefahr, die sie für ihren Geliebten bedeutete, und bat ihn, sie zu töten.

Der Emir erstach sie mit eigener Hand und begrub sie in dem kleinen Garten am Abgrund. Aus dem Tal aber ließ er die schönsten Rosen bringen, damit die geliebte Frau von den Blüten der Heimat umgeben schlafe.

*

Von Beirut fuhren wir nach Damaskus. Die kleine Bahn, die über den Libanon führt, pustete durch Schnee und Kälte langsam bergan. Dann begann sie, als wolle sie der Öde entfliehen, bergab zu laufen, hinunter ins Paradies.

Eine grüne Ebene — die Bekaa —, Nußbäume und ein duftendes Meer von rosa Blüten, Aprikosenbäume, das ist der Eingang nach Damaskus.

Die Damaszener behaupten, daß dort, wo sich heute ihre Stadt erhebt, einst das Paradies gewesen ist. Einer der Flüsse, der die Stadt durchzieht, der Barrada, floß auch durch das Paradies. Von diesem Fluß berichten sie eine hübsche Sage:

Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben wurden, kamen sie in eine öde, unfruchtbare Gegend. Ihre an die Schönheiten des großen Gartens gewohnten Augen sahen voll Angst und Traurigkeit nur unfruchtbares Land und grimme Felsen. Totenstille umgab sie, kein Vogel sang, kein Tier schrie, kein Wasser plätscherte.

Sie waren von Gott verstoßen, allein in der Wildnis, vom Tode bedroht. Plötzlich aber vernahmen sie einen Klang, der ihr verzweifeltes Weinen übertönte: das Rauschen eines Wassers. Sie blickten auf und sahen durch das öde Land

einen hellen Fluß ziehen; es war ihr alter Freund aus dem Paradies: der Barrada.

Das Elend der beiden Menschen hatte den Fluß gerührt; er ließ sie nicht im Stich, sondern floß ihnen nach. Und wohin er kam, überall wurde die Wüste grün und blühend und trug Früchte. Und alle zahmen Tiere folgten dem Flusse; die Einöde wurde zu einem zweiten Paradies, und die Kinder der ersten Menschen spielten mit den kleinen Wellen des gütigen Flusses, dem sie, einem zweiten Schöpfer, ihr Dasein verdankten.

Deshalb ist auch Damaskus, das am Barrada liegt, so schön, der Fluß, dessen Wasser einst das Paradies gespiegelt haben, hat der Stadt etwas von der paradiesischen Schönheit geschenkt.

BAKSCHISCH

Die Damaszener hatten aber auch wirklich recht, wenn sie stolz auf ihre Stadt waren. Herrlich waren die schlanken Minarette, von denen der Ruf zum Gebet herabklang, und herrlich war der große Basar, der, eine zweite Stadt, inmitten der Stadt lag. Unter dem hohen Kuppeldach zogen sich in einem warmen Dämmerlicht ganze Straßen hin, und in jeder Straße gab es andere schöne Dinge. Auf Schwertern und Dolchen spielten Lichtkreise; der Händler nahm eine schlanke Klinge in die Hand, bog sie völlig zusammen und ließ sie mit leisem Zischen wieder gerade schnellen.

Die Griffe der Dolche und Schwerter waren mit Edelsteinen und Halbedelsteinen geschmückt und funkelten hell. In einer anderen Straße wurden ungefaßte Edelsteine verkauft. Durch die Finger des Händlers rieselten winzige blaue Aquamarinwellen; er hatte in einer Märchennacht die Milchstraße abgepflückt, nun lag sie zartweiß schillernd im Kasten, der die Mondsteine barg. Große rote Rubinen blickten tückisch wie zornige Augen aus einer Ecke, und sanfte Türkisen lächelten blau wie ein hierher verirrter nordischer Himmel.

Neben der Edelsteinstraße duftete es nach Leder; hier gab es prächtig verzierte Sättel und Pantoffel in allen Farben.

Weniger zuträglich für einen europäischen Magen war die Straße der Süßigkeiten. Die verzuckerten Früchte und bunten süßen Getränke funkelten wie die Edelsteine und sahen so schön aus, daß man immer noch etwas kosten mußte.

Besonders freute mich stets die „Draufgabe“, wenn man etwas gekauft hatte. Das „Bakschisch“, das einem der Händler mit besonders freundlichem Lächeln „schenkte“; er hatte ja ohnehin schon genug an einem verdient. Selbstverständlich war das „Bakschisch“ immer ein völlig wertloser kleiner Gegenstand, aber dennoch besaß er, als „Geschenk“, einen eigenen Reiz.

Man durfte, war man irgendwo eingeladen, nie etwas besonders bewundern, weil dann der Hausherr sofort erklärte: „Mein ganzes Haus gehört dir, erweise mir die Ehre und nimm diese Kleinigkeit von mir an.“

Der Vater hatte vergessen, mich über diese Sitte aufzuklären, und als wir einmal bei einem reichen Damaszener Kaufmann zu Besuch waren, bewunderte ich in aller Harmlosigkeit eine Vase und freute mich sehr, als der Hausherr sie mir schenkte.

Der Vater aber meinte auf dem Heimweg ärgerlich: „Das kostet mich ein goldenes Zigarettentui. Weißt du denn nicht, daß die Leute immer ein Gegengeschenk erwarten? Es ist ein Segen, daß du nicht etwas noch Teuereres bewundert hast!“

DIE ERSTE STATION DER BAGDAD- BAHN

Die Tage waren zu kurz, um alles zu sehen, alles zu genießen. Die schönen arabischen Bauten, die großen Gärten der reichen Kaufleute vor dem Tor. Man wanderte planlos durch die Stadt, von allen Seiten von etwas Schönerem angelockt, zog die Schuhe aus und schlüpfte in die großen Lederpantoffel, die man vor dem Betreten der Moscheen anziehen mußte, um die heilige Stätte nicht zu verunreinigen. Die Pantoffel waren immer zu groß, und ich fürchtete mich, sie zu verlieren und plötzlich in Strümpfen auf den heiligen Marmorfliesen zu stehen.

Die Omar-Moschee war nicht nur schön, sondern auch ein erschütterndes Beispiel für die Toleranz und das gegenseitige Verständnis aus

früheren Tagen. Als die Kreuzfahrer die Stadt eingenommen hatten, wollten sie eine Kirche haben, um zu ihrem Gott zu beten. Da boten ihnen die „Feinde“, die Mohammedaner, die eine Hälfte der Moschee an. Ein großer Vorhang wurde durch die Mitte gespannt, auf der einen Seite hielten die Mohammedaner ihren Gottesdienst ab, auf der anderen zelebrierten die Christen die Messe. Allah und der Christengott vertrugen sich vorzüglich. Noch heute verewigt eine Steintafel an der Moschee diesen seltenen Fall religiöser Toleranz.

Die Mohammedaner verachten die Christen, aber sie hüten sich, aus angeborenem Takt, deren Religion zu beleidigen. Mehr als einmal hörte ich einen Mohammedaner im Gespräch mit dem Vater höflich erklären, er achte Jesus, dieser sei zwar ein kleiner, nicht mit Mohammed vergleichbarer, aber edler Prophet gewesen. Und von der Madonna sprachen sie mit Hochachtung als von der „Sit“, der „Dame“ Maria.

Orient und Okzident trafen damals in Damaskus zusammen. Durch die Straßen schritten, hochgewachsen, schwer bewaffnet, Tscherkessen in ihren hohen Pelzmützen, schwarzgekleidete Nonnen gingen, immer zu zweit, den unvermeidlichen Regenschirm in der Hand, unbelästigt durch das Gedränge, Hadschis und kleine in Mekka geborene Kinder, das höchste Glück, das einem Mohammedanerkind widerfahren kann, fielen durch den grünen Turban und die leuchtenden Gewänder auf. Und einige Stunden von

Damaskus entfernt stand neben glitzernden Schienen, verlassen in einer trostlosen Öde, ein kleines Haus: die erste fertige Station der verhängnisvollen Bagdadbahn.

Die Menschen aus dem Inneren des Landes fürchteten sich vor dem unscheinbaren häßlichen Steinhäuschen und vor dem schnaubenden Ungeheuer, das, rußgeschwärzt und häßlich, rascher lief als ihre besten Kamele. Vielleicht warnte sie, die um nichts in der Welt den Zug bestiegen hätten, ihr Instinkt.

EIN MISSIONAR

Schon auf dem Libanon waren uns Frauen aufgefallen, die nur die eine Hälfte des Gesichts verschleiert hatten; es waren Drusenfrauen. Sie schienen weniger ängstlich und verschreckt als die Mohammedanerinnen, und die jungen kokettierten bisweilen heftig mit dem einen Auge. Die Männer machten ebenfalls einen ganz anderen Eindruck als die syrischen Christen; hochgewachsen, mit energischen scharfen Zügen.

Wir erfuhren allerlei über die Drusen von einem Menschen, der jahrelang unter ihnen gelebt hatte.

Wir saßen eines Abends in einem kleinen Ort in der Nähe von Damaskus im Vorraum des einzigen Hotels, als von der Straße her Pferdegetrappel tönte. Ein hochgewachsener, sonnengebräunter, ergrauter Mann trat ein; er war wie

ein Araber gekleidet, nur mit dem Unterschied, daß er nicht weiß, sondern schwarz angezogen war. Ein junger Araber folgte ihm.

Wir waren die einzigen Europäer im Hotel; nach einer Weile trat der alte Herr an unseren Tisch und fragte in schönstem Französisch, ob er sich zu uns setzen dürfe.

Er stellte sich vor, nannte einen der ältesten aristokratischen Namen Frankreichs und erklärte, daß er Jesuit sei und seit zwanzig Jahren auf dem Libanon lebe, unter den Drusen.

Sobald die Rede auf die Drusen kam, taute der alte Jesuit auf; er sprach von ihnen voller Liebe, ja fast mit Begeisterung.

„Sie sind die anständigsten Menschen von der Welt“, behauptete er. „Sie stehlen nicht, sie lügen nicht.“

Der Vater warf ein, daß die Drusen doch wegen ihrer Grausamkeit berüchtigt seien, erinnerte den Jesuitenpater an die Christenmassakers. Der zuckte leicht die Achseln und lächelte, als ob es sich um eine belanglose Kleinigkeit handle.

„Die Drusen warten auf die Wiederkehr ihres Propheten“, erzählte er. „Zweimal ist er bereits auf die Erde gekommen. Bei seiner dritten Wiederkehr wird das Paradies auf Erden beginnen — das Paradies für die Drusen. Aber auch für ihre Frauen, denn im Gegensatz zu den Mohammedanern glauben die Drusen, daß auch die Frauen eine Seele haben und ins Paradies eingehen können. Die Drusen sind viel toleranter als die Mohammedaner und Christen; nicht einmal

die Ungläubigen werden bei der Wiederkehr des Propheten verdammt, falls sie anständige Menschen gewesen sind; sie werden nur zu Dienern der Drusen werden. Mir“, und der alte Jesuit lächelte zufrieden, „wird es gut gehen. Mein Diener hat mir versprochen, daß ich im Paradies bei ihm Diener sein werde, und weil ich, seiner Ansicht nach, ein anständiger Mensch bin, wird meine ganze Arbeit nur im Putzen seiner Stiefel bestehen.“

„Haben Sie schon viele Drusen bekehrt?“ fragte der Vater.

Der alte Missionar wurde fast zornig.

„Bekehrt? Was glauben Sie denn? Die Drusen lassen sich nicht bekehren, das sind anständige Menschen, die an ihrem Glauben festhalten. Käme einer daher, um sich von mir bekehren zu lassen, ich wüßte sofort, daß er ein Gauner und ein Betrüger, kein richtiger Druse ist. Ich habe Medizin studiert, und die Leute kommen zu mir, um sich von ihren Krankheiten heilen zu lassen. Für ihren Leib Sorge ich gerne, aber ich würde es nie wagen, ihre Seele anzutasten.“

Das Gespräch kam auf Europa und Frankreich.

„Ich war vor sechs Monaten das erstemal seit vielen Jahren in Paris“, sagte der Jesuitenpater. „Anstandshalber, man muß doch immer wieder einmal hinfahren. Aber ich habe es nicht lange ausgehalten. Das Leben unter den Drusen hat mich verwöhnt. Ich mag die Europäer nicht und mag auch die Christen nicht.“

Der Jesuitenpater lächelte fast herausfordernd, als er diese Ketzerei aussprach. Spott zuckte über

sein schönes altes Gesicht, das mit der feinen gebogenen Nase und den großen dunklen Augen an das eines Arabers gemahnte.

Am folgenden Tage ritt er nach dem Libanon zurück — zu den einzig anständigen Menschen, die er auf der Welt kannte.

MASERN

An einem Freitag, den dreizehnten, schifften wir uns in Beirut ein. Der Dampfer sollte bereits am Vormittag in See stechen, aber es wurde Mitternacht, ehe die Anker rasselten und das Schiff sich langsam in Bewegung setzte. Am folgenden Tag erfuhren wir vom Kapitän den Grund: die Matrosen hatten sich geweigert, an einem derartigen Unglückstag auszufahren.

Mir jedenfalls brachte der Unglückstag Pech. Ich fühlte mich elend, hatte hohes Fieber und hustete. Aber ich ließ mir, den Erziehungsprinzipien meiner Jugend getreu, nichts anmerken und schluckte nur im geheimen sehr viel Chinin, das ich dem Schiffsarzt herauslockte. Die ganze Fahrt nach Konstantinopel ist daher meinem Gedächtnis entschwunden, ich erinnere mich nur an Hitze, unerträglichen Durst, Ohrensausen und Schwindel. Ich nahm an, daß ich irgendwo Malaria erwischt hatte; es wird schon vorübergehen, wenn ich nur ordentlich Chinin einnehme.

Als wir jedoch in Konstantinopel ankamen, hustete ich derart, daß sogar die Eltern merkten,

etwas sei nicht in Ordnung. Der Arzt kam und konstatierte Masern. Ausgerechnet in Konstantinopel wußte ich nichts Klügeres zu tun, als mit Masern ins deutsche Krankenhaus eingeliefert zu werden. Ich war wütend, aber ich mußte mich fügen.

Nach endlos scheinenden, von hohem Fieber durchglühten Tagen wurde ich aus dem Abteil für Infektionskrankheiten entlassen und konnte, abgemagert, mit noch zitternden Knien, im wundervollen Park des auf einem Hügel über der Stadt gelegenen Krankenhauses spazierengehen.

Ich freundete mich mit Schwester Katherine an, einer dicken, energischen Frau, die die Männerabteilung des Spitals leitete. Derart gelangte ich auch in den Teil des Gartens, wo ihre Patienten im Schatten der hohen Bäume lagen und gingen.

Ein junger Matrose, der ganz besonders schlecht aussah, erregte mein Interesse; ich trat auf ihn zu und fragte voller Teilnahme, was ihm fehle.

Zu meinem Erstaunen wurde der arme Teufel puterrot, blickte sich verlegen und hilfesuchend nach Schwester Katherine um, schien angestrengt nachzudenken und stammelte schließlich: „Ge... Gelenkrheumatismus“.

Nachher belehrte mich Schwester Katherine mit dürren Worten, daß es für ein junges Mädchen ratsam sei, Matrosen nicht nach ihren Krankheiten zu fragen.

DIPLOMATENSOMMERFRISCHE

Sobald ich das Krankenhaus verlassen konnte, fuhren wir nach der Insel Prinkipo, wo wir einen Monat verbrachten, und dann nach Therapia, der Diplomatsommerfrische am Bosphorus.

Weiße Schlösser, deren wundervolle Gärten sich bis zum Wasser ziehen, Grün, soweit das Auge reicht, dichte Haine, in denen nachts so viele Nachtigallen schlagen, daß man kaum schlafen kann, große türkische Kähne und Segelschiffe, die den Bosphorus entlangziehen, das war Therapia von außen gesehen. Von innen aber war es ein richtiges Wespennest, erfüllt von gehässigem Gesumm und Gezisch einander mißtrauender, feindselig gesinnter Menschen.

Hier trafen der ganze Klatsch und alle Intrigen der Türkei zusammen. Einer verdächtigte den andern, bei Tees und Tennispartien hielten die Diplomaten einander scharf im Auge: wer stand mit wem besonders gut, wer sprach länger als üblich mit einem türkischen Würdenträger?

Ein großer, breiter, mürrisch aussehender Mann war bei allen Empfängen und Festen der Diplomaten zu sehen; meist im Gespräch mit einflußreichen Türken; es war Freiherr v. d. G., der deutsche Botschafter, von dem es hieß, daß er bei allen Ereignissen in der Türkei die Hand im Spiel hatte. Die Jungtürken mochten ihn nicht; sie sprachen von ihm mit einem seltsamen Lächeln und einer merkwürdigen Handbewegung.

Bisweilen erschien, lebhaft und energisch wie ein junger Mann, Graf Széchenyi, der Organisator der türkischen Feuerwehr, die den Ruf hatte, eine der besten Feuerwehren der Welt zu sein. Freilich kam sie auch nie aus der Übung, denn es brannte unheimlich viel in dieser Gegend. Immer wieder zuckten durch die Nacht rote Flammen auf, Brandgeruch erfüllte die Luft, immer wieder dröhnte durch die Stille das Rasseln der Feuerwagen. Der lustige alte Ungar, der meistens die Feuerwehrmannschaft selbst kommandierte, hat, im Gegensatz zu den meisten Europäern, den „Asiaten“ nicht geschadet, sondern genützt; er hat ihnen ein Stückchen wirkliche Zivilisation gebracht.

Diplomaten sind wie Frauen, sie lassen einer an dem andern kein gutes Haar und glauben selten und ungern an die Klugheit der lieben Kollegen. Überhaupt macht es ihnen noch mehr Freude als den übrigen Menschen, alle Leute für „eigentlich doch dumm“ zu halten. In Therapia aber konnte man einen Menschen sehen, dessen Klugheit allgemein anerkannt wurde. Anscheinend wußte er mehr und Genaueres über die türkischen Angelegenheiten als alle Diplomaten zusammen. „Man muß Paul Weitz fragen, der weiß das bestimmt“, hieß es, und sooft sich der etwas dicke, heitere Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ zeigte, wurde er von Menschen umdrängt, die andächtig seinen Worten lauschten.

Auch eine Bankgröße konnte man in Therapia sehen, einen Herrn Gutmann; ich glaube, er war

von der Deutschen Bank; mir machte nur die Tatsache einen Eindruck, daß ein so junger Mensch etwas vom Bankwesen, das mir bis heute unverständlich geblieben ist, verstand. Was Paul Weitz nicht wußte, das wußte Herr Gutmann, die beiden waren das Orakel der Europäer.

Der Vater hatte sich sehr mit einem Jungtürken angefreundet, einem energischen jungen Mann, der in der jungtürkischen Bewegung eine große Rolle spielte. Der Jungtürke kam immer erst in den späten Abendstunden zu uns; es war gefährlich, offen mit Europäern zu verkehren, und das türkische Spionagesystem war ebensogut wie das des zaristischen Rußlands. Der Jungtürke kam mit hochaufgeschlagenem Kragen und vergewisserte sich jedesmal, ob nicht jemand an der Türe horche.

Seine Vorsicht war nicht übertrieben; es wimmelte von Spitzeln; Diener, Torhüter, die Bettler auf den Straßen — man wußte von keinem, ob er nicht ein Spitzel war. Die Türken verkauften und verrieten einander, und die Armenier waren noch ärger. Am verlässlichsten waren die Albaner, aber die erschwerten einem wiederum mit ihrer Treue das Leben, man konnte sie nie mehr loswerden. Als der Vater vor vielen Jahren zum erstenmal in der Türkei gewesen war, hatte sich in Konstantinopel eine seltsame kleine Episode mit einem tragischen Ausgang abgespielt.

Ein europäischer Diplomat hatte einen ausgezeichneten albanischen Diener, den er sehr

schätzte und gern hatte. Er war ehrlich betrübt, als der Diener, ein älterer Mann, eines Tages erkrankte und trotz aller sorgsamten Pflege starb.

Einige Tage nachher erschien am Morgen im Schlafzimmer des Diplomaten ein großer junger Albaner. Auf die erstaunte Frage des Diplomaten, was er bei ihm suche, erwiderte er:

„Ich bin der Neffe deines Dieners. Mein Onkel hat dich mir hinterlassen. Von heute an bin ich dein Diener.“

Der junge Albaner war ein schlechter und unehrlicher Diener, aber der Diplomat konnte ihn nicht loswerden. Er versuchte, ihn zu entlassen, sooft er jedoch den Albaner fortschickte, jedesmal kam er zurück und erklärte:

„Du kannst mich nicht fortschicken. Mein Onkel hat dich mir hinterlassen. Du mußt mich behalten.“

Schließlich riß dem Diplomaten die Geduld, und er ließ den Albaner durch die Botschaftsoldaten aus dem Hause werfen.

Zwei Tage später fand man den Diplomaten tot auf der Straße, einen Dolch in der Brust. Der Diener wurde verhaftet. Er leugnete die Tat nicht, seiner Überzeugung nach war er im Recht gewesen. Der Onkel hatte ihm den Diplomaten vererbt, er war gewissermaßen sein Eigentum geworden, das keinem andern lebendig zufallen durfte.

Aus der gleichen Zeit wußte der Vater unter anderm auch folgende charakteristische Anekdote zu berichten. Damals erschienen noch bei den diplomatischen Soireen „wilde“ Paschas aus dem Innern, Barbaren, wenig vertraut mit den gesellschaftlichen Umgangsformen, aber mit praktischem Sinn begabt, denn sie ließen immer allerlei „mitgehen“. Ein besonderer Feinschmecker ließ, nachdem er sich vorerst am Büfett gesättigt hatte, einmal eine ganze Languste in die Tasche gleiten. Ein junger Attaché bemerkte es, griff in einem Anfall von Übermut nach der Saucenschüssel und schüttete die Sauce in die Tasche des Paschas mit den höflichen Worten: „Votre Excellence a oublié la sauce.“

Der junge Attaché soll es in der „Karriere“ nicht weit gebracht haben.

DIE „LORELEY“

Wenn in Konstantinopel oder am Bosphorus die Rede auf die Kriegsschiffe der europäischen Nationen kam, die als Beweis der Macht ihrer Länder hier vor Anker lagen, so machten die Österreicher ein verlegenes Gesicht und sprachen rasch von etwas anderem. Mit dem alten Kasten, der Österreichs Macht vertrat, konnte man aber auch wirklich keinen Staat machen; er war ein Schraubendampfer, der vor fünfzig Jahren vielleicht neu gewesen sein mochte, ein trübseliges, plummes, unansehnliches Ungeheuer, dem man ordentlich

ansah, wie es sich vor seinem Bundesgenossen, der schönen kleinen „Loreley“, schämte.

Die „Loreley“ war schlank und anmutig, schneeweiß wie ein gepflegter Schwan, blitzblank vom kleinsten Schraubchen bis zu den Kanonen. Es war ein Vergnügen, das Schiff zu besichtigen, auf dem schneeweißen Deck zu lunchen oder Tee zu trinken. Mir persönlich freilich brachte das Verweilen auf dem Schiff allerlei Unannehmlichkeiten, und ich denke noch immer mit Abneigung daran.

Zwei Tage nach unserem ersten Lunch auf der „Loreley“ rief mich der Vater und erklärte, der Kommandant habe bei ihm um meine Hand angehalten, er sei ein netter Mensch, alles andere sei auch in Ordnung, ich solle mir die Sache überlegen.

Ich wollte von zu Hause fort, Konstantinopel gefiel mir, die „Loreley“ gefiel mir — aber der Kommandant gefiel mir nicht. Ich sagte, zum Ärger der Mutter, nein. Zum Ärger der Mutter und zum Glück für mich und den Kommandanten, der heute eine Leuchte der Deutschnationalen ist.

Nach dieser Episode war die Stimmung daheim eine ungemütliche; der Vater, stets bestrebt, allen Unannehmlichkeiten aus dem Weg zu gehen, beschloß eine Reise nach Kleinasien und nahm mich mit.

IN KLEINASIEN

Wir fuhren, von zwei berittenen Soldaten geleitet, durch wilde Landstriche, über holprige Landstraßen, an deren sumpfigen Säumen riesige Schildkröten hockten, kamen nach Tarsus, wo wir die Ruinen von Paulus' Heim sahen, nach Eskischekir, wo auf primitive Art allerlei Meer-schaumgegenstände hergestellt wurden.

Da es Sommer war, fuhren wir in der Nacht, um der Hitze des Tages zu entgehen. Ich erinnere mich an eine lange Fahrt in einer Mondnacht, durch eine einsame waldige Gegend. Alles war totenstill, nur der Hufschlag unserer Eskorte dröhnte widerhallend durch die Nacht. Es war Vollmond; der Vater hatte mich gewarnt: „Nimm einen dichten Schleier um, der Mond brennt.“

Ich wollte es nicht glauben und befolgte seinen Rat nicht. Am folgenden Morgen war ich völlig braun gebrannt, und das ganze Gesicht schmerzte mich.

Einmal übernachteten wir in einem kleinen Ort, wo es kein Gasthaus gab. Ich wurde beim Bürgermeister einquartiert und bekam ein schönes geräumiges Zimmer. Die Tür, die in den anstoßenden Raum führte, hatte unten einen etwa drei Zentimeter breiten Spalt; aber das störte mich nicht; dort wohnte niemand.

In der Nacht jedoch wurde ich durch ein seltsames Geräusch geweckt; etwas knabberte, schmatzte laut. Mich gruselte, was konnte das sein?

Ich entzündete eine Kerze und sah, wie durch den Türspalt abscheuliche fette Raupen in mein Zimmer gekrochen kamen. Ich sprang aus dem Bett und öffnete die ins andere Zimmer führende Tür; da krochen Raupen und Raupen und Raupen umher, knabberten laut an Maulbeerblättern, schienen sich äußerst wohl zu fühlen — jedenfalls wohler als ich. Der Bürgermeister war der größte Seidenraupenzüchter des Ortes. Ich war froh, daß ich keine zweite Nacht in dieser unangenehmen Umgebung verleben mußte.

In Brussa hielten wir uns eine Zeitlang auf, und ich verbrachte viele Stunden in dem wundervollen türkischen Bad. In den Marmorsälen gab es Bassins, Bäder, Duschen in allen Wärme- und Kältegraden. Man ging umher, wie Gott einen erschaffen hatte, nur die Armenierinnen trugen, als einziges Kleidungsstück, ein Kreuz um den Hals. Man sah wunderschöne junge Mädchen gestalten, schlank, gebräunt, wie eine herrliche Bronze, aber auch schreckliche ausbuchtende alte Weiber — häufig waren sie nicht über Dreißig —, die wie Karikaturen wirkten. Nachdem man in allen Sälen in alle Wasser getaucht war, wurde einem von Negerinnen der Kopf mit Henna gewaschen, und man wurde massiert. (Mir wurde bei dieser Prozedur stets erklärt: „Du wirst nie einen Mann bekommen, du bist viel zu mager.“)

Nach der Massage legte man sich auf ein Sofa, trank schwarzen Kaffee, rauchte und fühlte sich unendlich wohl.

Auf dem Marktplatz in Brussa ließ ich mir wahrsagen. An die eine Prophezeiung erinnere ich mich noch: „Du wirst bald heiraten und in das kälteste Land der Welt ziehen.“

Ich lachte; wie unwahrscheinlich, daß ein Mensch, der die Sonne und die Wärme des Südens über alles liebt, ausgerechnet nach dem kältesten Land der Welt ziehen soll!

RÜCKKEHR NACH EUROPA

Nach Therapia zurückgekehrt, begann der Vater sich zu langweilen; er kannte die Türkei schon von früher genau und empfand den Wunsch, nach Europa zurückzukehren. Gutmütig, wie er war, nahm er mich mit, um der Mutter und mir das unerquickliche Zusammensein zu ersparen.

*

Wir fuhren mit dem österreichischen Lloyd durch die Dardanellen.

An einer bestimmten Stelle mußte jeder Dampfer eine Kanone abschießen, zum Zeichen, daß an Bord alles in Ordnung war. Der Vater war, als Gesandter, ein großer Mann auf dem österreichischen Schiff, und der Kapitän bot mir an, die Kanone abzuschießen.

Ich kam mir, ehe der Schuß gefallen war, recht wichtig vor, nachher aber dröhnte es mir in den Ohren, als müsse mein Trommelfell platzen; ich war nicht rechtzeitig zurückgetreten.

Es war eine wundervolle Fahrt, das Meer glatt wie ein See; im blauen Wasser tanzten Delphine, und nachts leuchteten die kleinen Wellen wie flüssiges Silber.

Das Schiff legte im Piräus an, und wir fuhren nach Athen.

Ich hatte homerische Gestalten erwartet und war äußerst enttäuscht über die modernen Griechen. Dazu schleppte mich der Vater in der Mittagshitze zur Akropolis und ärgerte sich über meinen Mangel an Begeisterung. Er war ein großer Griechenverehrer und konnte noch damals ganze Gesänge der Ilias und der Odyssee auf griechisch hersagen.

Mir erschien Athen zu europäisch, ich sehnte mich nach dem Orient zurück und freute mich sehr, als wir Athen verließen und nach Korfu fuhren, wo ein Onkel Konsul war.

Hier war es still und grün und schön. Die Frau des Onkels, die ich nicht gekannt hatte, war sehr nett zu mir; ich fühlte mich wohl und heimisch.

Der Onkel hat bald darauf diesen schönen Posten auf eine seltsame Art verloren. Er war ein begabter, genialer Mensch, der aber von Zeit zu Zeit einen „Rappel“ bekam. Zu seinem Unglück bekam er einen, als die Tante, die für gewöhnlich alles wieder in Ordnung brachte, eben in Wien war. Zu solchen „Rappeln“ gehörte ein leidenschaftlicher Hang zu Reformen. In diesem Fall handelte es sich um die Reform — öffentlicher Häuser. Der Onkel tobte vor Empörung über die Zustände in den Bordellen von Athen und Korfu,

über die schlechte Behandlung der Prostituierten. Leider tobte er nicht nur in Worten, sondern auch schriftlich, in Zeitungen und Zeitschriften; er griff die Besitzer der öffentlichen Häuser erbarmungslos an und glaubte sicherlich, damit etwas Gutes zu tun.

Das Ergebnis aber war ein Schreiben des Ministeriums des Äußern, das ihn auf einen viel schlechteren Posten versetzte.

Der Onkel hatte sich, unvorsichtigerweise, nicht danach erkundigt, wer der Besitzer der meisten öffentlichen Häuser war. Nun erfuhr er, auf dem Umweg über Österreich, daß sie fast alle dem griechischen Minister des Äußeren gehörten

*

Wir verließen Korfu und fuhren mit dem Schiff nach Triest, dann nach Wien.

Zuerst freute der Vater sich über das Wiedersehen mit alten Bekannten, nach einigen Tagen jedoch begann er bereits über ihre Langweiligkeit zu schimpfen und erklärte, er halte es in Wien nicht länger aus.

Auch ihm fehlten die Farben des Orients, alles erschien ihm blaß, eintönig, tot.

Wir fuhren nach Frankfurt a. M. Hier zeigte mir der Vater als besondere Kuriosität ein Hotel am Bahnhof, an dessen Haustor die Inschrift zu lesen war: „Hunden und Juden ist der Eintritt verboten.“

Damals waren derartige Dinge in Deutschland noch eine Seltenheit.

In Frankfurt sahen wir aber auch etwas, das mehr meinen Kulturbegriffen entsprach, wenngleich es aus einem wilden Land, dem „deutsches Wesen“ fremd war, entstammte; wir sahen die Saharet tanzen.

Ich habe seither viele Tänzerinnen gesehen, auch das russische Ballett in seiner Glanzzeit, aber nie sah ich wieder diese vollkommen natürliche Anmut, diese Grazie gleichzeitig des kleinen wilden Tieres und der verfeinerten Frau.

Frankfurt war die erste große deutsche Stadt, die ich als erwachsener Mensch genauer kennenlernte. Die schöne, vornehme Architektur gefiel mir und das viele Grün — und die Antipathie der Bewohner gegen die Preußen. Wir pilgerten als brave Touristen zum Stammhaus der Rothschilds, zu Schopenhauers Wohnhaus — besahen uns die fette Ariadne von Dannecker, feierten im Palmenhaus ein wehmütig erfreutes Wiedersehen mit tropischen Pflanzen und Blumen. In einer Vollmondnacht wanderten wir auf dem Römerberg umher. Das Mittelalter erstand vor unsern Augen, die herrlichen alten Bauten schienen von dunklen Geheimnissen zu erzählen. Hier frönte der Vater nach Herzenslust seiner Leidenschaft für „gemeine“ Speisen. Er schleppte mich in kleine Restaurants und verzehrte ungezählte Frankfurter Würstchen. Bei einer solchen Gelegenheit erschreckte er einen armen Kellner fast zu Tode. Die Stadt der reichen Bürger schien in ihm wieder einmal besonders aristokratische Gefühle erweckt zu haben — das kam immer wieder

vor. Als er, seinen österreichischen Gewohnheiten getreu, dem Kellner ein für deutsche Begriffe äußerst hohes Trinkgeld gab, sagte der Mann: „Danke sehr, Herr Baron!“ In der Stadt der Rothschilds war das wohl der höchste Ehrentitel, den man einem Menschen verleihen konnte. Der Vater aber, zutiefst beleidigt, sagte hastig und laut: „Nennen Sie mich Viktor, wenn es Ihnen Freude macht, aber sagen Sie um Gottes willen nicht Baron!“

Der arme Kellner glaubte einen Wahnsinnigen vor sich zu haben; er starrte den Vater entsetzt an und eilte dann fort — ohne ihn Viktor genannt zu haben.

Damals ahnte ich nicht, daß Frankfurt in meinem Leben noch eine Rolle spielen und schließlich, nachdem ich endgültig mit meiner alten Welt gebrochen hatte, eine Art Heimat für mich werden würde.

*

Der Vater war zu früh in „Disposition“ gegangen. So sehr er auch früher auf die Karriere geschimpft hatte, nun ging sie ihm dennoch ab. Ein unerbittliches graues Gespenst verfolgte ihn, dem er nie für längere Zeit entgehen konnte: die Langeweile. Er floh vor ihr, aber sie holte ihn ein und hielt ihn fest. Wie oft habe ich ihn morgens vergnügt und heiter verlassen, zufrieden mit sich und der Welt, begeistert von seinem augenblicklichen Aufenthaltsort; kam ich dann zum Mittagessen zurück, so saß er, um Jahre älter aussehend,

In Frankfurt sahen wir aber auch etwas, das mehr meinen Kulturbegriffen entsprach, wenngleich es aus einem wilden Land, dem „deutsches Wesen“ fremd war, entstammte; wir sahen die Saharet tanzen.

Ich habe seither viele Tänzerinnen gesehen, auch das russische Ballett in seiner Glanzzeit, aber nie sah ich wieder diese vollkommen natürliche Anmut, diese Grazie gleichzeitig des kleinen wilden Tieres und der verfeinerten Frau.

Frankfurt war die erste große deutsche Stadt, die ich als erwachsener Mensch genauer kennenlernte. Die schöne, vornehme Architektur gefiel mir und das viele Grün — und die Antipathie der Bewohner gegen die Preußen. Wir pilgerten als brave Touristen zum Stammhaus der Rothschilds, zu Schopenhauers Wohnhaus — besahen uns die fette Ariadne von Dannecker, feierten im Palmenhaus ein wehmütig erfreutes Wiedersehen mit tropischen Pflanzen und Blumen. In einer Vollmondnacht wanderten wir auf dem Römerberg umher. Das Mittelalter erstand vor unsern Augen, die herrlichen alten Bauten schienen von dunklen Geheimnissen zu erzählen. Hier frönte der Vater nach Herzenslust seiner Leidenschaft für „gemeine“ Speisen. Er schleppte mich in kleine Restaurants und verzehrte ungezählte Frankfurter Würstchen. Bei einer solchen Gelegenheit erschreckte er einen armen Kellner fast zu Tode. Die Stadt der reichen Bürger schien in ihm wieder einmal besonders aristokratische Gefühle erweckt zu haben — das kam immer wieder

vor. Als er, seinen österreichischen Gewohnheiten getreu, dem Kellner ein für deutsche Begriffe äußerst hohes Trinkgeld gab, sagte der Mann: „Danke sehr, Herr Baron!“ In der Stadt der Rothschilds war das wohl der höchste Ehrentitel, den man einem Menschen verleihen konnte. Der Vater aber, zutiefst beleidigt, sagte hastig und laut: „Nennen Sie mich Viktor, wenn es Ihnen Freude macht, aber sagen Sie um Gottes willen nicht Baron!“

Der arme Kellner glaubte einen Wahnsinnigen vor sich zu haben; er starrte den Vater entsetzt an und eilte dann fort — ohne ihn Viktor genannt zu haben.

Damals ahnte ich nicht, daß Frankfurt in meinem Leben noch eine Rolle spielen und schließlich, nachdem ich endgültig mit meiner alten Welt gebrochen hatte, eine Art Heimat für mich werden würde.

*

Der Vater war zu früh in „Disposition“ gegangen. So sehr er auch früher auf die Karriere geschimpft hatte, nun ging sie ihm dennoch ab. Ein unerbittliches graues Gespenst verfolgte ihn, dem er nie für längere Zeit entgehen konnte: die Langeweile. Er floh vor ihr, aber sie holte ihn ein und hielt ihn fest. Wie oft habe ich ihn morgens vergnügt und heiter verlassen, zufrieden mit sich und der Welt, begeistert von seinem augenblicklichen Aufenthaltsort; kam ich dann zum Mittagessen zurück, so saß er, um Jahre älter aussehend,

mit trostlosem Gesicht, von Zeitungen umgeben, in seinem Zimmer und brummte: „Eigentlich ist es hier schrecklich langweilig. Auch die Leute sind fad und dumm. Pack' deine Sachen, wir fahren morgen fort.“

In der Bahn oder auf dem Schiff wurde er wieder heiter; er war mit einem unverwüstlichen Optimismus begnadet, erwartete immer etwas Gutes, war immer glücklich, wenn er sich „unterwegs“ befand. Nur das Erreichte langweilte ihn.

Er hatte einen schönen Kniff, unsympathische Mitreisende aus dem Abteil zu scheuchen. Erst saß er mit düsterem Gesicht da und starrte drohend auf die Eindringlinge. Dann begann er plötzlich fremdartige Töne hervorzustoßen, fuchtelte wild mit den Händen, gebärdete sich wie ein Irrsinniger. Das war mein Stichwort; ich mußte mit erschrockenem Gesicht den Mitreisenden zuflüstern, daß der Vater eben aus einer Heilanstalt entlassen worden sei und vor jeder Aufregung bewahrt werden müsse.

Gelang ihm der Coup und verließen die Mitreisenden schleunigst das Abteil, so konnte der Vater lachen wie ein Schuljunge und war für Stunden guter Dinge.

Von Frankfurt aus fuhren wir an den Rhein. Ich verglich ihn mit dem Nil und sehnte mich nach dem Orient zurück. Der Vater war zuerst voller Begeisterung über den „deutschen“ Strom — vor allem über den Wein, der an den Hängen wuchs, quälte mich mit den Nibelungen, schimpfte mit mir, weil ich nicht mehr, gleich ihm, ganze

Gesänge mittelhochdeutsch hersagen konnte, pries die deutsche Ordnung und Tüchtigkeit und war zufrieden. Dann aber kamen wir zum Niederwalddenkmal, und das verdarb ihm, der alles Häßliche haßte, sofort die Laune. Mit einemmal war der Rhein mit seinen „Schnackerlschlössern“ ein armseliger Fluß, auf die Dauer konnte man diese Weine nicht trinken, und mit der deutschen Ordnung und Tüchtigkeit war es eigentlich auch nicht weit her. Jetzt rezitierte er, mit wütenden Blicken auf die Patrioten ringsum, „Nous l'avons eu votre Rhin allemand“ und begann laut und ostentativ das arme Elsaß zu beklagen, das unter der Herrschaft eines Landes stand, das fähig war, eine derartige Scheußlichkeit hervorzubringen wie das Niederwalddenkmal. Ich war froh, als die unglückselige Rheinfahrt ein Ende nahm.

Wir reisten noch kreuz und quer durch Süddeutschland, sahen auch allerlei Schönes, aber der Vater wurde immer verstimmter und bedauerte immer mehr, nach Europa zurückgekehrt zu sein. Auch ich war schlechter Laune, denn ich hatte wieder einmal einen Bewerber gefunden, der dem Vater aus aristokratischen — auch er war ein Baron — und finanziellen Gründen nicht zusagte. Ich hatte ein eigenartiges Talent, mich immer auf das, was die Eltern „arme Schlucker“ nannten, zu kaprizieren. Familienszenen, Streit, Ärger, dann wurde ich für den Winter mit einer Gesellschafterin nach Meran abgeschoben.

ACHTSTUNDENTAG

Ich kam verstimmt und übellaunig nach Meran. Die Tees und Bälle langweilten mich; ich fand mich in dem üblichen Geklatsch über Mitzi und Baby und Putzi nicht mehr zurecht. Von allen Menschen, denen ich begegnete, gefiel mir ein einziger, der alte Herr von Pribam. Er war vor ungezählten Jahren bei meinem Vater und dessen Brüdern Hauslehrer gewesen, hatte später in irgendeinem Ministerium einen ziemlich hohen Posten bekleidet und lebte jetzt mit seiner Frau und seinem Sohn in einer hübschen, sehr geschmackvoll eingerichteten Villa.

Es schmeichelte mir, daß der alte Herr, der allen andern Gästen seiner Frau aus dem Weg ging, gern mit mir plauderte, und ich freute mich jedesmal, wenn sein Sohn mir bei einem Tee zuflüsterte: „Der Papa ist in seinem Arbeitszimmer. Sie sollen ihn bestimmt besuchen.“

Von seinen Büchern umgeben, führte der alte Herr ein einsames Leben und schrieb an seinen Memoiren. Er wußte viel und interessant von dem alten Österreich zu erzählen; die „neue“ Zeit gefiel ihm nicht. Er zankte mit mir, weil ich Zeitung las: „Das ist nichts für ein junges Mädchen.“ Aber er ermutigte meinen schriftstellerischen Ehrgeiz, der sich von neuem regte, und las voller Geduld zwei entsetzlich schlechte Romane und viele ebenso schlechte Novellen, die ich zusammengeschmiert hatte.

In diesem Winter wurde ich das erstemal gedruckt, in der „Meraner Zeitung“, unter einem schönen Pseudonym. Ich werde Herrn Ellmenreich, den freundlichen blonden Redakteur, nie vergessen; so viel Dankbarkeit habe ich selten einem Menschen gegenüber empfunden. In meiner Erinnerung lebt die kleine Redaktion als ehrfurchteinflößender Raum weiter, und ich fühle noch heute warme Sympathie für die „Meraner Zeitung“, die zwei Feuilletons von mir gebracht hat.

Daß ich kein Honorar erhielt, fiel mir nicht weiter auf; es war Ehre genug, überhaupt gedruckt zu werden.

Nachdem mir dies geglückt war und sogar der wohlwollende Redakteur meine beiden Romane zurückgeschickt hatte, entdeckte ich plötzlich, daß man als anständiger Mensch ein Handwerk lernen müsse, und ging zu einem Buchbinder in die Lehre. Der biedere Tiroler hielt mich anfangs für verrückt, später aber gewöhnte er sich an mich und schrie mich genau so an wie seine andern Lehrlinge, wenn ich ein Buch schief beschnitten oder den Goldaufdruck verpatzt hatte. Ich lernte monatelang mit großem Eifer alles, was ich in der kleinen Werkstatt lernen konnte. Dann beschloß ich, eine Woche lang den Achtstundentag, dieses damals noch unerreichte Ziel der Arbeiterbewegung, zu versuchen.

Schon nach den ersten zwei Tagen fand ich, daß der Achtstundentag ein recht merkwürdiges Ideal sei. Kreuz und Rücken schmerzten mich, als ob

sie brechen wollten, die Hände zitterten mir, ich schnitt mich an allen Messern, riß mir beim „Holländern“ die Finger wund, warf den Leimtopf um. Nach der Arbeit konnte ich nicht essen, in der Nacht konnte ich nicht schlafen. Der Geruch des Leims wollte nicht aus meiner Nase weichen und verursachte mir Brechreiz. Aber ich ließ mich nicht unterkriegen, hielt die ganze Woche durch. Als dann am Samstag endlich der Feierabend kam, versetzte ich die ganze Werkstatt in Erstaunen, indem ich halbtot auf den Fußboden sank und heftig zu weinen begann. Ich schämte mich sehr, aber ich konnte nicht anders.

Diese eine Woche hat mich mehr gelehrt als viele dicke Bände über soziale Fragen.

HEIRAT

Der Vater war inzwischen in Pension gegangen, und die Eltern mußten sich entscheiden, wo sie ihren Wohnsitz aufschlagen wollten. Das war gar nicht so einfach. Der Vater wollte in die Schweiz ziehen und sich dort naturalisieren lassen; er hatte immer eine große Vorliebe für die Schweiz und die Schweizer empfunden. Die Mutter aber war dagegen, sie mochte „Hotelorte“ nicht. Schließlich einigten sie sich auf Baden-Baden, wo wir einen für mich völlig ereignislosen Sommer verbrachten.

Im Herbst reisten die Eltern nach Indien, und ich fuhr abermals mit einer Gesellschafterin nach Meran.

Ich war nun vierundzwanzig Jahre alt, also nach dem österreichischen Gesetz endlich volljährig. Das Leben bei den Eltern sagte mir nicht im geringsten zu, ich hatte allerlei wilde Pläne, um mich selbständig zu machen, aber was konnte ich tun? Ich war in praktischen Dingen unerfahren wie ein Kind, mein ganzes Leben lang war immer alles „von Natur aus“ dagewesen, alles war für mich getan worden; ich wußte nicht einmal, wie man auf der Bahn sein Gepäck aufgibt. Aber ich wollte um jeden Preis fort von den Eltern. Eine Tante riet mir, Stiftsdame zu werden, und ich verbrachte eine beträchtliche Zeit damit, meinen Stammbaum zusammenzustellen; man konnte nur dann Stiftsdame werden, wenn man sowohl väter-, als auch mütterlicherseits sechzehn „einwandfreie“ Ahnen nachzuweisen vermochte. Ich hätte mir die langweilige Arbeit ersparen können, denn als ich glücklich alle meine Ahnen beisammen hatte, lernte ich auf einem Ball einen jungen Balten kennen, mit dem ich mich drei Wochen später verlobte.

Würden wir beide die ganze Welt abgesucht haben, keines von uns hätte einen schlechter zu ihm passenden Menschen finden können. Es gab nichts, worüber sich unsere Ansichten nicht völlig widersprochen hätten; mein künftiger Mann erzählte voller Stolz und Begeisterung, er habe in den zwei letzten Jahren seine Zeit hauptsächlich damit verbracht, auf Revolutionäre zu schießen, ich hingegen träumte von einem kooperativ betriebenen Landgut, an dem alle Arbeiter beteiligt

waren. Keins von uns machte ein Hehl aus seinen Überzeugungen, aber der junge Balte, an die gehorsamen deutschen Hausfrauen seiner Heimat gewöhnt, nahm an, daß mir nach den ersten zwei oder drei Kindern der „Unsinn“ von selbst vergehen, und ich meinerseits war überzeugt, daß es mir leicht fallen würde, ihn zu „bekehren“.

Übrigens hatten wir nicht viel Zeit, uns auseinanderzusetzen; zehn Tage nach unserer Verlobung reiste er nach Rußland zurück, um „zur Saat“ daheim zu sein.

Ich wußte nichts von der Saat, konnte kaum Gerste von Roggen unterscheiden, hatte nie auf dem wirklichen Lande gelebt. Aber ich stellte mir alles wunderschön vor, die unendliche russische Ebene, die Einsamkeit und Stille, die vielen Tiere. Die russische Kälte schreckte mich nicht; „im Winter reist man ja doch in den Süden“! Ich hatte mich fast seit meiner Kindheit mit sozialen Fragen beschäftigt, aber ich konnte mir kein Leben vorstellen, in dem man nicht den Winter in warmen Ländern verbrachte, in dem nicht alles dem Behagen und der Befriedigung des Schönheitssinnes diene.

*

Als die Eltern von ihrer Indienreise heimkehrten, waren sie nicht gerade begeistert von meiner Verlobung. Der Vater war nach Meran gekommen, um seinen zukünftigen Schwiegersohn kennenzulernen; er fand ihn nett und sympathisch,

aber — die Mesalliance. Nach den Baronen ein Herr von! Noch dazu ein Protestant.

„Ich will dir nicht abreden,“ sagte der Vater, „du bist alt genug, um zu wissen, was du tust. Hast du aber auch daran gedacht, daß deine Söhne nicht Kämmerer und deine Töchter nicht Sternkreuzordensdamen werden können?“

Ich hatte nicht daran gedacht, auch jetzt erschütterte mich die Eröffnung keineswegs. Meine Söhne und meine Töchter würden für die Befreiung der Menschheit kämpfen, dazu aber brauchten sie weder Kämmerer noch Sternkreuzordensdamen zu sein.

Ich fuhr mit dem Vater nach Baden-Baden; die Mutter war bereits dort. Sie meinte spöttisch: „Du wirst ja sehen, wie unangenehm es dir sein wird, wenn dich die Leute nur ‚gnädige Frauen‘ nennen.“ Aber sie war froh, mich endlich loszuwerden, und widmete sich mit großem Eifer meiner Ausstattung.

Im Juni heirateten wir, nicht in Baden-Baden, das hätte die „erwachsene“ Tochter, die meine noch immer sehr schöne Mutter gerne vor den Leuten verheimlichte, zu sehr ans Licht gebracht. Sie litt ohnehin genug unter der betrüblichen Tatsache meiner Existenz, obwohl der Vater, um sie zu schonen, eine nette Rettung für ihre Jugend erfunden hatte. Er stellte mich fremden Leuten vor als: „Meine Tochter aus erster Ehe.“ Dadurch erreichte er, ohne zu lügen, wie er stets mit Stolz betonte, daß die Menschen mich für die Stieftochter meiner Mutter hielten. Um die

Illusion zu vervollständigen, mußte ich sie auch bei ihrem Vornamen nennen.

Die Hochzeit sollte also aus diesen Gründen nicht in Baden-Baden, sondern in Frankfurt stattfinden. Zwei Tage vor der Trauung erfuhren wir plötzlich, daß die standesamtliche Trauung in Baden-Baden stattfinden müsse. Wir fuhren in aller Eile hin und erlebten auf dem Standesamt eine drollige Szene. Ich hatte ein Schneiderkleid angezogen, der Vater, mein Verlobter und dessen beide Brüder trugen Straßenanzüge. Als wir so vor dem Standesbeamten erschienen, runzelte er die Stirn und sprach streng:

„Weshalb kommen Sie so alltäglich gekleidet? Eine Hochzeit ist ein feierliches Ereignis im Leben der Menschen. Gehen Sie nach Hause und ziehen Sie sich festtäglich an. Dann werde ich Sie trauen.“

Unsere Koffer waren in Frankfurt, wir hatten keine anderen Kleider mit, aber die Strenge des Standesbeamten schüchterte uns dermaßen ein, daß wir schleunigst zu Schneider und Schneiderin eilten, um uns „festtäglich“ herauszustaffieren. Ich kam noch am besten weg; das weiße Spitzenkleid ließ sich mit wenigen Stichen und einigen Stecknadeln richten, aber der Vater und mein Verlobter sahen in den schlecht sitzenden Fräcken recht merkwürdig aus. Doch waren es immerhin Fräcke, und der Standesbeamte war zufrieden. Der Vater ärgerte sich über den schlecht-sitzenden Frack und starrte während der ganzen Zeremonie den Standesbeamten so wütend an, daß ich kaum ernst bleiben konnte. Auch während

der langen salbungsvollen Ansprache machte er unentwegt Bemerkungen; es war eine äußerst heitere Trauung.

Am folgenden Tag fand die kirchliche Trauung statt. Ich weiß nicht mehr, in welcher Kirche; ich habe sie seither vergeblich gesucht. Für mich wurde die Feierlichkeit dadurch gestört, daß ich noch nie bei einer protestantischen Hochzeit gewesen war und nicht wußte, wie man sich dabei benimmt.

Der Abschied von den Eltern war nicht besonders rührend. Der arme Vater fand meinen Schwiegervater, der zur Hochzeit gekommen war, tödlich langweilig und hatte nur den einen Wunsch, uns alle loszuwerden. Die Mutter sagte zum Abschied: „Ich weiß, daß du jetzt am liebsten nichts mehr mit uns zu tun hättest. Aber es ist mauvais genre, sich, wenn man heiratet, ganz von seiner Familie zu trennen. Vergiß das nicht.“

Ich küßte den kleinen Foxterrier Jack, nahm seine Schwester Gilly, die ich dem Vater abgebettelt hatte, unter den Arm und fuhr mit meinem Mann nach Berlin, wo wir eine Woche bleiben wollten.

ALS ÖSTERREICHERIN IN RUSSLAND

Es war ein wunderschöner Sommer, heiß und trocken, ich konnte es nicht glauben, als mein Mann mir erzählte, daß es bei „uns“ nachts auf

den Hochmooren noch friere. Berlin mißfiel mir, und ich war froh, als wir eines Abends den Zug bestiegen, der mich nach Rußland bringen sollte.

Die lange Fahrt begann. An der Grenze fing mir das Herz zu pochen an: Rußland, was werde ich in diesem geheimnisvollen, gefahr-vollen Land erleben? Was wird es mir bringen?

Die Züge fuhren langsamer, schaukelten breit und behäbig. Die Lokomotive spie leuchtende große Funken in die Nacht.

„Die Eisenbahnen werden mit Holz geheizt“, erklärte mein Mann. „Auch unsere Brennerei wird nur mit Holz betrieben. Das kommt viel billiger als Kohle!“

Auf allen Bahnhöfen zischten Riesensamowars, und auf den kleinsten Stationen bekam man herrlichen Tee.

Nun begann bereits die große Ebene, unendliche Felder, riesige Wälder, die phantastische Schatten warfen. Die Nacht brach herein, aber es wurde nicht dunkel. Fahles, gespenstisches Licht verlieh allem etwas Unwirkliches. Das unheimliche weiße Licht kroch durch die Abteilverhänge und ließ einen nicht schlafen. Und vor den Fenstern glitt die große Ebene weiter, kalt und tot, kein Dorf, kein Haus, Felder, nichts als Felder.

*

Nach einer achtundvierzig Stunden währenden Fahrt langten wir an unserer Station an. Ein graues trauriges Steingebäude, dahinter, im Morgenlicht, ein kleiner Flecken.

Vor dem Bahnhof warteten, mit vier Pferden bespannt, der Wagen und ein Karren für das Gepäck. Ich wurde vom Kutscher begrüßt und sagte höflich und verschlafen „Terre, terre“, das einzige estnische Wort, das ich wußte; es heißt „Guten Tag.“

Ich war todmüde. Kaum setzte sich der Wagen in Bewegung, so schlief ich auch schon. Sooft ich durch einen Stoß wachgerüttelt wurde, sah ich das gleiche Bild der endlosen Felder und vor uns die holprige Straße; der Wagen hätte sich, während ich schlief, ebensogut nicht von der Stelle gerührt haben können.

„Wie weit ist es bis zum Gut?“ fragte ich schlaftrunken.

„Siebzig Kilometer.“

Ein gar nicht zu Flitterwochen passender Gedanke zuckte durch meinen Kopf: Mein Gott, siebzig Kilometer! Wie komm' ich da fort, wenn ich es nicht aushalte?

Meine Mutter hatte einmal den Ausspruch getan: „Das Ideal des Landlebens ist für mich das Hotel St. . . in Baden-Baden.“ Wie weit entfernt war jenes „Landleben“ von dem in den Ostseeprovinzen! Meilenweit nichts als Wiesen und Felder, Gutsgebäude, große Wälder. (Bei der „Strafexpedition“, die auf die Revolution von 1905—06 gefolgt war, waren die Dörfer völlig zerstört und ihre Bewohner nach Sibirien verbannt worden.)

Sibirien — das Wort lastete wie ein Alpdruck auf dem ganzen Land. Im russischen Gesetzbuch

lautete § 1, daß jeder sich strafbar mache, der mit Taten, Worten oder Gedanken der Person des Zaren zu nahe trete. Man kam nach Sibirien, wenn man beim Lesen eines verbotenen Buches erwischt wurde, kam nach Sibirien, wenn man ohne Erlaubnis der Regierung die Bauernkinder unterrichtete, kam nach Sibirien, — wenn man einem Temperenzlerverein angehörte; denn jeder Sportklub, jeder Temperenzlerverein war in den Augen der Behörden eine potentielle Verschwörerbande. Die größeren Güter hatten einen eigenen „Uriadnik“, Landgendarmen, und dessen Aussage genügte, um einen Menschen die lange Reise antreten zu lassen.

Und was alles bedrohte die geheiligte Person des Zaren und das nicht minder geheiligte Regime! Die „Neue Freie Presse“, auf die ich abonniert war, kam dermaßen zensuriert an, daß fast nur die Nachrichten „Vom Hof und der Gesellschaft“ übriggeblieben waren; von Hardens „Zukunft“ blieb meist überhaupt nichts. Sogar das Konversationslexikon, das mir mit meinen andern Büchern nachgeschickt wurde, kam mit großen schwarzen Flecken bei „Rußland: Geschichtliches“ an.

Die baltischen Barone, deutsch bis in die Knochen, wilde Gegner alles Russischen, fanden dieses Regime äußerst sympathisch; ihnen geschah nichts, und sie konnten mit seiner Hilfe ihre Arbeiter klein kriegen.

Sie waren uneingeschränkte Herren auf ihren Gütern; von ihnen hing es ab, ob die Arbeiter-

kinder zur Schule gehen konnten (es bestand in Rußland kein Schulzwang), die Post der Arbeiter kam in einer dicken schwarzen Posttasche zuerst in die Hände des Gutsherrn, und wehe dem Arbeiter, der auf die einzige fortschrittliche estnische Zeitung abonniert war. Er bekam sein Blatt nie in die Hände, und es wurde ihm kategorisch verboten, es weiter zu halten.

Selbstverständlich war die Stimmung der Landbevölkerung gegen die baltischen Barone keine besonders gute. Fuhr auf der Landstraße ein Bauernwägelchen an einem vorüber, so brüllte der Bauer wütend „Kurrati-Sax“ (Teufelsdeutscher), und mein Mann schärfte mir ein, keine weiten Spaziergänge ohne Revolver zu unternehmen, man könne bei diesem „Viehpack“ nie wissen. Da ich vor dem kleinen Browning, den er mir als „passendes“ Hochzeitsgeschenk gegeben hatte, weit mehr Angst empfand als vor dem gesamten „Viehpack“, befolgte ich seinen Rat nicht. Übrigens war ich auch bald trotz mangelhafter Sprachkenntnisse mit allen unsern Arbeitern befreundet. Sie sagten: „Der Herr hat eine blonde Zigeunerin geheiratet; sie ist verrückt, aber ein guter Mensch.“

*

Ich hatte in Österreich den liebenswürdigen Hochmut der Aristokraten gekannt, der nur gegen die „Bürgerlichen“ unangenehm wurde, den Hochmut, in dem doch immer ein leiser, lachender Zweifel an der eigenen Gottähnlichkeit lebte.

Hier gab es keine Zweifel, die kleinsten Baronskinder waren überzeugt, daß sie von einem ihnen huldvoll zugetanen protestantischen Gott aus anderem Material geschaffen waren als das estnische „Viehpack“. Die Bürgerlichen wurden ohne Unterschied des Berufs „Literaten“ genannt und, soweit sie deutsch waren, gnädig begünstigt.

„Literaten“ waren die baltischen Barone weiß Gott nicht. Als ich in das Gutshaus kam, wo mein Mann seit sechs Jahren lebte, fand ich nach eifrigem Suchen zwei Bücher: die Bibel und ein pornographisches Werk: „Die Memoiren einer Sängerin“. Und als ich bei meinem ersten Besuch in Dorpat für vierhundert Rubel Bücher kaufte und mich außerdem noch auf Zeitschriften in verschiedenen Sprachen abonnierte, war mein Mann ehrlich verblüfft, und meine Schwiegermutter meinte verständnislos: „Wozu brauchst du die vielen Bücher? Eine gute Hausfrau hat doch so viel im Haushalt zu tun, daß sie gar nicht zum Lesen kommt.“

„Die Österreicherin“ wurde bald zum Schrecken der guten „baltischen Hausfrauen“. Als ich beim ersten Frühstück daheim erstaunt fragte: „Wo ist der Jam?“, starrte mich mein Mann noch weiterstaunter an und erklärte dann: „Jam essen doch nur Huren.“ Und meine arme Schwiegermutter fragte entsetzt: „Du badest zweimal am Tag? Das tut doch keine anständige Frau!“

Auch meine Kleider und vor allem meine Wäsche, die die Mutter in Paris gekauft hatte,

erregten bei der Familie Ärgernis. Man hat doch keine Spitzen an der Wäsche und keine durchsichtigen Nachthemden! Das einzige, was sie mit der sündhaften Wäsche versöhnt hätte, fehlte: die Grafenkrone. Kronen waren im Baltikum sehr beliebt, und im Hause der Schwiegereltern gab es einen schönen Nachttopf, auf dessen Grund eine fünfzackige Krone prunkte. (Sooft ich zu Besuch war, verlangte ich nach ihm, aber nicht aus aristokratischen Gefühlen.)

Ich will den Menschen, unter denen ich sechs Jahre gelebt habe, nicht unrecht tun. Sie glaubten wirklich an ihre Auserwähltheit und die Aristokratie. Es gab in ihrem Leben keinen Augenblick, da ihnen eingefallen wäre, daß auch die andern Menschen sind. Und die „Literaten“, Ärzte, Lehrer und Pastoren, bestärkten sie in diesem Glauben.

*

Vergeblich suchte ich nach der Kultur dieser deutschen Kulturträger im „barbarischen“ Rußland. Ich fand auf unserem Gute elende Arbeiterhütten, ohne Fußboden, wo Menschen zusammengepfercht, sieben bis zwölf Leute, in einem Zimmer hausten. Mein Mann kam mit zerbrochenem Stock heim und antwortete auf meine erstaunte Frage, was geschehen sei: „Ich hab' ihn auf dem Rücken eines Knechtes zerschlagen.“

Er begriff nicht, als ich halb weinend, halb wütend erklärte: „Laß anspannen. Ich fahre fort. Ich lasse mich scheiden!“

*

Ebenso verblüfft war er, als er einmal, aus der Wirtschaft kommend, triumphierend erklärte: „Den Kerl, den Tönnies, hab' ich hinausgeschmissen. Der Schuft wagt es, die Marseillaise zu pfeifen“, über meine Antwort. Ich ging zum Klavier und spielte, bei offenen Fenstern, einen ganzen Tag lang, immer wieder die „Marseillaise“. Die Arbeiter lachten: „Der Herr wird mit der Zigeunerin nicht fertig.“

Nun kamen sie, wenn mein Mann auf den einige Stunden entfernt gelegenen Höfen war, bereits zu mir, teils weil sie, wenn sie mir über Schwächezustände vorjammerten, französischen Kognak bekamen — es war merkwürdig, wie oft die großen starken Männer an Schwächezuständen litten —, teils weil ich die verbotene estnische Zeitung, von der ich noch kein Wort verstand, in mehreren Exemplaren abonniert hatte und sie an die Leute verteilte. Auch die Dienstmädchen waren erstaunt, weil ich sie nicht schlug und zu ihnen höflich war. Wir machten Besuche, die „Österreicherin“ mußte vorgestellt werden. Man fuhr stundenlang im Vierspanner, kam müde an und mußte dann weitere Stunden mit den guten Hausfrauen reden. Sie sprachen über ihre Kinder und ihre Dienstboten — wie Menschen aus Kleinstadtromanen. Nach dem Essen trennten sich die Geschlechter, die „Herren“ gingen ins Rauchzimmer, die „Damen“ blieben im Salon. Und wieder die Kinder und wieder die Dienstboten; es war zum Weinen langweilig. Die Frauen gaben mir gute Ratschläge für den Haushalt; sie

nützten wenig. Die Männer stellten an mich landwirtschaftliche Fragen, auf die ich phantastische Antworten gab. Auf dem Heimweg wurde meine Neugierde wach: „Was sagen deine Freunde über mich?“

Mein Mann lachte: „Eine reizende Frau, aber eine schlechte Mutterstute. Viel zu zart. Wie willst du von der ziehen?“

Das war die allgemeine Einstellung der Frau gegenüber in einem Lande, wo man eine Familie unter fünf Köpfen „kinderlos“ nannte. Hier, im protestantischen Norden, begegneten sich auf seltsame Art orientalische und baltische Weltanschauung. Die verheiratete Frau war nur noch die Mutter. Sie durfte sich nicht mehr hell kleiden, keine dekolletierten Kleider anziehen, nicht hübsch aussehen; sie hatte ja ihr Ziel, den Mann, erreicht.

„Weshalb trägst du nicht lieber Schwarz?“ fragte meine Schwiegermutter, wenn ich in einem meiner hübschesten Pariser Kleider erschien. „Du bist doch eine verheiratete Frau.“

Und jeden Sonntag, den wir bei den Schwiegereltern verbrachten, wurde die gleiche Frage an mich gerichtet: „Noch nichts? Du solltest weniger reiten und vor allem weniger baden.“ Und ein strenger Blick glitt über meine schmalen Hüften.

*

Trotz alledem war der erste Sommer schön. Ich liebte die Birkenwälder und die großen Hochmoore, über die man stundenlang wandern konnte.

Bei Sonnenuntergang glühte die braune Heide rostrot bis an den weiten Horizont. Es war schön, am frühen Morgen durchs Gut zu reiten, in der Fohlenkoppel mit den jungen Pferden zu spielen, an den Zwinger zu gehen, wo die englischen Jagdhunde tollten. Der Fluß, der durch den Park floß, hatte schöne verborgene Stellen, Silberweiden hingen tief ins Wasser, leuchteten blaß in der Mittagssonne, man fuhr im Kanu, sprang ins Wasser, wich etwas ängstlich den großen alten Krebsen aus, die mit den Scheren drohten.

Der Herbst kam, die Bluteschenwälder flammten rot, die Vogelbeeren leuchteten. Graue Nebel schlichen vom Fluß bis an das Haus und hüllten es in einen undurchdringlichen Schleier ein. Im Kamin prasselten die großen Eichenscheite, die Petroleumlampen leuchteten freundlich. Eine große Stille senkte sich über alles, nur in der Ferne surrte die Dreschmaschine wie eine ungeheure schnurrende Katze.

Nun folgten einsame Tage. Mein Mann ritt auf die andern Güter zur Jagd; ich war krank gewesen und mußte mich daheim schonen. Nebenbei sollte ich auch „nach der Wirtschaft sehen“. Ich war kein guter Verwalter. Wenn ich im Dreschraum stand, ließ ich die Leute stehlen, soviel sie wollten: sie erhielten ja doch einen elenden Lohn. Nur als einmal einer vor meinen Augen einen ganzen Sack wegschleppte, ersuchte ich ihn höflich, es doch etwas weniger auffallend zu tun.

Etwa fünf Minuten vom Gutshaus entfernt stand der Arbeitspferdestall, und mein Mann hatte mich gebeten, ein Auge auf den ersten Pferdeknecht zu halten, da er recht unverlässlich sei. Eines Abends, als es bereits völlig dunkel war, ging ich, von Pflichteifer getrieben, zum Stall. Da lag auf der kalten Erde der Pferdeknecht und stöhnte furchtbar. Ich erschrak, lief ins Haus und kehrte mit dem Universalmittel: Kognak, zurück. Dann stützte ich den Kranken so gut es ging und flößte ihm den Kognak behutsam ein. Er schien ihm wohl zu tun, und ich freute mich bereits über meine medizinischen Kenntnisse, als plötzlich der Verwalter erschien, die rührende Szene betrachtete und mich verblüfft fragte: „Was tun Sie denn da, gnädige Frau? Der Kerl ist ja ohnehin schon sternhagel besoffen!“

*

Der nächste Arzt wohnte in einem kleinen Flecken, der etwa drei Stunden entfernt war; es dauerte also im besten Fall sechs Stunden, ehe er das Gut erreichen konnte. So kamen denn die Arbeiter, ihre Frauen und Kinder mit allen kleinen Leiden zu mir. Ich hatte in Florenz einige Monate in einer Ambulanz der Barmherzigen Schwestern gearbeitet und konnte daher harmlose Krankheiten kurieren.

Eines Tages kam einer der älteren Arbeiter gelaufen und sagte, ziemlich ungerührt: „Ich glaub', meine Frau stirbt. Sie liegt schon seit fünf Stunden in den Wehen. Bitte, gehen Sie nachsehen.“

Ich schickte sofort den Kutscher um den Arzt und rannte in die Hütte. Da lag die gebärende Frau stöhnend auf dem schmutzigen Fußboden, umdrängt von laut sprechenden Weibern, deren jedes einen andern Rat wußte.

„Warum liegt die Frau nicht im Bett?“ fragte ich erschrocken.

„Sie würde doch das ganze Bettzeug beschmutzen.“

„Ich geb' euch anderes.“

„Bekommen wir auch eine neue Matratze?“

„Ja, meinerwegen ein ganzes Bett; nur laßt die Frau nicht länger auf dem schmutzigen Boden.“

Sie schüttelten über meine verrückten Ideen den Kopf, gehorchten aber dann. Am stärksten wehrte sich die Frau selbst; sie habe sechs Kinder auf dem Fußboden geboren, weshalb sollte sie beim siebenten im Bett liegen?

Die Frau war vierundvierzig Jahre alt; sie hätte es lieber bei sechs Kindern bewenden lassen sollen. Die Stunden, die bis zur Ankunft des Arztes verflossen, waren wie ein böser Traum. Meine Kenntnisse aus der Ambulanz reichten hier nicht aus; ich konnte nichts anderes tun, als immer wieder die alten Weiber fortreiben, die mit ihren schmutzigen Händen die Gebärende anrühren wollten. Es war dumpf und heiß in dem kleinen Raum, das tierische Schreien der Frau erfüllte das ganze Zimmer, das fahle Dämmerlicht des Spätnachmittags fiel auf ihr schmerzverzerrtes Gesicht, in den Ecken lauerte der Tod. Kinder kamen gelaufen, glotzten die Frau an, ungerührt,

mit erstaunten Augen. Die alten Weiber begriffen nicht, warum ich die Kleinen wütend fortjagte. „Das müssen wir alle durchmachen“, meinten sie. „Warum sollen die Kinder es nicht sehen?“

Endlich kam der Arzt. Er machte sich am Bett zu schaffen und holte dann mit gleichgültigem Gesicht eine Zange aus seinem Kasten. Dann sah er mich prüfend an. „Können Sie es aushalten, dabei zu sein? Werden Sie nicht ohnmächtig werden?“ Er schien weit besorgter um die Nerven der „gnädigen Frau“ als um das brüllende, sich in Schmerzen windende Weib auf dem Bett.

Als nach einer schauerlichen Unendlichkeit das Kind geboren war, kam der Arzt mit ins Guts-
haus und aß zufrieden und mit gutem Appetit zu Abend.

Es war ein merkwürdiger Typus, dieser Dr. Hasenjäger, der seinem Namen alle Ehre machte, denn seine Hauptleidenschaft war die Jagd. Wie oft wurde er zu einem Patienten gerufen und vergaß völlig den Zweck seines Kommens, wenn mein Mann sagte: „Wollen Sie nicht vorerst ein wenig mit der Flinte in den Wald gehen, Doktor?“ Bisweilen ließ er seine Instrumente daheim; die Flinte aber brachte er immer mit. Er war feudaler als die feudalsten Barone, und seine armen Patienten interessierten ihn nicht im geringsten. Er ging mit der brennenden Zigarre im Mund zu den Kranken, bis ich eines Tages, als er das auch bei einem an Lungenentzündung erkrankten Kind tun wollte, die Geduld verlor.

„Es stinkt doch so in den Hütten“, meinte er.
„Weshalb sollte ich nicht rauchen?“

„Das muß doch dem Kind schaden.“

Er zuckte die Achseln: „Es gibt so viele, wenn eines stirbt, kommt im nächsten Jahr ein neues.“

Mir wurde rot vor den Augen: „Gut, Sie können so in die Hütte gehen, aber unter einer Bedingung. Wenn Sie einmal zu mir gerufen werden, so müssen Sie auch mit der brennenden Zigarre im Maul in mein Zimmer kommen.“

Die kleinen harten Augen in dem verwitterten Gesicht starrten mich verständnislos an. Ich zitterte vor Wut. „Sie werden sich die Sentimentalität diesem Pack gegenüber schon abgewöhnen, gnädige Frau“, sagte Dr. Hasenjäger und warf mit einem Seufzer des Bedauerns die Zigarre weg.

Am Abend fragte mein Mann: „Was hast du eigentlich mit dem Doktor gehabt? Er sagte mir, daß du so schrecklich nervös bist; es wäre gut, wenn du bald ein Kind bekämst!“

Der Arzt war nicht der einzige, mit dem es zu heftigen Zusammenstößen kam. Eines Tages erschien in der Abwesenheit meines Mannes einer seiner mir noch unbekanntten Freunde zu Besuch. Wir plauderten über allerlei, kamen auch auf Politik zu sprechen. Der Gast wurde lebhaft, lobte das russische Regime und meinte schließlich: „Wir wenden bei den politischen Gefangenen eine ausgezeichnete Methode an, die besser wirkt als jede Folter. Sie erhalten eine Woche lang ausschließlich Heringe zu essen und keinen Tropfen Wasser zu trinken.“ Er schmunzelte.

„Glauben Sie mir, gnädige Frau, nach einer Woche dieser Diät gestehen fast alle.“

Der brave Mann war äußerst verblüfft, als ich, ohne ein Wort, dem Diener schellte und sagte: „Die Pferde des Barons sollen sofort angespannt werden. Und wenn er wiederkommen sollte, so wird er nicht empfangen.“

Er ist nie wiedergekommen.

FAMILIENTAG

Im Spätherbst fand in Dorpat ein Familientag statt. Er sollte besonders feierlich werden, da auf ihm zwei unbekannte Familienmitglieder „gezeigt“ würden, ich, die Österreicherin, und ein junger Mann aus Petersburg, der „verrußt“ war und zum erstenmal in die Ostseeprovinzen kam. Außerdem sollte über ein schwarzes Schaf der Familie zu Gericht gesessen werden.

Der Familientag fand bei Tante Lilly statt. Tante Lilly war Witwe und sehr reich. (Seltenerweise machte Geld den baltischen Aristokraten einen großen Eindruck, und mein Mann war äußerst erstaunt, als ich erklärte, das sei „bürgerlich“, Geld sei etwas ganz Nebensächliches.)

Tante Lilly war berühmt, weil sie einen blauen Salon hatte; einen richtigen „Stilsalon“, etwas, das dem schlichten Empfinden der braven Hausfrauen fast unmoralisch erschien.

Der „blaue Salon“ und auch die Nebenräume waren voll Menschen. Mein erster Gedanke war:

„Woher nimmt die Familie, die hauptsächlich aus alten Jungfern zu bestehen scheint, die vielen Kinder her?“ Die Frauen trugen schwarze, mit Jett verzierte Seidenkleider, hoch geschlossen, aber weit ausladend an der Brust und an den Hüften. Auf den ersten Blick sahen sie einander alle ähnlich, man konnte sie nicht unterscheiden. So kam es, daß ich den wirklichen alten Jungfern lebenswürdige Dinge über ihre Kinder sagte, was sie peinlich berührte. Auf dem großen blauen Sofa saß Tante Lilly und hielt Cercle. In einer Ecke hockte ängstlich und gelangweilt Grischa, der verrußte Cousin, der nur Russisch und Französisch sprach; das dünkte dem Familientag ebenso anstößig wie das tiefdekolletierte blaue Empirekleid und die hochstöckligen Goldschuhe der Österreicherin.

Man wurde einer alten Dame nach der andern vorgestellt. Und jede fragte: „Wie gefällt es dir in unserm lieben Baltenlande? Fällt dir das Haushalten mit unsern schlechten Dienstboten sehr schwer?“

Man durfte im blauen Salon nicht rauchen, als verheiratete Frau durfte ich mich nicht zu jungen Familienmitgliedern setzen, alle starrten mich nicht gerade billigend an. Es war trostlos. Aber einen Menschen gab es, der das nachempfand, Onkel Max, den Bruder meines Schwiegervaters. Er wurde, weil er sehr arm war und wissenschaftliche Neigungen hatte — später erfuhr ich, daß der liebe alte Herr ein berühmter Fischkenner war —, von der übrigen Familie mit herablassender

Verachtung behandelt. Für mich aber war er bald der beste und nachsichtigste Freund, den ich in den Ostseeprovinzen hatte. Auch jetzt kam er mit seinem guten Lächeln auf mich zu und holte mich aus einem Knäuel alter Damen heraus.

„Komm, armes Kind, du mußt dich ja schrecklich langweilen. Setz' dich zu Grischa, der wird froh sein, wenn jemand mit ihm Französisch sprechen kann.“

So saßen wir, die Ausstellungsobjekte der Familie, zusammen und machten beruhigt, die wenigsten der Anwesenden konnten Französisch, boshafte Bemerkungen.

Der Familientag hatte um drei Uhr nachmittags begonnen. Es wurde sechs; Grischa und ich wunderten uns, daß es nichts zu essen gab.

„Worauf wird eigentlich gewartet?“ fragten wir Onkel Max.

„Auf Bruno.“

Bruno war das schwarze Schaf, über das heute ein Urteil gefällt werden sollte.

„Was hat er denn eigentlich angestellt?“

„Er hat einen Wald gestohlen.“

„Einen Wald gestohlen?!“

Onkel Max lachte über mein Erstaunen — Grischa schien die Sache weniger unverständlich — undklärte mich auf. Bruno war bei irgendeinem russischen Fürsten Verwalter gewesen, hatte einen Wald des Fürsten verkauft und das Geld eingesteckt. Der Fürst scheint es ihm nicht sehr übelgenommen zu haben, denn er erhob

keine Anklage, die Familie hingegen wollte die Schande nicht auf sich sitzenlassen.

Gegen halb sieben öffnete der Diener die Tür, alle wurden mit einemmal steif und feierlich, der ganze blaue Salon strömte Strenge und Unerbittlichkeit aus: Bruno trat ein, gefolgt von Mutter und Schwester, deren schwarze Kleider aus lauter Kummer und Beschämung noch schwärzer erschienen als die der übrigen Frauen.

Bruno war eine Enttäuschung, er sah nicht aus wie ein kühner Dieb, der einen ganzen Wald gestohlen hatte, sondern war ein häßlicher, verschreckter, kleiner Mann, der verlegen die Finger ineinanderkrampfte und die Augen zu Boden senkte.

Niemand gab ihm die Hand, alle grüßten nur feierlich durch strenges Neigen des Kopfes.

Die Männer kamen aus dem Rauchzimmer. Dann erhob sich Tante Lilly majestätisch und schritt, von den übrigen gefolgt, ins Speisezimmer, wo am großen Tisch Platz genommen wurde.

Bruno saß am Ende des Tisches, zwischen Mutter und Schwester, die hilfeflehende Blicke um sich warfen und sich die Augen wischten.

Das älteste männliche Mitglied der Familie stand auf und hielt eine lange Ansprache, in der viel von der Ehre der Familie und dem „Schandfleck“ Bruno die Rede war. Nachher verteidigte sich der Angeklagte, so gut es ging, aber ein russischer Wald ist ein zu großes Objekt, um fortgeleugnet zu werden, und da die meisten Familienmitglieder selbst Wälder besaßen, die ihnen

hätten gestohlen werden können, wußten sie die Größe des Verbrechens richtig einzuschätzen. Wieder erhob sich das Familienoberhaupt und verkündete: Bruno sei wegen „unhonorigen Verhaltens“ aus der Familie auszustoßen, er gehöre nicht mehr zu ihr und dürfe von ihr keine Hilfe und Unterstützung mehr erwarten.

Als die Familie Bruno kläglich wie eine Schar verprügelter Hunde abzog, reichten ihnen nur drei Menschen die Hand, Onkel Max, aus Güte, ich, aus Widerspruchsgeist, und der „verrußte“ Grischa, weil er fand, daß man allzuviel Aufhebens von einer belanglosen Sache gemacht hatte. Grischa besaß keine Wälder und war ein russischer Tschinownik (Beamter).

Das Urteil war gesprochen, aber es gab noch immer nichts zu essen, und die Langeweile steigerte sich. Man konnte doch nicht stundenlang über den unglückseligen Bruno empört sein. Grischa und ich entdeckten zwei Bridgepartner und zogen uns ins Rauchzimmer an den Kartentisch zurück.

Die alten Damen bemerkten es voller Mißbilligung und sagten zu meinem Mann: „Deine liebe Frau muß noch viel lernen, ehe sie eine echte baltische Frau wird.“ Und mein armer Mann brachte die bereits stereotyp gewordene Entschuldigung für meine Untaten vor: „Meine Frau ist eine Österreicherin, sie versteht das alles nicht.“

WINTERSTILLE

Der erste Schnee fiel, Dunkelheit senkte sich auf das Land nieder. Die Petroleumlampen brannten bis elf Uhr vormittags und mußten um drei Uhr bereits wieder angezündet werden. Die Wege im Park waren verschneit, man versank bis über die Knie, wenn man von den ausgeschauelten Pfaden abwich. Eis bedeckte unsern kleinen Fluß, er hörte zu rauschen auf, und mit seinem Verstummen verstummten auch alle übrigen Geräusche. Nichts rührte sich, der Schnee dämpfte jeden Ton. Wie eine Mauer umgab die Stille das Haus. Und die Sonne war verschwunden. Grauer Himmel, graue Stille, graue Einsamkeit.

Es kamen schreckliche Abende und schreckliche Nächte. Mein Mann war viel fort, auf Elchjagden, und ich mußte meiner Gesundheit wegen allein zu Hause bleiben. Bis zum Diner war es noch erträglich. Man hörte im Haus die Dienstboten hantieren, die Vorarbeiter kamen, ich sollte meinem Mann dies und jenes telephonieren, draußen fuhr noch manchmal leise, aber doch hörbar ein Schlitten vorüber. Noch gab es irgendwo eine lebendige Welt.

Um neun Uhr wurde der Samowar in meinen kleinen Salon gebracht. „Braucht die gnädige Frau noch etwas?“ „Nein, danke.“ „Gute Nacht.“ „Gute Nacht.“ Die Dienstboten begaben sich ins untere Stockwerk; ich rief alle Hunde, sechs Dackel, zwei Vorsteher und meine Gilly, zu mir, und die endlose Nacht begann.

Stille, beklemmende, nervenzerreißende Stille. Der Samowar hörte allmählich zu zischen auf, die Hunde, von Kuchen gesättigt, schliefen ein. Es gab keine Welt mehr, gab nur noch das von Schnee umgebene Haus, in dem ich allein war, allein mit der mörderischen Stille. Auf dem Kamin tickte leise die kleine Empireuhr, ganz leise; manchmal vermochte ich das Ticken kaum zu hören. Mein Gott, wenn sie stehenbleibt, vergesse ich meine gute Erziehung, vergesse, daß man keine Bürgerliche ist und sich beherrschen muß. Ich starre zur Uhr hinüber: wenn sie stehenbleibt, wenn ihr Ticken nicht mehr zwischen mir und der Stille steht, als einzige Rettung, beginne ich zu schreien wie eine Verrückte!

Gute, liebe kleine Uhr mit den blauen Medailons, in denen sich das gelbe Licht der Stehlampe spiegelte, du bist nie stehengeblieben. Du hast mich nicht, wie deine Rivalin, die Speisezimmeruhr, erschreckt, die einmal in einer unheimlichen Nacht dreizehn geschlagen hat. Ich hätte dich am liebsten gestreichelt, wenn deine feinen silbernen Töne elf, zwölf, eins, zwei verkündeten und mir trostvoll versicherten: ich lebe, mein kleines Uhrenherz pocht nahe dem deinen, du bist nicht ganz allein.

Ich holte Bücher herbei, las, machte Handarbeiten, rüttelte die Hunde wach. Sie wedelten einen Augenblick freundlich und beruhigend, schliefen dann wieder ein. Die große Stehlampe begann zu zischen und zu flackern, das Petroleum war ausgebrannt. Rasch die andere Lampe

entzünden, ehe die eine verlischt, nur nicht im Dunkel bleiben, allein mit der Stille, die ihre Krallen in meine Kehle schlägt.

Schritte vor dem Fenster; Gott sei Dank, der Nachtwächter kommt auf seiner Runde am Haus vorüber, der gute alte Mann. Schnell einen Kognak eingeschenkt und das Fenster aufgerissen. „Guten Abend, Nachtwächter, wollen Sie nicht ein Glas Schnaps, um sich zu wärmen?“

Eisige Luft drang ins Zimmer, ich fröstelte in meinem Teagown, aber ich merkte es kaum. Da draußen stand ja ein Mensch, eine menschliche Stimme sprach, ich war nicht mehr allein.

Der alte Nachtwächter freute sich über den Kognak und war gerne bereit, ein wenig mit mir zu plaudern. Er hatte ein einziges Gesprächsthema: die Verderbtheit der Jugend. Ich lauschte begeistert, gab ihm in allem recht, möge er donnern und wettern über die Unmoral des alten Gutsschreiners, der seiner eigenen Tochter im Rausch einen Sohn gemacht hat, natürlich ist das Mädchen daran schuld, möge er Schauerdinge von den jungen Arbeiterinnen erzählen, er soll nur dableiben, nicht fortgehen, seine heisere, versoffene Stimme soll mich vor der Stille retten.

Aber nach drei Gläsern äußerst langsam verabreichten Kognaks hatte der alte Herr genug: „Sonst schlafe ich im Gehen ein.“

„Kommen Sie wieder, Nachtwächter. Es ist so kalt. Sie müssen etwas trinken, sonst erfrieren Sie.“

„Jetzt kommt die große Runde, gnädige Frau.“

Das Fenster fiel zu. Die Schritte entfernten sich. Roh und herzlos riß ich die Dackel aus dem Schlaf. „Schnauz, wach' auf, kleiner Kutz, großer Kutz! Gilly, komm zu mir! Jacko, du hast genug geschlafen. Kannst du nicht ein einziges Mal bellen?“

Verschlafene Hundeaugen, gähnende Hundemäuler. Ich hockte mich auf den Boden neben Jacko, den schwarzlockigen Gordon-Setter, und legte den Kopf auf sein weiches Fell. Du bist warm, du lebst; so, laß mich deine große Pfote halten, sonst verlier' ich den Verstand.

Kleine Empireuhr, du bist verrückt, es kann nicht erst zwei Uhr sein, ich sitze seit einer Ewigkeit hier, schau' doch her, wieviel Eichenscheite im Kamin verbrannt sind. Wie, wirklich erst zwei? Du weißt es bestimmt? Soll ich im Speisezimmer nachsehen? Nein, der große Salon und das Arbeitszimmer sind so dunkel, und im Dunkeln fühlt man die Stille noch mehr. Ich glaub' es dir, ich geh' nicht hinüber.

Bisweilen wurde die Stille durchbrochen, aber auf keine angenehme Art. Ein Hund der Meute erwachte und fand seine Umgebung so trostlos, daß er zu heulen begann. Dann fiel die ganze Meute ein. Durch die schwarze Nacht wimmerte und heulte es, als wäre das Ende der Welt angebrochen und verlorene Seelen schrien ihren Jammer zum rächenden Himmel auf. Dann kam es vor, daß auch ich, mich fest an Jacko klammernd, der ein Philosoph war und sich durch nichts erschüttern ließ, zu weinen begann, hilflos und verzweifelt.

Sobald es zu dämmern anfang, trieb ich alle Hunde in mein Schlafzimmer, lockte sie aufs Bett und legte mich, todmüde, aber mit überreizten Nerven nieder. Es war kein Wunder, daß ich in diesen Wintermonaten mager und blaß wurde, aber mein Mann begriff es nicht, und ich schämte mich, ihm von dem Grauen der einsamen Nächte zu erzählen, denn als er eines Abends in mein Schlafzimmer kam, mich heulend antraf und fragte, was los sei, und ich erwiderte: „Es gibt keine Sonne, überhaupt keine Sonne mehr“, lachte er mich aus und meinte: „In der Nacht scheint doch die Sonne nicht, du kleines Schaf!“ Er hätte meine Angst vor der Stille nicht verstehen können.

NACHBARN

Der Winter war endlos. Auf beiden Seiten der ausgeschaukelten Straßen standen über Mannshöhe die Schneemauern, alles war vereist, und wenn man im offenen Schlitten fuhr, wurden die Haarnadeln dermaßen kalt, daß sie am Kopf brannten wie Flammen. Ich saß den ganzen Tag am Kamin. Machten wir unsern Weekendbesuch bei den Schwiegereltern, so ließ mein Mann einen „Reggi“ (Heuschlitten) anspannen, ich verkroch mich, in Pelze gehüllt, unter dem Stroh, ließ zum Atmen nur die Nasenspitze draußen und legte so die Strecke zurück. Führen wir im gewöhnlichen Schlitten, so kroch ich unter die Pelzdecke und hockte mich auf den Boden des Fahrzeuges.

Vierzig Grad Kälte mit scharfem Wind waren keine Kleinigkeit für einen Menschen, der alle seine Winter im Süden verbracht hatte.

Mein Mann war Friedensrichter und mußte in Ausübung seines Amtes in die kleine Stadt Fellin fahren, die etwa fünf Stunden entfernt lag. Am Abend vor seiner Abreise kam ein benachbarter Gutsbesitzer zu Besuch.

„Ich hab’ da eine Geschichte mit einem Bauern“, erzählte er im Lauf des Gesprächs. „Es handelt sich um ein Stück Land, das ich haben muß. Der Bauer behauptet, daß es ihm gehört. Du wirst mir doch beim Prozeß recht geben, wie?“

Beide waren unangenehm überrascht, als ich mit meiner „aristokratischsten“ Betonung fragte: „Wieviel zahlen Sie für die Bestechung, Baron Taube?“

Nicht einmal die Erklärung, daß ich als Österreicherin nichts von solchen Dingen verstünde, besänftigte den alten Baron. Aber seltsamerweise — ich muß ja doch eine äußerst unangenehme Frau gewesen sein — gewann der Bauer den Prozeß.

In Fellin besuchte uns ein ältlicher Gutsbesitzer, über den sich alle andern lustig machten. Es war ein ungepflegter, herzlich schmutziger alter Herr, mit einem langen, grauen Bart. Ich war nun schon an die „Nachbarn“ gewöhnt, die ausschließlich von der Wirtschaft sprachen, und erwartete nichts anderes. Da fragte der alte Herr, unvermittelt, als ob es sich um Kartoffeln handle: „Haben Sie schon das neue Buch von Anatole France gelesen?“

Das Ergebnis dieser Frage war eine innige Freundschaft zwischen dem alten Herrn und mir. Er kam aufs Gut, für drei Tage zur Jagd, nur mit einer Zahnbürste ausgerüstet, und blieb meist drei Wochen. Wir gingen zusammen auf die Jagd, aber wir brachten keine Beute heim, wir plauderten über Bücher und andere Länder und ließen die Rehe laufen. Der alte Herr hatte, in den Augen der baltischen Barone, eine dunkle Vergangenheit. Er war als junger Mensch auf der damals üblichen „Bildungsreise“ nach Neapel gekommen und hatte sich dort in ein Fischermädel verliebt. Die napolitanische Schönheit wollte ihn nicht erhören, und der junge Balte blieb, zum Entsetzen der Familie, zehn Jahre in Neapel, ununterbrochen um die schöne Fischerin werbend. Schließlich bekam er von daheim kein Geld mehr, seine Fischerin heiratete einen Napolitaner, und er kehrte heim, traurig, die Sehnsucht nach dem Süden im Herzen. Seine Familie verheiratete ihn mit einer „tüchtigen“ Frau, die das Gut verwaltete. Er aber nahm seine Zuflucht zu Büchern, in denen er einen Teil des ihm geraubten Lebens fand. Die guten Landwirte verachteten ihn, und es war rührend zu sehen, wie der etwas schwerfällige, mürrische Mann zu neuem Leben erwachte, wenn er einen Menschen fand, der Neapel und die moderne Literatur kannte.

Es gab auch einen Lesezirkel: jedes Gut steuerte zwei Bücher bei, die einen Monat behalten werden durften. Ich erregte mit meiner Wahl großes Ärgernis, denn ich gab Sombart und François

Coppée. Sombart wurde als revolutionär und Coppée als — unanständig verdammt. Die andern brachten Stratz und Rudolf Herzog als moderne Dichter in den Lesezirkel, eine „intellektuelle“ Frau, von der erzählt wurde, sie habe vor zwanzig Jahren ein Verhältnis mit dem russischen, revolutionär gesinnten Hauslehrer ihrer Söhne gehabt, wagte es, Werke von Gerhart Hauptmann beizusteuern, aber sie wurden von niemand gelesen: „So verderbt sind wir denn doch nicht!“

JAGD

Gestern war es noch Winter gewesen, heute aber schien eine wirkliche Sonne, das Eis auf dem Fluß schmolz, die großen Eisstücke prallten klirrend gegeneinander, der Schnee war wie fortgezaubert, die Wintersaat leuchtete grün, und vor dem Haus duftete betäubend der Faulbaum. Der nordische Frühling kommt über Nacht. Kommt mit einem sanften, warmen Wind, der alles Elend des Winters lächelnd vertreibt, mit Duft und Blüten, mit den zarten, frischen Blättern der schlanken weißen Birken.

Alles erwacht aus dem Winterschlaf, wachgeküßt von der gebenedeiten Sonne. Die Kühe im Stall werden unruhig, die jungen Fohlen tollen wild in der Koppel, die Schafe blöken freudig, die Arbeit auf dem Feld beginnt. Die Erde duftet wundersam, verheißt Fruchtbarkeit und den Sieg des Lebens.

Auf den Feldern schrien die Kiebitze — hier verfaulten ihre in den Großstädten so teuren Eier —, der hellblaue Frühlingshimmel wurde plötzlich dunkel: ein Kranichschwarm kam gezogen. In dem dichten Hain, nahe dem Gutshaus, balzten die Birkhähne, man konnte sie bis zum Hause hören.

Schön war es, bei Einbruch der Dämmerung in der schmalen Schneise auf den Schnepfenstrich zu gehen. Zwischen den Bäumen versank langsam die Sonne hinter den Feldern, allmählich schloß der Wald ein, die Vogelstimmen erstarben. Der Abend hüllte die Welt ein, Käuzchen schrien, und dann kamen die Schnepfen gezogen. Ein Blitz, ein Krach, die Federn flogen, die Schnepfe fiel nieder.

Übrigens war es für meinen armen Mann kein Vergnügen, mit mir auf die Jagd zu gehen. Er war ein guter Jäger, und ich wurde über jedes erlegte Reh, jeden Hasen sentimental und nannte ihn einen Mörder. (Was mich nicht hinderte, Reh- und Hasenbraten zu essen.) Einmal verwundete er einen Rehbock, und die Dachshunde stürzten sich auf das schöne, sterbende Tier.

„Schieß ihn tot, um Gotteswillen, schieß ihn tot!“

„Ich kann nicht, ich würde die Hunde erschießen! Geh nicht hin, paß' auf!“

Aber ich lief hin und riß einige der Hunde fort. Nur der „kleine“ Kutz hatte sich dermaßen festgebissen, daß ich ihn nicht loskriegen konnte.

„Schieß!“ schrie ich. „Es ist zu schrecklich, schieß!“

Mein Mann schoß, der Rehbock war tot, der kleine Kutz fiel betäubt auf die Erde, und nun war ich zornig, weil ihm etwas geschehen war. Ich trug ihn auf den Armen heim, unterwegs erwachte er und biß mich in die Hand. Das war die letzte Rehjagd, an der ich teilnahm. Noch lange Zeit verfolgte mich der zerquälte Blick aus den Augen des sterbenden Rehbocks.

PETERSBURG

Im Sommer mußte mein Mann einrücken, und ich bestand darauf, mitzugehen. Ein Jahr Landleben genügte; die Aussicht, nach Petersburg zu kommen, war äußerst verlockend.

Es war eine aufregende Zeit, Österreich hatte Bosnien und die Herzegowina annektiert, und in der Hauptstadt herrschte große Empörung.

Wir kamen bei Morgengrauen an; die Newa leuchtete silbergrau, als wir über die Brücke fuhren, ein düsterer Bau dunkelte bedrohlich mit Türmen und Zinnen, die berühmte Peter-Pauls-Festung, der Kerker der politischen Gefangenen. Endlos erstreckte sich der Newski-Prospekt mit dem Admiraltätsturm an seinem einen Ende. Die kleinen Droschken rasten durch die Straßen, fuhr ein Mann mit einer Frau, so legte er ihr, ohne jegliche sündhafte Absicht, den Arm um die Taille, um sie vor dem Herausgeschleudertwerden zu schützen.

Am ersten Abend soupierten wir in dem großen Restaurant „Medwjed“. Zwei Tage vorher hatte

sich hier eine aufregende Szene ereignet. Ein Großfürst hatte mit einer kleinen Schauspielerin soupiert und ihr tausend Rubel geboten, wenn sie sich auskleide und nackt durch den großen Saal gehe. Tausend Rubel waren viel Geld, außerdem war es gefährlich, Großfürsten zu erzürnen. Die kleine Schauspielerin ging hinter einen Wandschirm, entledigte sich ihrer Kleider und trat nackt ihre Wanderung durch den Saal an. Die Gäste waren empört, doch wagten sie nichts zu sagen; sie wußten, daß der Urheber des Ärgernisses ein Großfürst war. Die Schauspielerin schritt verlegen zwischen den Tischen einher, bis ein Kellner die Geistesgegenwart hatte, ihr ein Tischtuch überzuwerfen und sie so wieder hinter den Wandschirm zurückzuziehen. Die kleine Schauspielerin flog aus dem Restaurant, der Großfürst nicht.

*

Damals herrschte in Petersburg eine starke Choleraepidemie, in allen Straßen sah man Desinfektionskessel, zahllose Leichenwagen ratterten vorüber, und große Anschläge verboten, im Namen des Zaren, Newawasser zu trinken. Zuerst wirkte es unheimlich, aber man gewöhnte sich rasch daran. Schwerer fiel es, sich an die gespannte Stimmung zu gewöhnen, die über der ganzen Stadt lag. Die 1905er Revolution war blutig niedergeschlagen worden, aber selbst die hartgesottensten Reaktionäre wußten genau, daß sie nur eine Atempause errungen hatten. „In zehn,

zwölf Jahren geht es wieder los“, das war die allgemeine Ansicht. Schon damals ahnten diese Menschen ihren Untergang, ihre Grausamkeit entsprang einer tödlichen Angst. Alles war gefährlich. Jedes Buch, jedes Wort, sogar Farben. Ein österreichisches Tingeltangel gastierte im Sommertheater; die letzte Nummer war der damals neue Apachentanz. Als das Tänzerpaar, ein Mann und eine Frau, die Bühne betraten, erstarrte das ganze Haus, man konnte fast hören, wie die Menschen den Atem anhielten: die beiden Tänzer waren in flammendes Rot gekleidet. Alles Geplauder verstummte, das starke Parfüm der russischen Damen hörte zu duften auf, es roch nach Angst. Geweitete Augen starrten auf die Bühne; obwohl es Sommer war, zogen die Frauen die Mäntel enger um die Schultern.

„Da tanzt die Revolution auf euren Köpfen“, flüsterte ich meinem Mann zu, und er fuhr mich an: „Sei doch ruhig.“ Auch seine Augen hingen wie gebannt an den wild tanzenden roten Gestalten auf der Bühne.

Als die Tänzer abgingen, herrschte Totenstille, keine Hand regte sich. Dann schöpfte das elegante Petersburg tief Atem und kehrte, noch immer einen leisen Schrecken in den Gliedern, zum mondänen Alltagsleben zurück.

*

Bei den andern europäischen Hauptstädten sind Reichtum und Armut, elegante Stadtteile und Arbeiterviertel streng voneinander getrennt,

in Petersburg hingegen war alles durcheinandergewürfelt. Neben einem vornehmen Palais stand klein und armselig eine niedrige Holzhütte, neben einem Luxusrestaurant eine schmutzige Kneipe.

Der Sommer war für Petersburg nicht die richtige Zeit; die „Gesellschaft“ befand sich zum größten Teil auf ihren Gütern oder in der Sommerfrische. Trotzdem staunte man abends in dem großen Restaurant auf den „Inseln“ über den Luxus, die fast bis an den Nabel dekolletierten Frauen, die Unmenge von kostbarem Schmuck. Dazwischen sah man Kaufleute aus Nischni-Nowgorod und anderen Städten aus dem Innern des Landes, große, vierschrötige, bärtige, schmutzige Männer, die in hohen Stiefeln und Reithosen das Restaurant betraten, viel tranken, lärmten, brüllten, unverhohlen auf den Boden spuckten und dem Kellner ein Trinkgeld von hundert Rubeln zurückließen. Abends spielten auf den „Inseln“ die russischen Zigeuner, deren Musik noch weit aufpeitschender wirkt als die der ungarischen. Auch hier verliehen die weißen Nächte der ganzen Szene etwas Unwirkliches, das Ganze mutete wie eine Generalprobe in einem vom Tageslicht erhellten Theater an, nicht aber wie der letzte Akt einer Tragödie, die langsam, aber sicher ihrem Ende zuing.

Nicht nur viele Leichenwagen rollten über das Holzpflaster von Petersburg; einen noch weit unheimlicheren Eindruck machten die Polizeikarren, von berittenen Soldaten eskortiert, oder mitten im Gedränge zwei aneinandergefesselte

Menschen, auf jeder Seite von einem Polizisten begleitet.

„Politische“, sagte mein Mann ungerührt, als ich auf der Straße stehen blieb und zwei ganz junge Burschen anstarrte, die so vorübergeführt wurden. Niemand kümmerte sich um sie; es wäre zu gefährlich gewesen, ein Wort des Bedauerns zu sagen.

Wie in anderen Städten bei Tees und Dinners von Tennispartien und Verlobungen geredet wird, so wurde hier von „Verschwörungen“ gesprochen. Hier war eine entdeckt, dort war ein Verschwörernest ausgehoben worden. In Krasnoje Selo, in Peterhof, hatte die Polizei „verdächtige“ Gestalten beobachtet. Der Brutherd aller Übel war Finnland, die Ochrana bewährte sich nicht mehr so gut; die Duma bedeutete ein Unglück für das Land. Schon damals bebte die russische Erde, aber die ausländischen Diplomaten merkten es nicht; sie kamen auch hier mit den gleichen lebenswürdigen, wohlerzogenen Menschen zusammen wie in Rom oder Paris, fanden höchstens, daß der Außenminister etwas zu klug und die „Nowoja Wremja“ ein ekelhaftes nationalistisches Hetzblatt sei.

„Sie haben ja keine Ahnung von den wirklichen Dingen und der Stimmung des Volkes“, sagte ich mit der mir damals eigenen Arroganz zum Grafen Berchtold, dem österreichischen Botschafter, neben dem ich bei einem Diner saß. „Warum bleiben Sie nur in den Salons? Gehen Sie doch in die Arbeiterviertel.“

„Aber ich bitt' Sie, Baronin, das geht doch nicht. Das würde man mir hier sehr übelnehmen. Außerdem interessiert mich die Innenpolitik des Landes nicht. Ich hab's ohnehin schwer genug.“

Er jammerte über die feindselige Stimmung, die gegen Österreich herrschte, über die schwere Verantwortung, die auf ihm lastete.

„Ich les' jeden Tag Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen‘. Das ist meine Bibel. Man lernt da immer was Neues.“

Eine russische Ministerfrau aber sagte mit feinem ironischen Lächeln zu mir: „Ein reizender Mensch, der österreichische Botschafter, ein guter Causeur. Und wieviel er über die Prä-
raffaeliten weiß!“

*

Der Botschafter gab mir, der einstigen Landsmännin, zu Ehren ein Diner.

„Ich lad' Ihnen die Deutschen ein, das sind nette Leute. Und den Engländer, mit dem waren Sie auf Posten, er möchte Sie gerne sehen. Ein lieber Kerl, der Nicholson.“

Sir Arthur Nicholson hatte sich wenig verändert, er war noch immer der gute Diplomat, dem kein Mensch zu unbedeutend erschien, um aus ihm Informationen herauszuholen. Nach dem Diner zog er mich in eine Ecke und stellte ein regelrechtes Verhör mit mir an, über die Deutschen in den Ostseeprovinzen. Ob sie treue Untertanen des Zaren seien oder ob ihre ganze Sympathie Deutschland gehöre? Ob Rußland im Fall

eines Krieges einen Verrat der Ostseeprovinzen fürchten müsse? Wie das Verhältnis der Bevölkerung zu den Baronen sei?

Mir wurde fast unheimlich zumute. Wenn man derart ausgefragt wird, muß man lügen. Und nun passierte mir etwas Seltsames, ich glaubte zu lügen, indem ich von der bedingungslosen Loyalität der baltischen Barone für den Zaren sprach — und sagte dabei die reine Wahrheit. Ich hatte eben schon zu lange nicht mehr in Diplomatenkreisen verkehrt.

*

Petersburg war unerträglich heiß; mein Mann schickte mich nach Peterhof, einer alten Zarenresidenz. Der große, nach dem Muster von Versailles mit Wasserkünsten angelegte Park zog sich bis zum Meer hinunter, an allen schönen Stellen des Ortes gab es hübsche Villen, alles war gepflegt, sauber, unrussisch.

Wir verkehrten viel im Hause des Generals Keller, und als die große „Smotr“ (Parade) abgehalten werden sollte, sagte er zu mir: „Bringen Sie doch Ihre österreichischen Freunde mit, auch den Botschafter, wenn Sie wollen.“ Der blonde russische Riese sah mich mit einem Lächeln an, das man in Österreich als „Malefizlächeln“ bezeichnet; ich aber merkte nichts und fand ihn nur äußerst liebenswürdig.

Graf Berchtold kam zur Smotr; er sah Regiment um Regiment vorbeimarschieren und reiten. Die Kosaken machten Reiterkunststücke, ihre

kleinen zottigen Pferde waren dressiert wie Hunde, ließen alles mit sich tun. Dann kamen Schießübungen. Der österreichische Botschafter stand neben mir und riß die Augen immer weiter auf, seine Züge wurden gespannt. Schließlich flüsterte er mir mit einem Seufzer zu: „Herrgott, wie die Russen schießen! Das hätte ich nie gedacht! Nein, wie die Russen schießen!“

Die ganze Smotr schien auf ihn einen tiefen Eindruck zu machen. Er wurde schweigsam und nachdenklich.

Einige Jahre später freilich war anscheinend jener Tag auf der großen staubigen Ebene aus seinem Gedächtnis entschwunden; er hatte vergessen, „wie die Russen schießen“.

BESUCH

Im Frühherbst kam der Vater, der in Japan und China gewesen war, mit der Transsibirischen nach Rußland, um uns zu besuchen. Die ersten Tage fand er alles herrlich, ging mit meinem Mann in der Wirtschaft umher, gab ihm gute Ratschläge, die, zum Glück für das Gut, nicht befolgt wurden, und erklärte, das einfache, gesunde Landleben sei immer sein Ideal gewesen.

Am dritten Tag aber war er bereits unzufrieden, weil es keine Post gab. (Die Post mußte von der Station geholt werden, und wenn mein Mann keine wichtigen Geschäftsbriefe erwartete, blieben wir oft fünf bis sechs Tage ohne Post.)

Außerdem wollte er sich rasieren lassen und war entsetzt, als er erfuhr, daß der nächste Friseur auf drei Stunden Entfernung wohne.

„Man soll das Ländliche nicht übertreiben“, meinte er, bereits etwas wehmütig.

Er hatte sich vorgenommen, drei Wochen zu bleiben, und tat es auch; so sehr dürfte er sich in seinem ganzen Leben nicht gelangweilt haben wie in diesen drei Wochen.

Wir fuhren mit ihm auf andere Güter zu Besuch, aber auch das bedeutete keinen Trost.

„Sag' mir,“ fragte er nach solchen Besuchen zornig, „gibt's in dieser verdammten Gegend überhaupt keine hübschen Frauen? Wie halten denn die Männer das aus?“

Jedes Diner war eine Katastrophe. Der Vater kostete die Speisen und wurde immer trauriger.

„Du warst ja in kulinarischen Dingen immer ein Barbar, liebes Kind, aber so schlecht zu essen!“

Er erklärte, er müsse hier verhungern, spazierte trübselig im Gemüsegarten umher und grub Zwiebeln aus, das einzig Eßbare, das es, seiner Ansicht nach, bei uns gab. Außerdem ließ er sich vom Reitknecht aus dem nächsten Flecken Keks holen. Kam ich in sein Wohnzimmer, so saß er, tödlich gelangweilt, hinter einer fünf Tage alten Zeitung und knabberte Keks.

Dabei befand er sich in einem argen Dilemma. Er merkte, ohne daß ich ein Wort gesagt hätte, wie schwer mir das Leben im Baltikum fiel. Deshalb wollte er mir nicht von der wirklichen großen Welt draußen erzählen, um keine Wünsche in mir

wachzurufen. Hatte er einmal aus Herzenslust über alles bei uns geschimpft, so verstummte er plötzlich ganz erschrocken und lenkte ein: „Du wolltest ja immer auf dem Lande leben. Für dich ist das alles sehr gut. Schau' nur, daß es bald einen Majoratserben gibt, dann wirst du schon ganz glücklich sein.“

ALLTÄGLICHES

Mein Mann fühlte ebensowenig wie die übrigen Gutsbesitzer den ungeheuren Widerspruch, den es in ihrem Leben gab. Auf der einen Seite Luxus: unzählige Dienstboten, Reit- und Fahrpferde, Unsummen, die für große Jagden ausgegeben wurden, für alte Weine und Speisen, auf der andern ein völliger Mangel aller jener kleinen Dinge, die das Leben hübsch machen, Salons, in denen die alten, wirklich schönen Möbel mit dunklem Rips bezogen waren — weil man ihnen so den Schmutz weniger ansah, fensterlose Badezimmer ohne Wasserleitung (allerdings wurde nur einmal in der Woche ein „Reinigungsbad“ genommen). Keine Bücher, keine Zeitschriften, höchstens „Sport im Bild“ und, wenn es hoch kam, „Die Woche“.

Die leidenschaftliche Liebe zum Deutschtum ließ diese Menschen alle ausländische Kultur verachten, Russisch lernten die Mädchen aus Patriotismus nicht, gut Französisch oder Englisch zu sprechen war fast unmoralisch. Überhaupt war

es unvornehm, gebildet zu sein, das überließ man den „Literaten“.

Bei den alten Leuten wirkte all das weniger unerträglich als bei den jungen. Einige der alten Herren waren auf eine primitive Art Grandseigneurs, die aus einem anderen Jahrhundert in die Welt des Telephons und Telegraphen verschlagen worden waren. Übrigens diente Telephon und Telegraph zur Unterhaltung der Gutsfrauen. Das dicke Fräulein Paulson nahm in der Kreisstadt die Telegramme auf und telephonierte sie an die Güter weiter; wollte man ein Telegramm abschicken, so geschah es auf dem gleichen Weg. Brachten die Telegramme eine interessante Nachricht, so telephonierte Fräulein Paulson die verschiedenen Güter an: „Wissen Sie schon, Fräulein v. Y. hat sich verlobt“ oder „Baron X. ist Vater geworden“. Als ich einmal meiner Mutter nach Japan zu ihrem Geburtstag telegraphierte, und zwar auf englisch, was Fräulein Paulson nicht verstand, klingelte mich eine halbe Stunde später meine Schwiegermutter an: „Ist jemand von den Deinen erkrankt? Du hast nach Japan telegraphiert?“, und bei jedem Besuch, den ich in den nächsten vierzehn Tagen machte, wurde ich voller Interesse gefragt: „Ist es wahr, daß Sie nach Japan telegraphiert haben?“

Es gab in unserer Nähe — das heißt auf dreißig und auf siebenzig Kilometer entfernt — zwei Bahnhöfe. Der kleine Zug, der an der näheren hielt, machte fünfzehn Kilometer die Stunde und blieb im Winter regelmäßig im Schnee stecken.

Es wurde erzählt, daß er einmal entgleist war, doch hatten es weder der Lokomotivführer noch die Passagiere bemerkt. Aber auch die Geschwindigkeit ist etwas Relatives. Als wir einmal zu einem Viehmarkt fuhren, nahmen wir einen der Viehhüter mit, der, er war etwa vierzig Jahre alt, noch nie mit der Eisenbahn gefahren war. Schon beim Einsteigen machte er ein bedenkliches Gesicht, und als der Zug die erste Station erreichte, kam er blaß, mit schlotternden Knien in unser Abteil und erklärte fast weinend: „Ich fahre nicht weiter, gnädiger Herr, und wenn Sie mich auf der Stelle entlassen. Der Teufel rennt ja wie verrückt, das muß ein Unglück geben. So darf man Gott nicht versuchen.“

Er stieg, allem unserem Zureden zum Trotz, aus und legte die ganze lange Strecke zu Fuß zurück.

Auch mein Schwiegervater fuhr lieber zwanzig Stunden im Wagen als in der Bahn, freilich aus einem anderen Grund. „Ich werde doch nicht mit dem ganzen Pack in derselben Fahrgelegenheit sitzen!“ Unter vier Pferden tat er es nicht, lieber noch fuhr er mit sechs. Sein Wagen raste dahin, Jan, der Kutscher, dem immer wieder die Entlassung drohte, weil er mager war — ein „Herrenkutscher“ muß dick sein —, fuhr wie der Teufel.

Allmählich tauchten auch Automobile auf, aber sie kamen auf den elenden Straßen schlecht vorwärts und mußten immer wieder haltmachen, um scheuende Pferde und kaum minder erschrockene Bauern vorüberzulassen.

Von einem alten Gutsbesitzer wurde eine nette Geschichte erzählt; sein Neffe hatte ein Auto gekauft, und der alte Herr ließ sich zu einer Fahrt überreden. Das Tempo behagte ihm; als er ausstieg, trat er mit freundlichem Lächeln zum Chauffeur und hielt ihm auf der flachen Hand ein Zuckerstück hin. Er war es so bei seinen Pferden gewohnt, wenn sie besonders gut gelaufen waren.

*

Eine Fahrt in die Stadt war stets eine aufregende Sache, denn alle vierundzwanzig Stunden ging ein Zug. Versäumte man ihn, so mußte man mit der Postkutsche fahren, die einem die Knochen wundrüttelte. Die Balten, die ihre Kutscher in der bittersten Winterkälte stundenlang warten ließen — die Pferde waren warm zugedeckt —, konnten sich nicht an Pünktlichkeit gewöhnen. Fuhren wir in die Stadt, so ereignete sich regelmäßig dasselbe. Ich kam fertig angezogen zu meinem Mann: „Beeil' dich. Wir versäumen den Zug.“

„Ich muß mich noch rasieren.“

„Das geht nicht. Komm doch.“

Mein Mann trat ans Telephon und klingelte den Stationsvorsteher an: „Herr Wilms, ich will verreisen. Wir werden aber etwas später kommen. Sorgen Sie dafür, daß wir den Zug nicht versäumen.“

„Gewiß, Herr Baron.“

Und wenn wir mit einer halben Stunde Verspätung auf der Station anlangten, stand der Zug

geduldig wartend da, und Herr Wilms empfing uns mit strahlendem Lächeln. Er erhielt jedes Jahr von meinem Mann eine Kuh geschenkt.

*

Die Kühe spielten auf dem Gut eine große Rolle. Sie wohnten weit besser als die Arbeiter, und wenn ihnen etwas fehlte, war das Wetter nie zu schlecht, um den Tierarzt zu holen. Ich fürchtete mich ein wenig vor den Kühen und wich ihnen aus; nur der Hof, wo die Kälber untergebracht waren, zog mich an. Die kleinen Tiere waren zärtlich und nett und kannten einen. Freilich hatte das auch seine Schattenseiten; wurde ein mit mir befreundetes Kalb geschlachtet, so aß ich tagelang kein Fleisch, was meinen Mann als „dumme Sentimentalität“ äußerst reizte.

Zweimal im Jahr erschien Herr Meischtke, der Viehhändler, ein kleiner rothaariger Jude, auf dem Gut. Manchmal kam er vierspännig gefahren, manchmal zweispännig, bisweilen mit einem Pferde und einmal sogar zu Fuß. Aber er erholte sich nach jeder Pleite, schwamm immer wieder obenauf. Sobald er sich nach unserer Gesundheit erkundigt und gefragt hatte, ob es noch keinen Stammhalter gäbe, begann das Handeln und Feilschen. Mein Mann stand Herrn Meischtke nicht nach, er war ebenso gerieben wie dieser. Meine Wahrheitsliebe empörte sich, wie kann man, als Aristokrat, einem armen Mann, der mühselig seinen Unterhalt verdient, minderwertige Ware anhängen wollen? Ich schnitt Gesichter und

platzte schließlich heraus: „Kaufen Sie die Kuh nicht, Herr Meischtke, die war monatelang krank und wird nicht fetter!“

Von diesem Tag an fragte Herr Meischtke, sobald er den Hof erreichte, sofort: „Wo ist die gnädige Frau Baronin? Die gnädige Frau Baronin ist eine gute Geschäftsfrau, sie soll dabei sein, wenn wir verhandeln.“

Mein Mann rächte sich, als ich meinen Wallach Charmant einem seiner Freunde für teureres Geld verkaufen wollte. Als das Geschäft schon fast perfekt war, fragte er freundlich: „Hat dir meine Frau auch gesagt, daß der Wallach hinkt, sobald er aufs Pflaster kommt?“

Als der Gast gegangen war, ohne Charmant gekauft zu haben, machte ich meinem Mann bittere Vorwürfe.

„Der Kerl hat doch so viel Geld! Wenn ich bedenke, wie du immer versuchst, den armen Herrn Meischtke hineinzulegen!“

„Standesgenossen betrügt man nicht“, erklärte mein Mann streng.

DIE „RUSSISCHE“ SEELE

Eine österreichische Verwandte, die zwei Wochen bei uns verbracht hatte, schwärmte, nach Hause zurückgekehrt, in allen Salons von der „unerforschlichen Seele des russischen Volkes“. Sie hatte zwei Russen kennengelernt: den Akzisebeamten, der in regelmäßigen Zeitabständen die

Brennerei kontrollieren kam, und den Richter aus der nächsten Kreisstadt. Für uns andere waren beide, sowohl Alexander Tichonowitsch, der Akzisebeamte, als auch der Richter Wladimir Stepanowitsch keineswegs unerforschlich; auch von ihrer Seele war nicht viel zu merken. Alexander Tichonowitsch meldete sich stets einen Tag vorher an; — es wäre doch peinlich gewesen, wenn er in der Brennerei irgendeine Unregelmäßigkeit hätte entdecken müssen.

„Ist genug Astschistschinoe (Wodka) da?“ fragte mein Mann, den Hörer zurückhängend.
„Alexander Tichonowitsch kommt morgen.“

Am Vormittag kam er angefahren. Herzliche Begrüßung, ich radebrechte Russisch und führte ihn zum Frühstück ins Speisezimmer. Seine kleinen Augen strahlten, da sie über den Tisch glitten. Er setzte sich und trank den hellen farblosen Branntwein aus Wassergläsern. Was die Wirkung anbelangte, hätte er ebensogut Wasser trinken können. So verbrachte er etwa zwei Stunden. Dann ging er mit mir nach der Fohlenkoppel; er war ein großer Pferdefreund.

Beim Mittagessen trank er von neuem unentwegt, beim schwarzen Kaffee schüttete er einen Likör nach dem andern hinunter. Sein graues Gesicht rötete sich nicht; er wurde nur ein wenig gesprächiger, und seine grauen Äuglein glänzten feucht. Endlich gegen fünf meinte er lässig: „Eigentlich müßte ich ja doch in die Brennerei gehen, aber zum Tee bin ich wieder da.“

Ich blickte ihn liebevoll an. „Alexander Tichonowitsch, ich möchte so gern Schnaps machen, aber ich hab' keinen Alkohol.“

„Ach, die gute Hausfrau!“ rief er begeistert, „die edle teuere Seele, immer um das Wohl der Gäste besorgt! Sie will Schnaps machen, die liebe Barina. Freilich, freilich.“

Und obwohl es streng verboten war, Alkohol aus der Brennerei zu nehmen, brachte er mir eigenhändig nach der Besichtigung drei Ries flaschen „Neunziggrädigen“ mit. Bisweilen verließ er die Brennerei mit gerunzelter Stirn und bekümmertem Gesicht. Dann pflegte mein Mann mir am Abend zu sagen: „Der arme Alexander Tichonowitsch, er hat wieder soviel Sorgen. Die Frau ist leidend, und das Studium des Sohnes kostet soviel. Er hat mir seine Not geklagt.“

In unserer Brennerei war immer alles in Ordnung.

Wladimir Stepanowitsch war ein anderer Typus, hochgewachsen und hager, mit einem hungrigen Wolfsgesicht. Er kam jedes Jahr auf eine Woche zur Jagd; es war für alle Fälle ratsam, gut mit ihm zu stehen. Eigentlich haßte er, als begeisterter Russe, die Deutschen, aber die Jagd liebte er über alles. Er war ein ausgezeichneter Schütze, — kein Wunder, wurde er doch auf alle Güter der Nachbarschaft zur Jagd geladen.

Sein richterliches Herz war auch nicht unerweichlich, man mußte nur die richtigen „Worte“ finden. Wie dies meinem ziemlich wortkargen Mann gelang, erlebte ich einmal selbst. Wir befanden

uns zum Pferdemarkt in Fellin und wollten eben zu Abend essen, als mein Mann ans Telephon gerufen wurde. Er kam halb lachend, halb ärgerlich zurück: „Denk' dir, der Kubias (Vorarbeiter) Tönnison ist auf dem Weg nach Sibirien!“

„Was? Wie?“

„Ja, der Verwalter hat eben telephoniert. Der Uriadnik hat Tönnison angezeigt; er hat gestern beim Kartoffeljäten den Arbeitern gesagt: ‚Macht die Arbeit gut, nächstes Jahr gibt es Krieg mit den Deutschen, dann machen wir Revolution, und das Land gehört uns.‘ Heute kamen die Gendarmen, brachten den Kubias nach O.; morgen früh wird er weiter transportiert.“

„Das hat der Uriadnik nur getan, weil Tönnison ihm seine Freundin fortgeschnappt hat. Was wirst du tun?“

„Nichts.“

„Aber der arme Tönnison!“

„Der arme Tönnison ist ein widerlicher Kerl, und wenn er solche Dinge sagt, geschieht es ihm recht.“

Mit sentimentalén Gründen war meinem Mann nicht beizukommen; ich mußte ihn bei seinen feudalen Gefühlen und seinem Deutschtum packen.

„Du wirst dir doch nicht von diesem ekelhaften Uriadnik einen deiner besten Arbeiter nehmen lassen. Es war eine Unverschämtheit von ihm, vorzugehen, ohne dich vorher zu verständigen.“

„Das stimmt.“

„Und dir vor einem schäbigen russischen Richter in die Verwaltung des Gutes dreinreden lassen. Hier handelt es sich weniger um Tönnison als um deine Autorität.“

Mein Mann stand auf. „Ich werde Wladimir Stepanowitsch antelephonieren.“

Er kam zornig zurück. „Mit dem blöden Kerl ist nichts anzufangen; er sagt, über so ernste Dinge könne man nicht telephonisch reden.“

„Siehst du, wie dir der Russe auf der Nase herumtanzt.“

Mein Mann lachte: „Ich weiß ja, was du willst. Der Kubias interessiert mich nicht, aber ich laß mich nicht von Wladimir Stepanowitsch klein kriegen. Tönnison soll um fünf Uhr früh abtransportiert werden. Wir haben gerade noch Zeit. Zieh dich rasch um, wir fahren nach O.“

Der letzte Zug war längst abgefahren; wir legten den ersten Teil der Strecke mit eigenen Pferden, den zweiten in der Postkutsche zurück. Es goß in Strömen, der Herbstwind heulte, die Postkutsche schaukelte auf der Landstraße wie ein Schiff auf hoher See, aber ich war viel zu aufgeregt, um es zu bemerken.

„Sag' ihm, daß wir ihn nie mehr zur Jagd einladen, wenn er den Kubias nicht freigibt.“

„Das dürfte nicht genügen.“

„Bis zu zweihundert Rubel steuere ich bei.“

„Es wird wohl fünf kosten.“

„Gut, ich zahl' die Hälfte.“

Um vier Uhr morgens langten wir in O. an. Wladimir Stepanowitsch wurde geweckt und zog

sich mit meinem Mann in sein Arbeitszimmer zurück.

Nach einer halben Stunde kamen beide zufrieden wieder.

„Ein unglückseliger Irrtum, Germina Viktorowna“, sagte der Richter liebenswürdig. „Es tut mir leid, daß Sie diese lange Nachtfahrt unternehmen mußten. Der Uriadnik hat mich schamlos belogen. Er wird meine Strenge kennenlernen; eine Gemeinheit, einen Unschuldigen zu verdächtigen.“

Er wandte sich an meinen Mann.

„Tönnison kann gleich mit Ihnen zurückfahren, wenn Sie es wünschen.“

Wir schüttelten dem Richter die Hand.

„Kommen Sie nächste Woche zur Jagd, Wladimir Stepanowitsch“, sagte ich herzlich. „Wir haben Sie schon so lange nicht bei uns gesehen.“

„Danke, mit Freuden.“

Als sich der Wagen in Bewegung gesetzt hatte, den befreiten Tönnison auf dem Bock, schnitt mein Mann eine Grimasse. „Die Kerle werden immer unverschämter, siebenhundert hat mich der Spaß gekostet. Aber den Tönnison werde ich jetzt an der Kandare halten.“

Der Hauptleidtragende war der Uriadnik; drei Tage nachher wurde er, als Strafe für sein schamloses Lügen, auf einen schlechteren Posten versetzt. An seine Stelle kam ein dicker freundlicher Mann, den sein Alter vor Weibergeschichten schützte und der sich ausschließlich für Eigentumsdelikte interessierte.

Nicht alle Amtspersonen hatten so hohe Ansprüche, wie Wladimir Stepanowitsch, bisweilen kam man äußerst billig weg. Ich fuhr einmal von Reval heim, saß allein in einem „Nichtraucherabteil“ und rauchte. Ein Zugkontrolleur erschien, machte mich auf das Rauchverbot aufmerksam und ging wieder.

In der Annahme, daß er nicht zurückkäme, zündete ich mir nach einer Weile wieder eine Zigarette an — nur um abermals vom Kontrolleur ertappt zu werden. Diesmal war er strenger und redete von einer Geldstrafe.

Er kam auch noch ein drittes Mal und fand mich wieder mit einer brennenden Zigarette. Würdevoll, hochaufgerichtet, jeder Zoll der unerbittliche Tschinownik, schloß er hinter sich die Tür und trat auf mich zu. „Es ist verboten . . .“

Der Teufel ritt mich; ich holte mein Zigarettenetui hervor: „Rauchen Sie nicht?“

Dem Kontrolleur blieb das Wort in der Kehle stecken. Einen Augenblick später aber saß er freundlich grinsend mir gegenüber und lobte die Güte der von mir gerauchten Zigaretten. Während der zehn Stunden dauernden Bahnfahrt betrat er immer wieder mein Abteil und rauchte meine Zigaretten. „Solange ich hier bin,“ erklärte er, „werden Sie wegen des Rauchens keine Unannehmlichkeiten haben.“

„VERRÜCKTE“ IDEEN

Ich war nun fast drei Jahre in den Ostseeprovinzen; die Freunde und Bekannten meines Mannes teilten bis zu einem gewissen Grad die Ansicht unserer Arbeiter: die Frau ist nicht nur eine Österreicherin; sie ist auch total verrückt. Man kam so leicht in den Ruf der Verrücktheit; es genügte fast, einen Gast zu fragen: „Um wieviel Uhr wollen Sie baden?“ Ein erstaunter Blick, dann die empörte Antwort: „Finden Sie mich so schmutzig, daß Sie mir ein Bad anbieten.“ Und ein leises Kopfschütteln. Derartige Taktlosigkeiten, das ausgeschnittene Kleid zum Diner, die seidenen Kerzenschirmchen auf den Speisetischleuchtern, ja sogar die Pariser Röcke, die nur bis zu den Knöcheln reichten, wären mir verziehen worden — aber die politische Einstellung, die an Wahnsinn grenzende Überzeugung, daß ein estnischer Landarbeiter genau so viel wert ist wie ein baltischer Baron, das war unverzeihlich. Und wie kann man es einem baltischen Edelmann zumuten, mit einem estnischen Tierarzt an einem Tisch zu sitzen?

Einer unserer häufigsten Gäste war ein Baron Wolff; ein wilder Kerl, der geborene Landsknecht. Er hatte sechs Monate abgesessen, weil er einem Postillon, der nicht rasch genug fuhr, eine Ladung Schrot ins Gesäß gepfeffert hatte. Früher hatte er auf seiten der Buren im Transvaal gekämpft. Er konnte fast noch besser trinken als Alexander Tichonowitsch; in seiner Hüfttasche

lag immer ein geladener Browning, den er, sobald er sich ärgerte, hervorzog. Nebenbei war er von einem unheimlichen, ans Pathologische grenzenden Hochmut. Er war wieder einmal zur Jagd gekommen, und das Unglück wollte es, daß am Morgen der Tierarzt zu einer gebärenden Vollblutstute gerufen worden war.

„Der Tierarzt kann heute nicht mitessen“, erklärte mein Mann. „Wolff würde vom Tisch aufstehen, wenn ihm so etwas zugemutet würde.“

„Der Tierarzt ist gebildeter und netter als ihr alle miteinander. Ißt er nicht mit, so esse auch ich nicht mit.“

„Sei doch vernünftig, du weißt ja, daß Wolff im besten Falle nur grob mit dem Manne wäre.“

„Und wenn ich ihn dazu krieg’, höflich zu sein?“

„Deine Volksreden verfangen da nicht.“

„Ich werde keine Volksreden halten“, versprach ich.

„Mach’, was du willst, aber ich will beim Essen keine Szenen haben, verstehst du? Und mein Gast darf nicht beleidigt werden.“

Ich ging zu unserm Gast.

„Baron Wolff, ist es wahr, daß Sie nicht mit dem Tierarzt an einem Tisch essen wollen?“

„Selbstverständlich, mit dem dreckigen Esten!“

Ich betrachtete den „baltischen Edelmann“ mit prüfenden Blicken.

„Sie kommen fast jeden Monat zu uns, Baron Wolff. Habe ich mich ein einziges Mal geweigert, mit Ihnen am Tisch zu sitzen?“

Dem baltischen Baron ging die Puste aus.

„Nicht wahr,“ fügte ich mit liebenswürdigem Lächeln hinzu, „wenn ich mich herablasse, mit einem schäbigen Baron an einem Tisch zu sitzen, können Sie froh sein, mit dem Tierarzt zu essen.“

Seltsamerweise schien ihm dieses Argument einzuleuchten. Das Mittagessen verlief friedlich und heiter — trotz der Anwesenheit des Tierarztes. Freilich sagte Baron Wolff nachher zu meinem Mann: „Wenn ich eine Frau hätte wie die deine, ich würde schleunigst dafür sorgen, daß sie nach Sibirien kommt.“

Später verscherzte ich mir die Freundschaft des Barons endgültig, und seine Besuche wurden seltener. Er war ein wilder Antisemit und konnte stundenlang über die Juden schimpfen. Das reizte mich. Der Vater hatte mir die erste Ausgabe des Semi-Gotha gebracht, um mir einen jüdischen Verwandten — den heiligen Ignaz von Loyola — zu zeigen, dessen Kusine meine Urahnin mütterlicherseits war. (Später wurde diese Ausgabe verboten, weil in ihr auch das Geschlecht der Romanows stand.) Zu meiner nicht geringen Freude entdeckte ich, daß die Urgroßmutter des großen Judenfressers Baron Wolff eine Jüdin war. Als er wieder einmal zu Besuch kam, legte ich den Semi-Gotha, die auf seine Familie bezügliche Stelle rot unterstrichen, auf den Nachttisch im Gastzimmer. Von diesem Augenblick an konnte er mich gar nicht mehr leiden.

„ON THE GENTLE ART OF MAKING
ENEMIES“

Der Vater schickte mir Whistlers Buch „On the gentle art of making enemies“ und schrieb dazu: „Eigentlich brauchst Du das nicht, aber vielleicht entdeckst Du doch eine Dir noch unbekannte Methode, Dich unbeliebt zu machen.“

Ich möchte nicht prahlen, aber in dieser Kunst war ich, solange ich in den Ostseeprovinzen lebte, Whistler überlegen.

Aber was sollte man auch tun, wenn auf dem Gut des Schwiegervaters unter den Arbeitern die Pocken ausbrachen und nichts gegen die Epidemie getan wurde?

„Heute ist in der einen Familie das siebente Kind gestorben“, telephonierte mir meine Schwiegermutter, die eine fromme Protestantin und eine musterhafte Mutter war.

„Habt ihr die Leute impfen lassen?“

„Ach nein, Dr. Hasenjäger ist verreist, und der Vater will keinen anderen Arzt haben. Gott wird schon helfen.“

Meine Schwiegermutter hatte mich einmal gefragt: „Habt ihr Katholiken auch die Gebote: du sollst nicht stehlen, du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen?“ und zur Antwort erhalten: „Im Gegenteil, unser Glaube gebietet uns, all das zu tun“; deshalb wunderte sie es auch keineswegs, daß die Katholikin weniger an Gottes Hilfe als an das Impfen glaubte. Erstaunlicher war, daß die Katholikin ihren Glauben in die Tat

umsetzte und Wladimir Stepanowitsch, den Richter, anklingelte.

„Wladimir Stepanowitsch, auf dem Gut W. sterben die Leute wie die Fliegen an den Pocken. Das ist ein Verbrechen. Sorgen Sie dafür, daß sofort ein Arzt hinfährt und die Arbeiter impft. Sonst telegraphiere ich an den Gouverneur. Ja, Sie können getrost sagen, wer es gefordert hat.“

Der Gouverneur war der liebe Gott, und der verrückten Österreicherin war alles zuzutrauen. Der Arzt erschien in Begleitung von zwei Gendarmen auf dem Gut meines Schwiegervaters, und die Arbeiter wurden samt Frau und Kindern geimpft.

Freilich war eine derartige Massenimpfung nicht so einfach, das mußte ich erkennen, als ich darauf bestand, sie auch auf unserem Gut durchzuführen. Die Leute wurden herbeikommandiert, ich entblöbte meinen Arm, und der Arzt kam mit der Impfnadel, damit alle sähen, daß es sich um etwas ganz Ungefährliches handle. Trotzdem weinten die Frauen vor Angst, und einer der Arbeiter, ein baumstarker Kerl, fiel mir nach vollzogener „Operation“ ohnmächtig in die Arme und warf mich fast zu Boden. Die Frau des Schmiedes aber floh mit ihren drei Kindern in die Wälder und kam erst nach fünf Tagen wieder zum Vorschein.

Mein Mann triumphierte: „Siehst du jetzt ein, daß sich mit dem Pack nichts anfangen läßt?“

„Weil niemand die Leute aufklärt. Laß mich eine Schule errichten, dann wirst du schon sehen.“

Wir haben an die hundert Kinder da, bitte, laß mich die Schule machen; ich zahle den Lehrer.“

Ich war damals in der Hoffnung; endlich bestand eine Aussicht auf den Majoratserben, mein Mann war milde gestimmt.

„Gut, unter einer Bedingung; die reichen Bauern in der Nachbarschaft müssen einen Teil der Kosten tragen. Sieh zu, ob du sie überreden kannst.“

Ist es je einem Menschen gelungen, einen reichen Bauern zu überreden? Mir jedenfalls gelang es nicht. Sie kratzten sich hinter dem Ohr und erklärten einstimmig: „Wir wollen keine Schule; wenn die Kinder etwas lernen, gehen sie nachher in die Stadt und wollen nicht mehr auf dem Land arbeiten. Wir zahlen nichts.“

Damit fiel das Schulprojekt endgültig ins Wasser. Es war der letzte Weltverbesserungsplan, für den mein Mann ein gewisses Entgegenkommen bewiesen hatte. Einige Monate darauf wurde zum zweiten Male seine Hoffnung auf den Sohn zunichte; ich blieb nach einer schweren Operation zart und schonungsbedürftig, eine kränkliche Frau, zu nichts gut, mit verschrobenen Ansichten.

EHE UND POLITIK

Nun waren wir beide bereits nicht mehr imstande, unsere gegenseitigen Überzeugungen gutmütig zu verspotten und mit der Bekehrung des anderen zu rechnen. Kam die Posttasche, so gab

der, der sie öffnete, dem andern seine Zeitung mit der Feuerzange, um sich nicht an ihr die Hände zu beschmutzen. Immer häufiger hörte ich die Worte: „Ich dulde nicht, daß in meinem Hause so etwas gesagt wird!“

„Wo denn soll ich die Wahrheit sagen? Bei fremden Leuten? Ich muß irgendwo einen neutralen Ort haben, wo ich reden kann, wie ich will.“

Der Gedanke an einen „neutralen“ Ort verfolgte mich. Schließlich kaufte ich meinem Mann einen nahe am Gutshaus gelegenen Wald ab, um irgendwo „der Herr“ zu sein. Aber auch der Wald erfüllte seinen Zweck nicht; mein Mann ritt in weitem Bogen um ihn herum, wenn er mich dort wußte, und selbst wenn er einmal hinkam, dachte ich weit mehr an die vielen Kreuzottern, die einen hier bedrohten, als ans Debattieren.

Wäre die Politik nicht gewesen, wir hätten uns ganz gut vertragen; ich hatte mich so sehr auf dem Land eingelebt, daß ich sogar die Stille und die Einsamkeit des Winters liebte; mein Mann seinerseits verzieh mir das „ewige Lesen“ und den „dummen Bildungsfimmel“ und hoffte nicht mehr, aus mir eine „echt baltische Hausfrau“ zu machen. Aber das Gespräch geriet immer wieder in politische Bahnen, es verging kaum ein Tag ohne einen „rein politischen“ Krach.

Den ärgsten erlebte ich auf einer Heimfahrt vom Gute der Schwiegereltern. Während des Dinners waren die Zeitungen gekommen und hatten die Nachricht über ein mißglücktes

Attentat auf den König von Italien gebracht. Ich hatte den ganzen Abend geduldig der Empörung über den „schurkischen“ Anarchisten gelauscht und kein Wort gesagt. Aber Familiendiners verbessern selten die Laune. Als wir im Schlitten saßen und mein Mann abermals von dem Attentat begann, verlor ich die Geduld: „Ich bitt’ dich, höf’ auf. Der Attentäter ist mir lieber als ihr alle. Der hat für seine Überzeugung etwas riskiert.“

„Schweig!“

„Ich kann sagen, was ich will. Es tut mir ehrlich leid, daß das Attentat mißlungen ist.“ (Ich war wirklich keine Anhängerin des individuellen Terrors, aber auch ich ließ mich nicht terrorisieren.)

„Ich dulde nicht, daß du in meiner Gegenwart so etwas sagst. Verstehst du?“

„Es tut mir mehr als leid, daß das Attentat mißlungen ist.“

„Josep!“ rief mein Mann dem Kutscher zu. „Anhalten.“

Der Kutscher gehorchte, mein Mann nahm mich ganz sanft in die Arme und hob mich behutsam aus dem Schlitten. „Weiterfahren.“

Da stand ich nun mit meiner Überzeugung und meiner Wut in ausgeschnittenen Schuhen und einem Schleppkleid unter dem Pelzmantel im tiefen Schnee und konnte die noch beträchtliche Strecke Weges im Dunkeln zu Fuß zurücklegen. Meine Sympathie für Reaktion und Autokratie wurde durch solche Vorfälle nicht gesteigert.

DIE „GESCHICHTE MIT SWIDERSKI“

Es gab Stunden, da wir einander anstarrten wie zwei fremde Tiere, jedes von uns mit dem verzweifelten Gefühl: „Der andere meint es nicht schlecht. Brächte man ihm Verständnis bei, so wäre er wirklich ein ganz guter Mensch. Aber es ist unmöglich, durch die Mauern von Vorurteilen zu dringen, die er um sich errichtet hat.“

Mein Mann fand eine seltsame Erklärung für meine Überzeugungen. „Du hältst nur aus Feigheit zum Pöbel. Weil du glaubst, daß er bald an die Macht gelangen und dir, da du jetzt für ihn eintrittst, nichts geschehen wird. Merkwürdig, du bist doch sonst nicht feige.“

Ich rechtfertigte mich. „Du weißt, daß ich keine Angst habe. Denk' an die Geschichte mit Swiderski.“

Die „Geschichte mit Swiderski“ war ein Glanzpunkt in meinem Leben, der mir von den männlichen Mitgliedern der Familie viel Lob eingetragen hatte. Swiderski, der neue Verwalter, war ein unausstehlicher brutaler Ostpreuße, der die Arbeiter prügelte und jedem erzählte, daß seine Schwester an einen Baron verheiratet sei. Zwischen uns herrschte eine erbitterte Feindschaft; ich hatte ihn den „Sigasax“ (Schweindeutschen) getauft, und bald hieß er bei allen Arbeitern so. Eines Nachmittags, als ich allein zu Hause war, vernahm ich einen Schuß, und gleich darauf kam die Köchin gelaufen. „Um Gottes willen, der Swiderski ist vollkommen betrunken;

er steht in der Küche und schießt mit dem Browning.“

Krach, ein zweiter Schuß, und dann noch ein dritter.

Die Köchin weinte: „Was sollen wir tun, gnädige Frau, um Gottes willen, was sollen wir tun?“

„Niemand darf in die Küche. Ich geh' zu ihm hinunter.“

„Nein, nein, er schießt die gnädige Frau tot.“

Ich war viel zu zornig auf den Sigasax, um Angst zu empfinden. Im Vorzimmer nahm ich eine Reitpeitsche — was eine Reitpeitsche gegen einen Revolver ausrichten sollte, bedachte ich nicht — und eilte in die Küche. Da stand der Sigasax in der Nähe der Tür, grinste blöd, hob den großen Browning und zielte auf mich.

Jetzt dürfte ich gleich tot sein, dachte ich, dann aber durchzuckte blitzschnell ein rettender Gedanke mein Gehirn: der Kerl ist ein Preuße, hat gedient, das Militärische steckt ihm in den Knochen, er ist zu betrunken, um zu wissen, wer vor ihm steht. Ich brüllte den Verwalter so militärisch wie möglich an: „Rechtsum! Kehrt! Marsch!“

Er war ein echter wilhelminischer Preuße, ein Ruck ging durch seinen Körper, stramm, als wäre ich ein Feldwebel, marschierte er an mir vorüber, durch die andere Küchentür ins Freie. Ich trieb ihn mit militärischen Kommandoworten über den Hof in sein Zimmer, wo ich ihn einschloß. Mein Mann lachte dermaßen über meinen Einfall,

daß er ganz vergaß, den Sigasax fortzujagen. Erst nach Monaten gelang es mir, ihn „hinauszubeißen“.

SORGENBRECHER

Es wurde viel getrunken in den Ostseeprovinzen. Im Winter waren die Arbeitstage kurz, und die Arbeiter ersäuften die Langeweile ihrer trostlosen Heime in Schnaps. Unser Meier, ein verlässlicher, fleißiger Mann, war ein Quartalsäufer. War er betrunken, so belud er den Milchwagen mit leeren Kannen, spannte zwei Pferde vor und raste so im Galopp über das ganze Gut. Die Kannen klapperten und machten einen höllischen Lärm, der Meier saß laut singend mit glücklichem Gesicht auf dem Bock und hieb auf die Pferde ein. Der Gott der Säufer war ihm gnädig; weder ihm noch den Pferden geschah je etwas, nur auf der Straße zeigten vom Wagen gefallene Milchkannen den Weg an, den er genommen hatte.

Die estnischen Bauern begnügten sich nicht mit Schnaps; sie griffen nach einem weit mörderischeren Getränk: dem Äther. In der Apotheke der Kreisstadt erhielt man, ohne Rezept, was man wollte, Äther, Kokain, Morphinum. Die Güter kauften Medikamente en gros; in unserem großen Medizinschrank gab es Gifte genug, um das ganze Gut in eine bessere Welt zu befördern. Es kamen trostlose Tage, da ich, vor dem Morphinum und der Spritze auf dem Regal stehend, meine ganze

Willenskraft aufbieten mußte, um mir nicht auf diese gefährliche Art das Leben zu erleichtern.

Die Äthertrinker, denen man begegnete, schrien und tobten nicht wie die Branntweinsäufer. Sie hatten starre Gesichter und schienen ihre Umgebung gar nicht zu bemerken; das wirkte weit unheimlicher als ein wirklich Betrunkener. Es war jammerschade um die Menschen, die sich derart zugrunde richteten.

*

Die baltischen Barone tranken ebensoviel wie ihre „Knechte“, aber mit Ausnahme einiger berüchtigter Trinker immer nur bei besonderen Anlässen. Auf vielen Gütern gab es, wenn die Familie allein war, nur Milch auf dem Tisch. (Das Wasser war untrinkbar.) Bei Dinern und Jagden jedoch waren die meisten der „Kulturträger“ vollkommen betrunken. Am nächsten Tag sah es in den Salons wie nach einer Schlacht aus. In die Mahagoniplatten der Tische waren mit den Zigarren große Löcher gebrannt, Sofakissen lagen mit aufgeschlitztem Bauch umher, überall waren Scherben zu sehen. Mein Klavier war verstimmt, weil ihm einer der Gäste eine ganze Flasche Wein auf die Saiten gegossen hatte. In den Kreisen, in denen ich früher gelebt hatte, war es nie vorgekommen, daß Männer sich in Gegenwart von Frauen betrunken hätten, höchstens war einmal ein ungarischer Diplomat sentimental geworden und hatte irgendeiner hübschen Frau heftiger den Hof gemacht oder traurig

erklärt, daß niemand ihn liebe. Hier aber waren die Männer oft sinnlos betrunken, und ihre moralischen Frauen fanden gar nichts daran. „Die armen Männer, sie haben so viel Sorgen in der Wirtschaft. Sie müssen sich auch einmal unterhalten.“

Wenn sie in die „Stadt“ fuhren, unterhielten sie sich ebenfalls auf eine ebenso primitive und kulturlose Art wie die von ihnen so sehr verachteten Kaufleute aus Nischni-Nowgorod. Die Frauen blieben tugendhaft bei den Verwandten und sorgten dafür, daß es Heringe und Mineralwasser für den zu erwartenden Katzenjammer des Gatten gab. Ich war wohl die erste respektable Frau in Livland, die es durchsetzte, ins Tingeltangel mitgenommen zu werden.

DAS ÜBERFLÜSSIGE SCHLÜSSELBUND

Der estnische Kleinbauer und Arbeiter war ein guter Typus, intelligent, fleißig, aufrichtig, ein guter Freund und ein ebensoguter Feind. Die Unehrlichkeit der Leute war keine angeborene Eigenschaft; die Löhne waren schlecht, die Arbeitsbedingungen überaus hart — sie mußten stehlen.

„Ich bitte dich, liebes Kind,“ sagte meine Schwiegermutter oft entsetzt zu mir, „das geht doch nicht, daß du den Zucker und die Marmelade nicht einschließt. Du weißt doch, daß die Dienstboten stehlen wie die Raben.“

„Bei mir nicht.“

Das war keine Übertreibung. Nachdem ich mir in den ersten Monaten das Leben durch einen ewig verlegten riesigen Schlüsselbund hatte erschweren lassen, probierte ich es mit einer anderen Methode. Ich hielt den Dienstboten in schlechtem Estnisch, aber mit viel Pathos eine schöne Rede, sie sollten sich in meinem Hause wohl fühlen und ebensogut leben wie ich. Wenn sie etwas wollten, so sollten sie es mir sagen, da aber gute Freunde einander nichts heimlich wegnehmen, so bitte ich sie, es nicht zu tun.

Die Leute blickten mich erstaunt an, dann gab es ein allgemeines Händeschütteln, und ich konnte beruhigt die abscheulichen Schlüssel für immer fortlegen und allen Nachbarn voller Stolz erzählen: „Bei mir im Hause wird nicht gestohlen.“

HASS IM LAND

Es gab in Dorpat aber etwas noch Aufregenderes als das Tingeltangel — ein Besuch beim Buchhändler. Der alte Herr Krüger, ein Reichsdeutscher, hatte mich sehr in sein Herz geschlossen; der Umstand, daß ich seine beste Kundin war, dürfte diese Liebe gesteigert haben. Ich pflegte bei ihm lange in den Büchern zu kramen, meist bis zur Mittagsstunde, da der Laden leer wurde. Sobald die Angestellten zum Essen gegangen waren, lächelte er mich verständnisvoll an und ließ für die Mittagspause die eisernen Rolläden

herunter. Dann wurde eine Kerze entzündet, und wir schlichen auf den Zehenspitzen, wie zwei Verschwörer, in den Keller, dessen einer Teil durch eine Eisentür vom übrigen Raum getrennt war. Herr Krüger lauschte gespannt nach allen Seiten, rückte dann die Kisten fort, die vor der Eisentür aufgestapelt lagen, holte den Schlüssel aus der Tasche, öffnete geräuschlos die Tür und führte mich in den gefährlichen Raum, wo die „verbotenen“ Bücher lagen. Ein seltsames Gemisch. Stepniak, Krapotkin, Kennans Werk über Sibirien, die vom Verlag Rütten & Loening herausgegebene Serie „Die Gesellschaft“, Werke von Sombart, Bebel. Jedes dieser Bücher hätte genügt, um den alten Herrn Krüger nach Sibirien zu bringen. Hier unten, angesteckt von der Atmosphäre der verbotenen Schriften, verwandelte sich der alte Mann. Er sprach nicht mehr in der dritten Person, sagte nicht länger: „Die Frau Baronin dürfte sich für dieses Buch interessieren“, sondern: „Sehen Sie, das ist ein interessantes Werk. Aber die Menschen hier verstehen ja nichts, die sind Barbaren.“ Und dann schimpfte er nach Herzenslust über die Barone, die Reaktion, das ganze Land. In seiner feuchten, muffigen Bücherkatakombe wurde der ehrbare kleine alte Mann zum Revolutionär; aller Haß gegen die hochmütigen Aristokraten, aller Zorn, den er monatelang stumm hinunterwürgen mußte, entlud sich. Er war für kurze Zeit ein freier Mensch, im Keller seines Buchladens.

Derartige Veränderungen sah man häufig genug. Ich lernte bei einer jungen Estin, die das russische Gymnasium absolviert hatte, Russisch. Ihr Bruder war nach der 1905er Revolution nach Sibirien verbannt worden, ihr Vater, ein Kleinbauer, wurde auch jetzt noch immer wieder von der Polizei mit Haussuchungen und allerlei Schikanen belästigt. Zuerst war Linda Must steif und zurückhaltend, sie gab mir eine Stunde, sprach kein Wort, das nicht zur russischen Lektion gehört hätte. Ganz langsam gelang es mir, ihr Vertrauen, später sogar ihre Freundschaft zu gewinnen. Sie ließ sich überreden, nach der Stunde zum Tee zu bleiben. Ich war glücklich, einen Menschen zu haben, mit dem ich aufrichtig reden konnte. Linda war ein hübsches Mädchen, lebhaft und klug. Wir plauderten vergnügt über hunderterlei Dinge, als ich plötzlich erstaunt auf meine kleine Freundin blickte. Sie saß mit einemal ganz steif da, ihr Gesicht war völlig ausdruckslos geworden, als hätte sie eine Maske vorgelegt, ihre Augen waren kalt und hart; mein Mann stand in der Tür des Salons, der Feind, der Aristokrat. Solange er da war, konnte man kein Wort aus ihr herausbringen. Eine beklemmende eisige Atmosphäre des Hasses erfüllte das ganze Zimmer.

FREUNDE

Dieser Haß gegen die Gutsherren schwelte im ganzen Land, unterdrückt, aber stets bereit, auszubrechen. Den baltischen Baronen, ehrlichen Raufbolden und Kampfmenschen, behagte es, sich von Feinden umgeben zu wissen; es steigerte ihre primitive Lebensfreude. Außerdem verachteten sie den Gegner und glaubten bestimmt, immer wieder mit ihm fertig zu werden. Mich hingegen bedrückte das Bewußtsein der allgemeinen Feindseligkeit, obschon ich diese niemals persönlich zu spüren bekam. Die Arbeiter auf dem Gut fühlten, daß die „ausländische Baronin“ aus irgendeinem geheimnisvollen Grund auf ihrer Seite stand; sie hatten mich gern und waren gut zu mir. Um meiner Schafe willen vernachlässigten die Viehhirten die übrige Herde; als ich mir von unserer Köchin einreden ließ, daß man Fasane und Hühner kreuzen könne, fing der Heger für mich einen schönen Fasanenhahn, und der Vorarbeiter pflanzte im Hühnerhof einen ganzen Wald, damit sich der Fasan wohl fühle. Die Kreuzung gelang nicht, die Hennen waren dazu bereit, aber der Fasan weigerte sich, seine ehelichen Pflichten zu erfüllen. Der Wald jedoch grünte lange im Hühnerhof und machte mir Freude, als Zeichen dafür, daß nicht auch ich von den Menschen, die ich aufrichtig gern hatte, als Feind betrachtet wurde.

Bei jeder Gelegenheit bewiesen mir die Arbeiter und Arbeiterinnen ihre Freundschaft. Ich

erinnere mich an eine Kartoffelernte; mein Mann war zu einer Jagd geritten, und ich sollte aufpassen, daß keine Kartoffeln gestohlen würden. Ich schämte mich, unter den Arbeitenden müßig auf dem Feld zu stehen, und arbeitete mit, so gut es ging. Immer wieder kam einer der Arbeiter zu mir: „Mach' dich nicht müde, der Korb ist zu schwer für dich, heb ihn nicht.“ Und als es kühl zu werden begann, trat plötzlich ein Arbeiter mit meiner Lederjacke zu mir; er war ohne ein Wort die halbe Stunde zum Gutshaus gelaufen, um mir die Jacke zu holen. „Unsere Frau darf sich nicht erkälten.“ Der brave Mann war äußerst erstaunt, als ich, von seiner liebevollen Güte erschüttert, plötzlich zu weinen begann.

Auch an einen trostlosen Winterabend denke ich zurück, da ich nach einer argen Szene mit meinem Mann den Kopf verlor und planlos in den Schnee hinauslief, einerlei wohin, nur fort, weit fort, vielleicht erfriere ich, dann ist alles gut.

Mein Mann, der meine Angst vor der Kälte kannte, dachte: „Sie wird schon zurückkommen, wenn sie friert,“ und setzte sich gelassen an seinen Schreibtisch. Die Hausangestellten aber waren anderer Meinung; sie zogen mit Laternen ausgerüstet aus, um mich zu suchen.

Ich war in den Wald gerannt, hier versank man im tiefen Schnee; ich war todmüde, setzte mich auf die Erde und versuchte einzuschlafen — so erfriert man am leichtesten. Aus der Ferne vernahm ich Stimmen: „Prau! Praua! (Frau!) Wo bist du?“ Aber ich ließ sie rufen, wollte nicht

zurück. Eine angenehme Müdigkeit bemächtigte sich meiner. Wie gut, einschlafen, vergessen, nicht mehr traurig sein. Die Augen fielen mir zu.

Jemand rüttelte mich wach. Eine Laterne in der Hand, stand Kaje vor mir, die Wäscherin, die es mit jedem Mann im Trinken und Ringen aufnehmen konnte. Ihr hartes, wie aus Holz geschnittes Gesicht strahlte vor Freude, weil sie mich endlich gefunden hatte.

„Komm sofort zurück.“

„Ich will nicht, Kaje, geh fort, laß mich sterben.“

Sie lachte: „Unsinn!“ Dann packte sie mich, setzte mich wie ein Kind auf ihre Schultern und trug mich so bis zum Hause, ununterbrochen mit mir scheltend, dazwischen aber immer wieder zärtlich mit ihrer heiseren versoffenen Stimme sagend: „Armes Kind! Armes Kind!“

Ich hatte davon geträumt, diesen Menschen zu einem besseren, leichteren Leben zu verhelfen, und nun war ich für sie ein „armes Kind“, das man betreuen und dem man helfen mußte.

EIN FEST DER ARBEITER

Es kam ein glühendheißer Sommer. Die Felder verdorrten, Klee und Gras wurden gelb. Der Himmel war von unerbittlicher Bläue. Manchmal kam eine kleine Wolke, dann starrten alle Augen zum Himmel empor: Wird sie Regen bringen? Das Land verschmachtete, die Kühe schlichen

matt auf den versengten Weiden umher, durch die Nächte tönte wehmütig die Ziehharmonika, Angst vor der Mißernte lag in der Luft. Bisweilen erhob sich ein heißer Wind, trieb dichte schwarze Rußwolken bis zum Haus. Ein Wald brannte! Fuhr man über Land, so kam man häufig an Flammenmeeren vorüber, die Wälder brannten wie Streichhölzer, laut krachend stürzten Baumriesen zur Erde, es roch meilenweit nach Rauch und Ruß. Die Pferde scheuten, rasten wie toll an den flammenden Baumfackeln vorüber.

In der Johannisnacht brannten andere Feuer. Diese eine Nacht war, im ehrbaren Sinn, das Lupanar der Arbeiter. In dieser einen Nacht wurden alle Klassenunterschiede verwischt. Auf einer großen Lichtung, unweit des Gutshauses, wurde das Fest gefeiert. Es gab Schnaps und Bier im Überfluß. Man durfte keinen angebotenen Trunk ausschlagen, die Arbeiter kamen mit ihrem Glas: „Trink, Praua, auf deine und meine Gesundheit und auf die Ernte!“ Ich nahm vor der Johannisfeier Aspirin in großen Mengen, denn ich hatte entdeckt, daß man dadurch die Wirkung des Alkohols paralyisierte. Die Johannisnacht war die einzige Zeit, da mich die Freundschaft der Arbeiter nicht erfreute. An einem Feuer sprach ein Kubias ein langes, selbstverfaßtes Gedicht über einen Esten, der die Heimat verläßt und in fremde Länder zieht. Das Gedicht hatte dreißig Strophen, und der Kubias wollte von jeder wissen, wie sie mir gefalle. Über andere Feuer mußte man springen; die Frauen lachten: „Unsere Frau ist

gar keine richtige Frau, sie springt wie ein junges Mädchen.“ Sie traten zu mir: „Wo bleibt der Sohn, liebe Frau? Es ist wirklich schon an der Zeit. Aber du bist eine Zigeunerin, jagst auf dem Pferd durch die Felder. Du bist eine gute Frau, wir möchten einen Sohn von dir für das Gut.“

Ich schielte ängstlich nach meinem Mann, auch er wollte einen Sohn; ich war allmählich in seinen Augen zum nutzlosesten Wesen der Welt geworden: der unfruchtbaren Frau.

An einer andern Stelle wurde ich von den Arbeitern gepackt, hochgehoben und durch die Luft einer anderen Gruppe zugeschleudert. Das war wohl eine ehrenhafte Sache, ein Beweis ihrer Freundschaft, aber nicht besonders angenehm. Die Leute waren an ihre eigenen rundlichen Frauen gewöhnt und rechneten nicht mit meiner Leichtigkeit; sie schleuderten mich weit höher, als sie erwartet hatten, und ich war froh, wenn ich glücklich in den Armen der zweiten Gruppelandete.

Trotzdem war es eine schöne Nacht; die Menschen vergaßen ihre Feindschaft, der rote Mond erhellte frohe Gesichter, die Arbeiter, für eine Nacht die Herren, waren freundlich und gut.

ERNTEARBEITERINNEN UND KOLONISTEN

Zur Erntezeit kamen Arbeiterinnen von der Insel Moon. Sie trugen rote Kopftücher und waren energische Frauenzimmer, die sich nichts

sagen ließen. Dafür arbeitete jede von ihnen für zwei Männer.

Die Moonmädchen wohnten in einem eigenen Haus und hielten viel auf Sauberkeit und Ordnung. Sie waren immer mit allem unzufrieden, und die tyrannischesten Gutsbesitzer gaben ihnen in allen Punkten nach. Die Moonmädchen waren äußerst keusch, kein Mann durfte ihr Haus betreten, am Abend spazierten sie zu zweit umher, wie freigelassene Mohnblumen mit dunkelroten Köpfen.

Im Herbst, zur Kartoffelernte, wurden Russinnen angeworben. Sobald sie mich erblickten, wurde wieder die Frage laut: „Hast du schon einen Sohn? Wie, noch immer nicht? Warum hast du denn keinen Sohn?“ Sie schalten mit mir, hockten sich neben mich auf die Erde und gaben mir gute Ratschläge, wie ich endlich ein Kind bekommen könnte.

Die russischen Arbeiterinnen waren die Verzweiflung des Verwalters und der Vorarbeiter. Sie arbeiteten fleißig eine gewisse Zeit, dann setzten sie sich auf dem Feld hin und sangen Lieder. Kein Schimpfen, kein Drohen hielt sie davon ab. Erst wenn sie, ihrer Ansicht nach, genug gesungen hatten, kehrten sie an die Arbeit zurück.

Eine gefährliche Konkurrenz für die estnischen Arbeiter bildeten die deutschen Kolonisten, die auf vielen Gütern angeworben wurden. Auch mein Schwiegervater stellte in einem Herbst deutsche Kolonisten an. Sie kamen mit Kind und Kegel, untersetzte, breite, bäurische Gestalten mit

langen blonden und roten Bärten. Seltsamerweise sahen diese schwäbischen Bauern, die seit Generationen immer nur untereinander geheiratet hatten und auch jetzt noch schwäbelten, äußerst jüdisch aus. Die Kolonisten wurden nicht, gleich dem „estnischen Viehpack“, in irgendein Loch zusammengepfercht; sie bekamen anständige saubere Wohnungen und auch bessere Löhne und mehr „Deputat“.

„Es ist doch angenehm,“ meinte mein Schwiegervater, „mit Menschen zu tun zu haben, die unsere Sprache sprechen und denen die Ehrlichkeit auf dem Gesicht geschrieben steht.“

Und meine Schwiegermutter sagte begeistert: „Sie sind so gottesfürchtig, haben verlangt, daß ich ihnen jeden Sonntag eine Predigt vorlese und mit ihnen Choräle singe.“

„Genügt ihnen der Gottesdienst für den ‚Pöbel‘ nicht?“ fragte ich boshaft.

Es gab nämlich am Sonntag in den verschiedenen weit verstreut liegenden lutherischen Kirchen zwei Gottesdienste, einen für „das Volk“ — am frühen Morgen — und einen, am Vormittag, für die „Herrschaften“. Bei letzterem durfte kein „gemeiner“ Mensch zugegen sein; ich sah selbst einmal, wie der Kirchendiener einem alten Bauernweiblein, das die Frechheit besaß, den „Herrschaftsgottesdienst“ besuchen zu wollen, die Kirchentür vor der Nase zuschlug.

Am Sonntag kamen die Kolonisten in den großen Salon geströmt; sie forderten „eine recht lange Predigt“ und konnten sich an den

Chorälen nicht sättigen, wollten immer „noch einen“ singen.

„Die Frömmigkeit dieser einfachen Menschen hat wirklich etwas Rührendes“, sprach mein Schwiegervater, der nicht leicht gerührt wurde.

„Wie arbeiten sie denn?“ erkundigte ich mich etwas taktlos. Mir gefielen diese verschlagenen, von religiösem Eifer schwitzenden Bauerngesichter nicht.

„Sie haben sich noch nicht eingelebt. Aber du wirst sehen, daß sie, sobald sie sich heimisch fühlen, doppelt so viel leisten werden wie die Esten.“

Die Arbeitsverträge wurden in der Regel auf ein Jahr abgeschlossen. Während dieser Zeit durften die Arbeiter nicht kündigen — die Gutsherren eigentlich auch nicht, aber das wurde nicht so streng genommen. Der Barlohn wurde halbjährlich ausgezahlt; die Leute konnten daher gar nicht „ausreißen“. Die deutschen Kolonisten waren schlauer als die Esten; sie bestanden auf einer monatlichen Auszahlung. Als der Winter kam, waren die braven Leute bis auf einen langen, hageren rothaarigen Mann alle ausgerückt, ohne ein Wort zu sagen, bei Nacht und Nebel. Am Morgen standen ihre Wohnungen leer, und mein Schwiegervater hatte das Nachsehen.

Ich triumphierte, denn ich hatte meinen Mann mit vieler Mühe davon abgehalten, durch Anwerbung von Kolonisten unsern estnischen Arbeitern das Brot zu nehmen, und er hatte schließlich eingewilligt, abzuwarten, „wie sich die Leute in W. bewähren“.

Der „eine treue Kolonist“, der lange, rot-haarige Ulrich, wurde nun auf dem Gut zu einem großen Mann. Mein Schwiegervater machte ihn zum Unterverwalter und vertraute ihm blindlings, meine Schwiegermutter las allsonntäglich für ihn allein eine lange Predigt, und alle Familienmitglieder mußten mit ihm Choräle singen. Als „Andersgläubige“ war ich von diesen Hausgottesdiensten dispensiert, doch „machte ich mit“, wenn meine beiden jüngsten Schwäger daheim waren; mit ihnen zusammen ließ sich etwas „anstellen“. Wir erklärten: „Ja, wir kommen zur Betstunde, wenn wir die Choräle auswählen dürfen“. So sangen wir auch eines schönen Tages zum Entsetzen des gottesfürchtigen Ulrich einen alten Herrenhuter Choral, den ich in einem Memoirenbuch entdeckt hatte und der unter anderem die schöne Strophe enthält:

Ich bin ein arges Rabenaas,
 ein schlechter Sündenknüppel,
 der seine Sünden in sich fraß,
 so wie der Jud' die Zwippel.
 Herr, nimm mich Sündenhund am Ohr,
 wirf mir den Gnadenknochen vor
 und bring' mich armen Lümmel
 in deinen Gnadenhimmel.

Aber der rothaarige Ulrich war in der Tiefe seines Herzens selbst ein Sündenknüppel. Als ihn mein Schwiegervater vor der halbjährigen Lohnauszahlung nach der Bank in die nächste Stadt schickte, um das Geld, eine recht beträchtliche

Summe, zu beheben, verschwand Ulrich spurlos mit dem Geld. Meine Schwiegermutter erzählte es mir am Telephon und warnte: „Wenn ihr am Sonntag kommt, liebes Kind, so frag’ den Vater nicht wieder nach dem ‚letzten Mohikaner‘; er würde bestimmt sehr zornig.“

Auf dem Gut W. wurden keine deutschen Kolonisten mehr angestellt.

SCHWIEGERVÄTERLICHKEIT

Mein Schwiegervater huldigte dem alten deutschen Prinzip: in meinem Hause bin ich der Herr. Die ganze Familie zitterte vor ihm, sogar die erwachsenen Söhne. Er war ein schöner, unglaublich jung aussehender Mensch, ein vorzüglicher Reiter und Jäger, durch und durch von seiner Gottähnlichkeit überzeugt. Jeder Widerspruch machte ihn rasend. Seit seinem einundzwanzigsten Jahr, da er das Gut übernommen und geheiratet hatte, war sein Wille das einzig Maßgebende gewesen.

Ich hatte mich als Kind dermaßen vor meiner Mutter gefürchtet, daß mir die Knie zu zittern begannen, wenn ich nur ihren Schritt hörte; die Angst eines Kindes verstand ich. Aber daß erwachsene Menschen vor einem andern zittern können, begriff ich nicht. So kam es, daß der allgemein gefürchtete und verhaßte Gutsherr von W. in seinem zweiundfünfzigsten Jahr zum erstenmal im Leben einem Menschen begegnete,

der ihm zu widersprechen wagte, der sich nicht anschreien ließ und der, wenn es zu dem von allen andern so sehr gefürchteten „Krach“ kam, genau so unangenehm sein konnte wie er selbst.

Im Anfang war seine Verwunderung grenzenlos, er starrte mich an, als fürchte er, ich habe den Verstand verloren, brüllte lauter denn je, erklärte: „Wenn ich dein Mann wäre, ich würde dich windelweich schlagen.“

„Wenn du mein Mann wärst, so hätte ich dich entweder längst ermordet, oder du hättest gelernt, dich wie ein Gentleman zu benehmen.“

„Du vergißt, daß ich der Vater deines Mannes bin.“

„Dafür kann der Arme wirklich nichts.“

„Du hast zu schweigen, wenn ich rede!“

„Kannst du mir erklären, warum?“

Der „Krach“ zog sich hin; meine arme Schwiegermutter zitterte im Nebenzimmer, mein Mann machte ein besorgtes Gesicht, die kleinen Schwägerinnen verbargen nur mühsam ihre Freude.

Der Kampf endete meist damit, daß der Schwiegervater erklärte: „Mit dir ist nichts anzufangen“ und aus dem Zimmer ging.

Seltsamerweise empfand er trotz allem eine gewisse, mit Grauen gemischte Zuneigung für mich. Er war der einzige, der mir nicht immer wieder meine Kinderlosigkeit vorwarf. In den zwei letzten Jahren stritten wir fast nie, und er gab einmal in einer schwachen Stunde zu, daß es unmöglich sei, „mit dem kleinen mageren Frauenzimmer fertig zu werden“.

MÜDE SOMMER

Er wußte nicht, der allmächtige Tyrann, daß ich gerade damals auf einem Punkt angelangt war, da die Ostseeprovinzen und das Leben fast mit mir fertig wurden. Ich kränkelte viel, konnte nicht mehr reiten, nicht mehr schwimmen, nicht mehr weite Spaziergänge unternehmen, mußte den halben Tag auf der Chaiselongue liegen und hatte mehr als genug Zeit, nachzudenken.

Es waren keine erfreulichen Gedanken. Ich wußte genau, daß mein ganzes Leben ein Verrat an der Sache war, an die ich glaubte, immer stärker glaubte, je klarer ich in meiner Umgebung die Ungerechtigkeit und Unterdrückung sah. Als anständiger Mensch mußte ich fortgehen, ein neues Leben beginnen, arbeiten, der Bewegung dienen. Aber ich war so müde, daß mich nur nach Ruhe verlangte, und ich hatte Angst vor den Mühen und Sorgen eines selbständigen Lebens, dem ich mich nicht gewachsen fühlte.

Die Mutter besuchte mich und sagte zu mir: „Ich begreife nicht, wie du in dieser primitiven, uneleganten Umgebung leben kannst.“ Aber wenn ich mein Leben und meine Umgebung mit dem unserer Arbeiter verglich, schämte ich mich und begriff nicht, wie ich so gegen mein Gewissen handeln konnte.

Meine kleine Freundin Linda war nach Petersburg gezogen, alle Menschen, mit denen ich zusammenkam, hatten andere Überzeugungen, was sollte ich ganz allein gegen sie anfangen?

In der Ferne gab es eine große Welt, wo für das Recht gekämpft wurde, ich aber lag im Garten unter den hohen alten Fichten, las, strickte warme Kleider für die Arbeiterkinder und dachte, wenn hinter den wehmütigen Silberweiden die rote Sonne versank: Wieder ein nutzloser Tag, der zu Ende geht. Wird es in meinem Leben nur noch nutzlose Tage geben?

Mein armer Mann freute sich, weil ich „still und sanft“ wurde; er begriff nur nicht, weshalb meine übermütige Lustigkeit völlig verschwand. Immerhin war eine langweilige sanfte Frau angenehmer als eine lustige Krakeelerin.

Von diesen zwei letzten Sommern ist mir die Erinnerung an eine große Stille geblieben. Im kleinen Blumengarten, den ich nach dem Muster eines alten italienischen Klostergartens angelegt hatte, dufteten die Rosen, durch die silbernen Blätter der Weiden leuchteten golden die ungeheuren Ährenfelder, das Haus glänzte weiß im Sonnenschein, die Hunde lagen neben meinem Liegestuhl im Schatten und schnappten faul nach Fliegen. Nie hatte ich das Haus, den Garten, das ganze wunderschöne Gut so sehr geliebt wie jetzt, da ich mir sagte: Ich muß es aufgeben. Ich darf nicht von der Arbeit anderer leben. Und immer wieder fand meine Feigheit einen Ausweg, einen Aufschub: Ich bin krank, bin müde, könnte nichts leisten. Noch nicht. Noch einige Monate, ein Jahr des Geborgenseins, des Behagens.

EIN MORD

Im Spätsommer herrschte in der Umgebung große Angst. Allerlei seltsame Dinge ereigneten sich. Hier wurde einem Bauer die Scheune angezündet, dort fand ein anderer am Morgen seine Kühe tot auf der Weide. Es handelte sich nicht um „revolutionäre Umtriebe“, denn die Gutsbesitzer blieben von dem geheimnisvollen Schrecken verschont. Die Betroffenen waren ausnahmslos Bauern, die einen „schlechten Ruf“ hatten und von denen erzählt wurde, daß sie vor Jahren zu einer Einbrecherbande gehört hätten.

In einer schönen Sommernacht wurde heftig gegen die schwere verschlossene Haustür gepocht. Mein Mann öffnete; auf den Stufen stand weinend die Frau eines Pächters, der etwa zehn Minuten entfernt von uns wohnte: „Mein Mann ist ermordet worden! Vor einer halben Stunde. Jemand hat an die Haustür gepocht, und als er öffnete, wurde ihm eine Kugel durch den Kopf geschossen. Er war gleich tot.“

Mord, ein Mord in der Stille der Sommernacht, wenige Minuten von uns entfernt. Mein Mann steckte seinen Revolver zu sich.

„Telephonier' sofort an Wladimir Stepanowitsch, er soll Gendarmen schicken. Telephonier' auch nach Fellin um den Polizeihund. Der Reitknecht soll sofort satteln und die Bauern auftreiben, damit sie bei der Suche helfen. Hast du Angst?“

„Nein.“

„Dann geh zum Fluß hinunter, von der Seite könnte er fliehen. Ist dein Revolver geladen?“

„Ja.“

„Falls der Kerl an dir vorbeikommt, versuch', ihn ins Bein zu treffen. Ziel nicht zu hoch. Ich bin bald wieder da.“

Das Postenstehen am Flusse war nicht gerade gemütlich. Der Mond schien hell, die Büsche warfen unheimliche, wie lebendige Wesen sich bewegende Schatten, die Äste knackten und knarrten. Ich lockte Jacko, den Setter, nahe an mich. So standen wir reglos. Wenn der Mann nur nicht vorbeikommt, er ist ja ein Mörder, aber trotzdem, auf einen Menschen schießen, außerdem schieß ich so schlecht, ich treff' ihn bestimmt in den Bauch, wenn ich ins Bein schießen will!

Endlich löste mich einer der Vorarbeiter, der mit einer Flinte bewaffnet war, ab. Nun war bereits der ganze Hof auf den Beinen; aus allen Schatten huschten Gestalten hervor. Die Männer zornig, auf die Festnahme des Mörders erpicht, die Frauen jammernd und tödlich erschrocken. Als letzter kam der dicke Uriadnik vom andern Hof. Er meinte verschlafen, es sei eine Gemeinheit, in der Nacht einen Mord zu begehen und die Menschen aus dem Schlaf zu schrecken.

Mein Mann verteilte Flinten an die Leute und sandte sie in verschiedene Richtungen. Dann kam nach dem Grauen die Prosa zu ihrem Recht.

„Die Köchin soll Kaffee kochen und Butterbrote schmieren, damit die Bauern zu essen haben.“

Stell' auch Schnaps aufs Eis, für den Gendarmeriehauptmann.“

Es wurde allmählich wieder ganz still auf dem Hof. Dort unten, in der kleinen Hütte, die man vom oberen Stockwerk aus sehen konnte, lag ein Toter, irgendwo, in unserer Nähe floh der Mörder. Der Mond grinste höhnisch, im Osten begann der Himmel sich rosig zu färben.

Trapp, trapp, Pferdehufe auf der Landstraße. Unheimliche, harte Schläge, wie das Nahen eines drohenden Schicksals. Die Meute im Zwinger begann zu heulen. Ein russisches Kommandowort, die Gendarmerieabteilung machte vor dem Hause halt.

Der Gendarmeriehauptmann erklärte, er könne nichts unternehmen, ehe der Polizeihund da sei, und setzte sich gemächlich an den Frühstückstisch. Im Hof scharrten die angebundenen Pferde, und die jungen Arbeiterinnen scherzten mit den Gendarmen, bis sie von der großen Glocke zur Arbeit gerufen wurden.

Lautes Stimmengemurmel, schwere Tritte: die Bauern kommen. Ich sah aus dem Fenster: das ist ja eine Szene aus dem Bauernkrieg; so mag der arme Konrad aufmarschiert sein. Allen voran ein alter weißhaariger Bauer, in der Hand eine Sense. Ihm folgten Bauern mit uralten Flinten, mit Hacken und Flegeln, mit Sicheln und gewaltigen Eichenknüppeln. Wutverzerrte Gesichter, drohende Fäuste: „Wir reißen den Kerl in Stücke.“

Das Frühstück besänftigte sie ein wenig; aber sie wollten nicht auf den Polizeihund warten,

marschierten, sich in vier Trupps teilend, wieder ab.

Der Polizeihauptmann hatte sich an Kaffee und Butterbrot gesättigt; er begann Schnaps zu trinken und Hering zu essen.

Dann Räderrollen; in einem Bauernwäglein kam der große Dobermann angefahren, auf jeder Seite, gleich einem Gefangenen, von zwei berittenen Gendarmen eskortiert.

Die andern Gendarmen stiegen auf; der Hund wurde allen voraus zur Hütte des Ermordeten geführt. (Der Mörder hatte, wie in einem Kriminalroman, vor der Hütte seinen Ledergürtel verloren.)

Der Hund schnupperte eine Weile, dann nahm er die Spur auf; er raste wie toll über eine große sumpfige Wiese und bog nachher in den Kiefernwald ein, der sich neben der Landstraße hinzog. Hinter ihm die Gendarmen, mein Mann und einige bewaffnete Leute vom Gut.

Es war, als würde eine Meute auf einen Hasen losgelassen; irgendwo floh ein Mensch, kroch geduckt hinter Büschen einher, vermied angstvoll jede freie Stelle, watete durch Bäche, um die Spur zu verwischen. Hinter ihm her der Hund, die Gendarmen, die wütenden Bauern — Menschenjagd.

Gegen Mittag kam ein Bauer aus der Nachbarschaft gefahren und verlangte mich allein zu sprechen.

„Ich hab' einen Drohbrief erhalten. Wahrscheinlich von dem Mörder. Er droht, mir den

Hof anzuzünden. Telephonieren Sie für mich an die Polizei in O., sie soll mir zwei Gendarmen schicken.“

„Telephonieren Sie doch selbst.“

„Fällt mir nicht ein. Er hat auch gedroht, mich und jeden anderen zu erschießen, der sich an die Polizei wendet. Telephonieren Sie.“

Ich begriff, daß es dem Bauer lieber war, wenn ich erschossen würde statt seiner, und telephonierte.

Am Nachmittag kam der russische Untersuchungsrichter, ein harmlos aussehender, noch ziemlich junger Mann mit rundem Gesicht und runden Augen hinter der Brille. Er entsprach nicht im geringsten der Vorstellung, die ich mir von einem Untersuchungsrichter gemacht hatte, plauderte harmlos und freundlich und trank unglaublich viel Tee.

Langsam kehrten die Bauern zurück: sie hatten den Mörder nicht gefunden.

DAS VERHÖR

Der endlose Tag begann allmählich in den Abend hinüberzudämmern. Ein Gendarm ritt vor das Haus und meldete dem Untersuchungsrichter militärisch: „Wir haben ihn. Er war ungefähr vier Stunden vom Gut entfernt. Wir fanden ihn auf einer Wiese. Er ging wie verrückt um einen Heuschober herum.“

Das Gesicht des Untersuchungsrichters veränderte sich, die runden Augen funkelten hinter

der Brille; er befeuchtete sich die Lippen mit der Zunge und sah aus wie eine Katze, die eben eine Maus erblickt.

„Wann wird er hier sein?“ fragte er.

„Ungefähr in einer Stunde.“

„Er soll mir sofort vorgeführt werden.“

„Zu Befehl, Euer Hochgeboren.“

Der Untersuchungsrichter lächelte mich liebenswürdig an. „Jetzt werden Sie mich bald an der Arbeit sehen, Germinia Viktorowna.“

Er schritt durch alle Zimmer, um den besten Ort für seine „Arbeit“ zu wählen.

„Ja, das Arbeitszimmer des Barons ist am geeignetsten.“ Er rückte die Tischlampe zurecht. „So, hier sitze ich und dort im Licht der Kerl.“

Die Verfolger kehrten zurück; zwischen zwei Gendarmen, gefesselt, ein kleiner, blasser, verschreckter Mann, der nach nichts weniger als nach einem Mörder aussah. Die Gendarmen hatten auch keine Waffe bei ihm gefunden. Der Untersuchungsrichter ließ ihm keinen Augenblick Zeit zum Atemholen. Der Verhaftete wurde sofort ins Arbeitszimmer geführt und auf einen Sessel gedrückt, wo er im prallen Licht der Schreibtischlampe saß. Der Untersuchungsrichter lehnte sich in seinen Lehnstuhl zurück, von seinem ganzen Gesicht waren nur die Brillengläser zu sehen, in denen sich das Lampenlicht spiegelte.

Und dann begann das Verhör.

Anfangs beteuerte der Verhaftete seine Unschuld; wohl habe er den Schuß gehört, aber er sei zufällig dazu gekommen, der Mörder sei ihm

begegnet und habe ihn gezwungen, mitzugehen; ja, er wisse, wer der Mörder sei, aber er wage nicht, den Namen zu nennen.

Fragen prasselten auf ihn nieder wie Hagelkörner, jedes seiner Worte wurde seziert, zerfetzt, hin und her gedreht. Aus dem Dunkel schoß ein drohender dicker Finger vor. Die Stimme des Untersuchungsrichters war scharf wie ein Messer, kalt wie Eis. Bisweilen fragte er fast freundlich: „Also, so war es, so, so, so—o—o?“

Und dann schien plötzlich aus dem Dunkel sein runder Kopf vorzurollen, wie eine Kugel, geradeswegs auf den Verhafteten zu, die Brillengläser funkelten, und die schreckliche, kalte Stimme sprach gedehnt: „Sie lügen!“

Irgendwo hinter den heruntergelassenen Vorhängen lag Stille und Friede über den nächtlichen Feldern, irgendwo waren Menschen gut zueinander, irgendwo bekämpften sie sich ehrlich mit den gleichen Waffen, hier aber bohrte ein Mensch eine Schraube in das Gehirn eines andern, bohrte tiefer und tiefer und lächelte dazu.

Der Verhaftete verwickelte sich in Widersprüche, begann zu stammeln, über sein blasses Gesicht rann der Schweiß; seine Hände zitterten. Einmal bat er: „Wasser.“

Ich schnellte auf, aber eine Gebärde des Untersuchungsrichters hielt mich zurück. „Nicht jetzt, Germinia Viktorowna, nachher, wenn er gestanden hat, kann er alles haben, was er will.“

Auch mir zitterten die Hände und stand der Schweiß auf der Stirn. Vergeblich sagte ich mir:

„Der Mann ist ein ganz gemeiner Mörder, er hat einen einstigen Freund erschossen, er verdient es nicht besser“; ich hätte mich am liebsten auf diese tadellos funktionierende Maschine, den Untersuchungsrichter, gestürzt und sie zum Schweigen gebracht.

Nach einem zweistündigen Verhör gestand der kleine estnische Bauer einen Mord, den er, wie es sich später herausstellte, nicht begangen hatte. Er ertrug die Folter nicht länger. Hätte der Untersuchungsrichter mich derart verhört, auch ich würde den Mord gestanden haben.

Nun endlich durfte der Gefangene trinken und essen. Dann wurde er im Wagen von den Gendarmen nach O. gebracht.

Der Untersuchungsrichter war ein wohlerzogener Mensch; da wir das Arbeitszimmer verließen, fragte er mit freundlichem Lächeln: „Darf ich mich vor dem Diner ein wenig herrichten, Germinia Viktorowna? Eine derartige Arbeit strengt doch etwas an.“

Als der Polizeiwagen mit dem Gefangenen aus dem Hof fuhr, saß der Untersuchungsrichter, gekämmt, gewaschen, nach russischem Eau de Cologne duftend, mit gutem Appetit gesegnet, am Speisetisch und schwärmte von Petersburg.

VERRÄTER

Noch ehe die Pächterhütte das Unheimliche verloren hatte, das seit dem Mord über ihr schwebte, ereignete sich in Petersburg ebenfalls

ein Mord, der das ganze Land in heftige Aufregung versetzte.

Es war im Frühherbst. Wir waren zum Diner auf einem Gut, das dem Oberstallmeister des Zaren gehörte. Der Hausherr befand sich in Petersburg, seine amerikanische Frau und seine beiden hübschen Töchter verbrachten die Sommermonate auf dem Gut.

Diners im Herbst waren immer heiterer als zu andern Zeiten; die Ernte war, bis auf die Kartoffeln, eingebracht, die Jagdsaison nahte, die Gutsbesitzer waren zufrieden und guter Dinge. Während des Diners wurde die Hausfrau ans Telephon gerufen: ein Telegramm aus Petersburg.

Sie kam blaß und verstört zurück: „Stolypin ist ermordet worden!“

Einen Augenblick herrschte am Tisch tiefe Stille. Die Menschen sahen einander an, blaß, mit hartgewordenen Gesichtern. Keiner sprach die Worte aus, aber alle dachten dasselbe: „Das erste Signal. Es geht wieder los!“

Dann lachte ein alter Gutsbesitzer laut auf. Es klang unheimlich in der tiefen Stille.

„Wir werden uns wehren wie das erstemal!“ rief er entschlossen. „Mit dem Pack werden wir schon fertig werden!“

Ich blickte auf die Männer, die um den Tisch saßen, ja, die werden sich wehren, kämpfen bis zum äußersten, die haben keine Angst, freuen sich fast auf den Kampf. Das sind Menschen, die aus der Raubritterzeit in unsere Tage verschlagen worden sind, der Kampf ist ihr Element. Sie

werden gut kämpfen, weil sie unerschütterlich an ihre Sache glauben und weil es unter ihnen keine „Verräter“ gibt. In der ersten Revolution hatte es zwei „Verräter“ gegeben, zwei ältere Schwestern, die immer mit den Landarbeitern sympathisiert hatten. Als die Revolution ausbrach, hißten sie auf ihrem Schloß die rote Fahne und versorgten die Aufständischen mit Flinten. Das Schloß wurde vom „Selbstschutz“ der baltischen Barone eingenommen, die beiden Frauen nach dem nächsten Dorf gebracht. Hier zog man ihnen auf dem Dorfplatz vor allen Leuten die Röcke aus und schlug sie mit der Reitpeitsche auf das nackte Gesäß. Das waren „Standesgenossinnen“ gewesen; man kann sich vorstellen, wie es den andern Gefangenen, die keine Standesgenossen waren, ergangen ist.

Während am Tisch die andern wieder zu sprechen begannen, mußte ich unentwegt an die beiden „Verräterinnen“ denken. Sie waren typische baltische Frauen gewesen, keusch, schamhaft. Solange sie nicht wußten, was mit ihnen geschehen würde, hatten sie sich tapfer gehalten; dann aber waren sie zusammengebrochen und hatten weinend gefleht: „Erschießt uns, aber tut uns nicht diese Schande an!“

Mein Mann, der mir gegenüber saß, warf mir einen langen, forschenden Blick zu; er wußte, auf welcher Seite ich stehen würde, wenn es „wieder losging“.

Nach dem Diner bildeten die Männer kleine Gruppen, sie sprachen von „Bewaffnen“, „Selbst-

schutz“, „Hauptquartier“, davon, daß man beim ersten Anzeichen eines Aufstandes die „Frauen und Kinder ins Ausland schicken würde, um die Hände frei zu haben“.

Aber die Ermordung des Ministers war nur ein Wetterleuchten gewesen. Es wurde wieder still im Lande, und das Alltagsleben nahm von neuem seinen Gang.

*

Im nächsten Herbst schickte mich der Arzt nach Davos; ich hatte monatelang gefiebert und gehustet, ertrug das Klima nicht länger.

Ich weinte verzweifelt, als ich von dem lieben Haus und den vielen Hunden Abschied nahm; ich wußte, daß ich sie nie mehr sehen würde, wußte, daß das Schicksal mir zu Hilfe gekommen war, indem es mich aus dem Leben des Behagens und der Stille fortriß; es tat für mich den ersten Schritt; ging ich nun nicht weiter, so wäre es eine ganz gemeine Feigheit gewesen.

MANÖVER

Als der Zug sich der russischen Grenze näherte, sah man Soldaten und nichts als Soldaten, zu Fuß, beritten, Artillerie. Überall Uniformen. Es wirkte unheimlich im herbstlichen Frieden, preßte einem das Herz zusammen. Mein Gott, was treiben die vielen Soldaten so nah an der Grenze? Es ist doch Frieden. Ist es wahr, was gemunkelt wird, daß der

Zar die drohende Gefahr einer neuen Revolution durch einen Krieg ablenken will?

Die Sonne ging am Horizont unter, die Felder waren in Rot getaucht, Blut schien über sie zu strömen, und in der Ferne die Soldaten. Krieg?

„Manöver“, beruhigte mich ein Mitreisender, und als ich mich in Berlin auf einen Bekannten, den Hofmarschall der Kaiserin, stürzte: „Um Gottes willen, sagen Sie mir die Wahrheit, wird es zum Krieg kommen?“ lächelte er beruhigend: „Aber nein, regen Sie sich nicht auf. Deutschland will keinen Krieg. Und Rußland weiß genau, daß es mit uns nicht fertig werden kann.“

Er lebte am Hof, er mußte es wissen. Ich aber sah noch monatelang die russischen Uniformen nahe der Grenze.

Als der österreichische Thronfolger ermordet wurde, fielen sie mir wieder ein, und auch der Sonnenuntergang, die Ebene, auf der das Blut floß, das Blut unschuldiger Menschen, die, auf beiden Seiten, nicht wußten, wofür sie starben.

Bei Kriegsausbruch war ich noch in Davos. Es fiel mir leicht, „unpatriotisch“ zu sein, ich kannte die kriegführenden Völker zu gut — es gab unter ihnen kaum eines, dessen Blut nicht in meinen Adern floß —, um eines dem andern vorzuziehen, ich sah nur arme Teufel, die in den Tod getrieben wurden, sinnlos und nutzlos, und erkannte auch das einzige, das imstande ist, imperialistische Kriege zu verhindern.

ALS „RUSSIN“ IN ÖSTERREICH

Noch einmal sollte ich in meiner alten Welt untertauchen, ehe ich den Sprung in die neue wagte.

Im Jahre 1915 waren die Eltern in Karlsbad, der Vater, der sich von einem Schlaganfall nicht erholen konnte, wollte mich gerne sehen; aber wie konnte ich, die „feindliche“ Staatsbürgerin, nach Österreich reisen?

„Schreib an den Grafen Berchtold“, schrieb mir der Vater. „Er gibt dir bestimmt die Einreiseerlaubnis.“

Im alten Österreich war alles möglich, ich erhielt die Erlaubnis, und nun erlebte ich, die ich so lange die „Österreicherin“ in Rußland gewesen war, die „Russin“ in Österreich zu sein.

„Halten Sie nur keine pazifistischen Reden!“ warnten mich Davoser Bekannte, und auch der Vater schrieb: „Sprich um Gottes willen nicht vom Bombenwerfen und sag' nicht, daß alle Regierungen gehenkt werden müßten.“

So fuhr ich, mit guten Ratschlägen versehen, ins „Feindesland“.

An der Grenze gab es den ersten „Zwischenfall“. Ich hatte unter andern Büchern einen Band Shakespeare und Platos „Republik“ mitgenommen. Beide Bücher erregten den Verdacht der kontrollierenden Beamten.

„Das ist ein Engländer“, sagte der eine, den Shakespeareband mit grimmigen Blicken

betrachtend. „Den dürfen Sie nicht mit über die Grenze nehmen.“

Ich bemerkte bescheiden, daß der Autor doch schon seit einigen hundert Jahren tot sei.

„Er ist trotzdem ein Engländer. Das Buch kommt nicht hinein.“

Plato wurde von allen Seiten betrachtet; die Beamten waren sich nicht recht im klaren. Schließlich entdeckte der eine den Verlag: „Georg Müller, München.“ Er wandte sich an seinen Kollegen: „Der Schriftsteller ist ein Bayer; das Buch kann sie mitnehmen.“

Der Shakespeareband wurde auf der Schweizer Seite der Grenzstation deponiert; der „Bayer“ Plato durfte mit nach Österreich.

Gleich nach der Grenze kam ein Detektiv ins Abteil: „Wo ist hier die Russin?“

Ich gab mich zu erkennen. Er hielt mir eine lange, aber freundliche Rede über mein Verhalten und erklärte beruhigend: „Ich werde Sie schon im Auge behalten, Gräfin.“ (Gutmütig, wie die Österreicher nun einmal sind, gaben sie mir sofort meinen alten Titel wieder.)

Auf der nächsten Station stieg ein Türke ein. Der Detektiv stürzte sich auf den „Bundesgenossen“, der jedoch konnte nur Türkisch und Französisch, und die beiden waren nicht imstande, sich miteinander zu verständigen. Da kam dem biedereren Detektiv ein glänzender Gedanke: die „Russin“ kann bestimmt Französisch. Die „Feindin“ spielte den Dolmetsch zwischen den Bundesgenossen, und die Mitreisenden betrachteten

den Türken mit ebenso feindseligen Blicken wie mich.

An der Bahnstrecke arbeiteten russische Gefangene. Ich schenkte ihnen meine Zigaretten und redete mit ihnen in ihrer Sprache. Es war erschütternd, die Freude auf ihren Gesichtern zu sehen, als sie russische Worte hörten. Der freundliche Detektiv ließ mich gewähren: „Sie werden schon keine Spionage treiben“, meinte er gelassen. „Die Russen sind brave Kerle, wir können sie gut leiden. Haben die 's notwendig gehabt, mit uns Krieg anzufangen?“ Die Mitreisenden verhielten sich neutral, nur ein Reichsdeutscher sagte schroff: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, mein Fräulein, daß hier Standrecht herrscht.“

Die alte Österreicherin regte sich in mir: „Da kann man auch nichts machen!“

Von da an strafte mich der Reichsdeutsche mit Verachtung. In Linz fuhr mir der Zug vor der Nase weg; der nächste ging erst in sieben Stunden. Der Detektiv übergab mich einem alten Gendarmerieoberst: „Da haben 'S eine Russin. Aber sie ist nicht gefährlich.“

In der Stadt war ein Onkel von mir Statthalter; ich fragte den Gendarmerieoberst, ob ich nicht die Wartezeit bei ihm verbringen dürfe.

„So, so,“ meinte er gutmütig, „der Graf Ch. ist Ihr Onkel? Wissen 'S, das kann ein jeder sagen. Sie bleiben da.“

„Und wenn ich trotzdem in die Stadt gehe?“

„Dann schießen wir.“

„Werden Sie mich auch treffen?“

„Was glauben Sie denn, wir schießen berühmt gut. Probieren Sie's lieber nicht.“

„Darf ich meinem Onkel nicht telefonieren?“

„Nein.“

Der alte Herr war unerbittlich; ich mußte auf dem Bahnhof bleiben.

Ich hatte mich auf der Fahrt erkältet, meine Taschentücher reichten nicht aus. Ich wandte mich um Hilfe an den Gendarmerieoberst. Der rief einen Dienstmann: „Gehen Sie in die Stadt, kaufen Sie für die Dame ein Dutzend Taschentücher. Aber bringen Sie sie zuerst mir.“

Als der Dienstmann zurückkam, nahm er jedes der abscheulichen, mit einem bunten Rand geschmückten Taschentücher einzeln in die Hand und schüttelte sie. Dann erst bekam ich sie.

Der alte Oberst war ein freundlicher Mann und ein großer Kriegsgegner: „Das Ganze ist ein Blödsinn“, erklärte er. Ihm gegenüber konnte ich getrost „pazifistische Reden halten“. Als ich jedoch erklärte, daß ich in Pilsen übernachten wolle, wurde er streng: „Das könnt' Ihnen passen, wo die Skodawerke sind. Nein, fahren Sie nur schön bis Budweis. Und melden Sie sich sofort beim Bahnhofskommando.“

Gegen drei Uhr morgens erreichte ich todmüde Budweis und die Tür des diensthabenden Offiziers. Eine verschlafene Stimme gab Antwort: „Was ist denn jetzt wieder? Nie hat man seine Ruh'.“

„Ich muß mich beim Bahnhofskommando melden.“

„Warum denn?“

„Ich bin russische Staatsbürgerin.“

„Was sind Sie?“

„Russische Staatsbürgerin.“

Ein äußerst verschlafener, halbbekleideter Mann trat aus der Tür.

„Was sind Sie?“

„Russische Staatsbürgerin“, wiederholte ich geduldig und hielt das vom Minister des Äußeren unterzeichnete Dokument hin.

„Was wollen Sie denn da, wenn Sie eine Russin sind?“

Ich erklärte den Zweck meiner Reise.

Er griff nach dem Dokument.

„Ja, warum sind Sie denn russische Staatsbürgerin?“

„Weil ich mit einem Russen verheiratet bin.“

„So, warum haben S' denn einen Russen geheiratet?“

Er studierte das Dokument. „Ja so, der Berchtold. Na ja, wenn Sie früher Österreicherin waren. Is' schon gut. Sie können gehen. Morgen müssen Sie sich beim Bezirkshauptmann melden.“ Er seufzte tief. „Man hat doch nie seine Ruh'; jetzt kommt da mitten in der Nacht eine Russin daher. Na, gehn 'S jetzt. Glückliche Reis'.“

Der Dienstmann, dem ich mich in meiner Müdigkeit blindlings anvertraute, führte mich in ein schreckliches Gasthaus, in dem die Waschsüsseln an die Wand gekettet waren und die Leute nur tschechisch sprachen. Ich hatte nur einen Wunsch: eine Tasse Tee, aber die Wirte

wollten mich nicht verstehen. Ich beschloß, russisch zu sprechen; entweder ich werde verhaftet, oder ich bekomme meinen Tee, jedenfalls lohnt es sich, das zu riskieren. Ich hatte kaum „Tschai“ gesagt, als sich die Gesichter des Wirtes und der Wirtin veränderten. Mit einemmal war ich ein lieber Gast, ich bekam Tee und Gebäck und sogar eine große Kanne heißes Wasser zum Waschen, was bestimmt noch kein Gast dieses Wirtshauses verlangt hatte. Der Besitzer und seine Frau überboten sich an Freundlichkeit.

Als ich mich beim Bezirkshauptmann meldete, runzelte er die Stirn: „Sie müssen vierundzwanzig Stunden hier bleiben, Gräfin. Ich muß im Ministerium des Äußern Erkundigungen einziehen.“

„Schauen Sie, mein Vater feiert morgen Geburtstag, ich möchte so gern zur rechten Zeit dort sein.“

Es war ein Österreicher; er ließ mich weiterfahren, ohne Erkundigungen einzuziehen.

*

Ich hatte mich ein wenig vor dem Patriotismus der Österreicher gefürchtet, aber schon im Jahre 1915 war er völlig abgeflaut. Nur zwei Patriotinnen liefen mir über den Weg, Frau H., die Frau eines der größten „Zuckerfabrikanten“ von Österreich. Sie suchte meine Mutter auf, um mit ihr ein zugunsten der Verwundeten stattfindendes „Fest“ zu besprechen. Eine hübsche, äußerst elegante junge Frau mit einer wundervollen

Perlenkette um den Hals. „Wir werden durchhalten“, erklärte sie begeistert.

Nach ihrem Besuch fragte mich meine Mutter erstaunt: „Du bist doch Sozialistin, warum warst du so schrecklich hochmütig gegen Frau H.? Die arme Frau ist ganz verlegen geworden.“

Ich schwieg; die Mutter hätte meine Erklärung ja doch nicht verstanden.

Die zweite war eine Aristokratin, die den schönen Ausspruch tat: „Wenn ich an die vielen Toten denke, die im ‚Gotha‘ stehen . . .!“

*

Auf der Rückreise in die Schweiz kam ich in ein arges Dilemma. In Innsbruck bat mich ein Hotelier — er muß ein Menschenkenner gewesen sein —, einen Scheck auf Italien mitzunehmen und in der Schweiz an eine Bank zu schicken. Er müsse an einen italienischen Geschäftsfreund eine Zahlung leisten, der Krieg könne nicht ewig währen, und er verlöre, zahlte er nicht jetzt, viel Geld.

Weder der Hotelier noch der Geschäftsfreund interessierten mich, aber das Abenteuer war verlockend.

„Ich muß Ihnen sagen, Frau Gräfin, daß Sie eingesperrt werden, wenn der Scheck bei Ihnen gefunden wird“, warntemich der ehrliche Hotelier.

„Einerlei, ich nehme ihn mit.“

Als unser Zug die Grenze erreichte, stiegen mit mir nur drei Leute aus. Wir hatten zwei Stunden Aufenthalt.

„Das kann schön werden“, dachte ich; der gefährliche Scheck lag in meiner Handtasche. „Bei der langen Zeit zur Visitation muß ja der Scheck gefunden werden.“

Auf dem Bahnhofsperron lag ein großer zottiger Schäferhund. Ich war immer ein Hundenarr; auch jetzt vergaß ich die Gefahr, hockte mich zu dem Hund hin und begann mit ihm zu spielen. Er hat mich vor einem österreichischen Internierungslager gerettet. Der diensthabende Offizier entpuppte sich als Besitzer des Hundes; er hatte ihn aus Serbien mitgebracht. Der Anknüpfungspunkt war gefunden, und nun redete, redete und redete ich zwei Stunden lang, unaufhörlich, über Hunde, Krieg, Serbien, Rußland, bis endlich, endlich der Zug einlief und wir vier Passagiere — unvisitiert einsteigen durften.

Das alte K. K. Österreich versank in den Schatten der Nacht, ich habe es nie wiedergesehen.

„STRASTWI REVOLUZIA!“

Ein Moissi-Gastspiel in Davos, der „Lebende Leichnam“. Nach dem ersten Akt ein Telegramm, das ungeheure Aufregung verbreitete: Revolution in Rußland! Die Angehörigen der Zentralmächte horchten auf, die Russen stürzten wie verrückt aufeinander zu. „Strastwi Revoluzia!“ (Gegrüßt sei die Revolution!) Im zweiten Akt ging Moissis Kunst verloren, was kümmerte einen ein Leichnam, wenn er noch so lebendig war, dort

drüben im Osten gab es eine Auferstehung, neues Leben! Ein Alpdruck war von der Menschheit genommen, im Osten loderte das Licht empor, verhiess Friede, Brot und Freiheit: Revolution in Rußland!

Frauen sind kindisch; ich zog meinen Trauring vom Finger und kaufte mir einen neuen glatten Goldreif, einen Trauring mit der russischen Revolution. Aber hinter der Kinderei stak Ernst; ich bin ihr treu geblieben.

Nun fiel es leicht, den letzten Schritt zu tun, die letzten Fesseln abzustreifen, die mich an das nutzlose, behagliche Leben banden. Ich brach mit meiner alten Welt und wagte den Sprung in die neue. Ich lernte arbeiten, auf eigenen Füßen stehen (mein Mann erleichterte es mir, indem er auch nach der Scheidung, unter allerlei Vorwänden, meine Mitgift und meinen Schmuck zurückbehielt. Ich war ein „Klassenfeind“ geworden; als baltischer Edelmann hatte er nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, mich zu schädigen). Jetzt war ich kein einzelner mehr, der sinnlos gegen übermächtige Gegner ankämpfte, sondern ein winziger Teil eines großen Ganzen, dem ich, wenn auch in allerbescheidenstem Maßstab, dienen durfte.

Es war ein weiter Weg gewesen aus dem sorglosen Leben des Diplomatenkindes bis hierher. Vielleicht hätten andere ihn rascher zurückgelegt.

Hinter mir lag eine sterbende Welt der Privilegien, vor mir die neue, lebensvolle, die erst im Entstehen begriffen ist.

Unbewußt hat mir der „gräfliche Gotha“ meinen Weg prophezeit. Hinter dem Namen meiner Urgroßmutter stehen drei magische Buchstaben: K. P. D. — Kaiserliche Palast-Dame. Mit den gleichen Buchstaben darf auch ich meinen Namen irgendwie in Verbindung bringen — aber sie bedeuten etwas ganz anderes als hinter dem von Marie Louisens einstiger Gespielin.

Ende,
nein — Anfang.

INHALT

Im wohltemperierten Glashaus.	9
Entdeckungen	22
Der „Anker-Verein“	25
Dienerschaft	32
Die schöne Zirkusreiterin	36
„Besorgungen“	38
Die Frau von 1900	40
Kindheitstage	43
Lebensregeln	46
Die Verwandten in Wien	48
Die weite Welt	52
Englisches	57
Eine „böhmische“ Nase verpflichtet	64
Der Vater als junger Mensch	65
Onkel Anton	67
Das erste Stück Orient	69
Heimkehr	74
Pensionat.	75
Kloster	80
Villa d'Este	83
Tanger	84
Nur keine Komplikationen!.	91
Besuch im Rif	92
Sklavenhandel	95
Christliche Sitten und Gebräuche.	98
Ein Freund des Sultans	101
Ein Anarchist	103
Koteletten	107
Arabische Feste	108
„Admiral“ Raschid	110

Eine Schlacht	111
Der Antiquar	114
Andrea del Sarto	116
Fesseln	119
Natascha	122
Wieder im Orient	126
Ein Abenteuer	132
Garde de la Côte	133
Schinkenfleckerln	134
Legenden	136
Bakschisch	140
Die erste Station der Bagdadbahn	142
Ein Missionar	144
Masern	147
Diplomatensommerfrische	149
Die „Lorelei“	153
In Kleinasien	155
Rückkehr nach Europa	157
Achtstundentag	164
Heirat	166
Als Österreicherin in Rußland	171
Familientag	185
Winterstille	190
Nachbarn	194
Jagd	197
Petersburg	199
Besuch	206
Alltägliches	208
Die „russische“ Seele	213
„Verrückte“ Ideen	220
„On the Gentle Art of Making Enemies“	223
Ehe und Politik	225
Die „Geschichte mit Swiderski“	228
Sorgenbrecher	230
Das überflüssige Schlüsselbund	232

Haß im Land	233
Freunde	236
Ein Fest der Arbeiter	238
Erntearbeiterinnen und Kolonisten	240
Schwiegerväterlichkeit.	245
Müde Sommer	247
Ein Mord	249
Das Verhör	253
Verräter	256
Manöver	259
Als „Russin“ in Österreich	261
„Strastwi Revoluzia!“	268

